

Die Königin Luise   
 in ihren Briefen.

Eine Mitgabe für unsre Schüler.

Von

Dr. Eduard Küsel,

Direktor des Königlichen Luise-Gymnasiums zu Memel.

Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm.

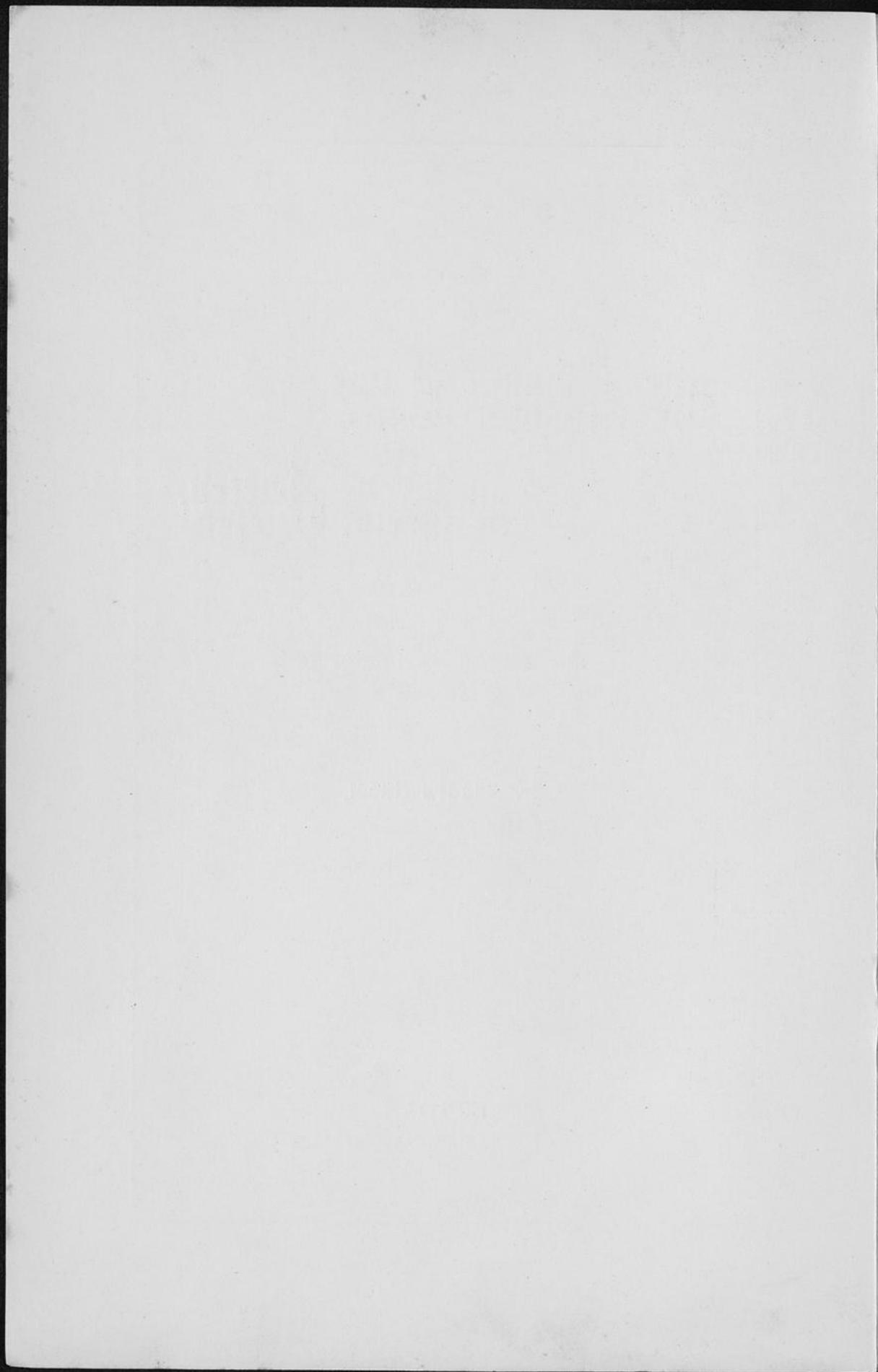
Memel.

Gedruckt bei J. W. Siebert.  
1900.



qme  
10 (1900)

1/2 dt.



Die Königin Luise   
 in ihren Briefen.

---

Eine Mitgabe für unsre Schüler.

Von

Dr. Eduard Küsel,

Direktor des königlichen Luise-Gymnasiums zu Memel.

---

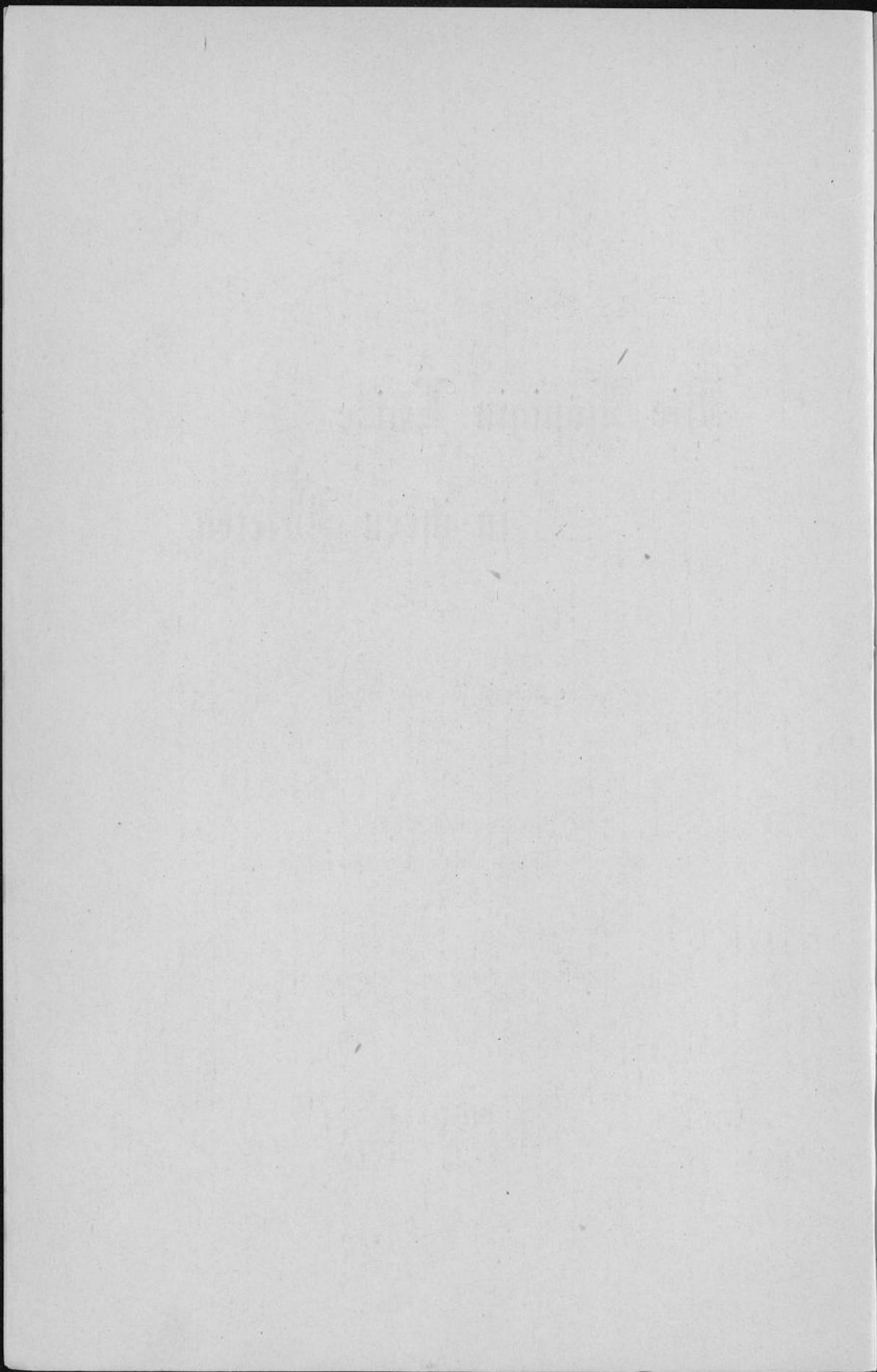
Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm.

---

Memel.

Gedruckt bei F. W. Siebert.

1900.



Dem Geheimen Regierungsrat  
Herrn Gymnasial-Direktor Professor Dr. Emil Grasse  
zu Königsberg i. Pr.,  
seinem hochverehrten Amtsvorgänger,  
in alter Anhänglichkeit und mit herzlichem Danke  
für die gebotene Anregung und Förderung  
bei vorliegender Arbeit

gewidmet  
vom Verfasser.



Als im Jahre 1813 der Glaube an alles Hohe und Schöne aus den Nebeln des Unheilbrudes wieder erwachte" — so<sup>1)</sup> schreibt Jouqué, einer der Kampfgenossen jener großen Zeit — „verbreitete sich — Gott weiß, wie — unter den Kriegern die holde Sage: Königin Luise lebe. Ihr Tod sei nur eine Täuschung gewesen, wofür ein wunderbar phantastisches Märchen den Grund angab. Wer hätte dem zu widersprechen vermocht? Es lag ja so tief und lebendig in der Sehnsucht eines liebenden Volkes das, wenn doch alles Gute und Schöne wieder erwachen sollte, auch seine gute Königin Luise wieder haben wollte.“ Fürwahr eine „holde Sage“ und ein die Königin wie ihr treues Volk in gleichem Maße ehrender Wunsch, aber doch nur ein „frommer“, für den es in seinem eigentlichen Verstande bei des alten, guten Blücher herbstärkendem Trostworte bleiben mußte:

„Unsere Heilige ist im Himmel!“

Aber in einem andern und zwar weit höheren, schöneren Sinne, da ward das phantastische Märchen alsbald doch „zur holden Wahrheit“: wenn auch zum Himmel verklärt, gestorben war die Königin darum doch nicht, „sie lebte und wird ewig leben“, wie der tieftrauernde König Friedrich Wilhelm III. selbst nach jenem schwersten aller Schicksalsschläge, der ihn betroffen, geschrieben,<sup>2)</sup> im Herzen aller Patrioten“

Dem nicht bloß damals, als es die Freiheit des freventlich geknechteten Vaterlandes, für welches sie die „mater dolorosa“<sup>3)</sup> geworden,

<sup>1)</sup> Vergl. Adami: „Königin Luise“, 11. Aufl. S. 401.

<sup>2)</sup> Blasendorff „Die Königin Luise in Pommern“ teilt S. 91 mit, daß der König der Frau von der Osten in Plathe, bei deren erstgeborener Tochter die Königin einst in einem ebendasselbst S. 20 mitgeteilten eigenhändigen Schreiben die erbetene Patenschaft angenommen hatte, auf ihre Beileidsadresse nebst einem huldvollen Dankschreiben eine Tasse mit dem Bildnis der Königin und der Inschrift: „Sie lebt ewig im Herzen aller treuen Patrioten“ in der Erwartung, daß ihr „dies ein werthtes Andenken an die Verewigte sein und für ihre Tochter bleiben wird“, geschickt habe.

<sup>3)</sup> Nach einem in seinem Lebensbilde „Königin Luise“ von Ferdinand Schmidt S. 144 citierten Worte Karl Freytags: „Der Augenblick, der der Königin die größte Demütigung und den verzehrendsten Schmerz bereitete, gab ihr dafür die Weihe der Unsterblichkeit. Denn auch die idealste Gestalt zerfällt, Wohlthaten werden vergessen, Thränen trocknen sich. Im Kleinen haben all unsere Elternmütter das Glend jener

galt, schwebte ihr Bild und Name — eine „köstlichere Fahne“, als welche die königlichen Hände gefertigt hatten“<sup>1)</sup> — den deutschen Heeren im Kampfe siebringend voran, nicht bloß damals war sie mit Körner's schönstem Gedächtnisworte „der gute Engel für die gute Sache“, nein auch in unsern Tagen ist ihr Andenken der Talisman für Deutschlands Größe geworden, und was die beste Freundin<sup>2)</sup> unserer Königin von der Begeisterung, die alle Herzen für die Unvergessliche ergriffen hatte, im Jahre 1814 geschrieben:

„So mächtig war die Liebe der Preußen zu ihrer Königin und der Glaube an ihre Tugenden, daß, was selbst nach ihrem Dahinscheiden Bedeutendes, Großes und Erhabenes geschieht, sich an ihren Segen anknüpft und zu ihr zurückkehrt“,

dies und nichts anderes war es, was die Seele unseres Volkes auch im Jahre 1870 mit neuer, bis tief ins Innerste dringender Macht bewegte, als es seinen greisen König, Luise's großen Sohn, in jenen Zunitagen am Grabe seiner Eltern im Charlottenburger Museum knien sah, um sich zum aufgezwungenen Kriege an solcher Weihstätte im Gebet, wie er's von ihr, der Mutter ohnegleichen, in frühen Tagen schon gelernt, die rechte Kraft und Stärke zu suchen und zu finden: auch damals war es ein „großer und rührender Gedanke, daß so von Neuem wieder jedes große Gefühl für das Vaterland, für deutsche Freiheit und Unabhängigkeit an das Andenken dieser geliebten Königin sich anknüpfte und gleichsam erst durch sie geheiligt ward.“

Und so ist denn in der That unsere Königin Luise, was die Geschichte des 19. Jahrhunderts, die nun vor uns abgeschlossen liegt, immer von Neuem auf das Erhebendste bestätigt hat, zu jenen „Persönlichkeiten“ zu rechnen, „welche einer höheren Ordnung der Dinge anzugehören scheinen, von denen ein Hauch des Ewigen ausgeht“, und es ist dann nur zu wünschen, daß die Tugenden, die nach dem Zeugnis aller sie nicht bloß zu einer Zierde ihres Geschlechts auf einem Königthrone gemacht haben, sondern auch von nachhaltigstem Einfluß auf die sittliche Wiedergeburt

Tage wie die Königin durchgemacht; in ihrem Stande mochten sie schön und glücklich gewesen sein, wie Luise auf ihrem Thron; aber sie allein war auserwählt, für alle Zeiten als die mater dolorosa des besiegten Preußens, des zertretenen Deutschlands dazustehen.“

<sup>1)</sup> Schleiermacher. Vgl. hierzu Mommsen's schönes Bild aus seinem zur Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag der Königin am 23. März 1876 in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag (Berlin bei Reimer 1876 S. 25): „ihre verklärte Gestalt zog wie der Engel mit dem Flammenschwert vor Blücher's und York's Schaaren voraus“; später (S. 32) nennt er die Königin noch „die Iphigenie des Befreiungskrieges.“

<sup>2)</sup> Frau von Berg: „Unverwelkliche Herzensblätter“ aus dem Tagebuche der Königin Luise.“ Vgl. Engel, Königin Luise S. 151.

unseres Volkes nach dem Zusammenbruch von Jena gewesen sind, vor allem ihr sieghafter Glaube an eine moralische Weltordnung demselben auch im neuen Jahrhundert, wo so viele und so wichtige Aufgaben auf allen Gebieten des Lebens, insonderheit auf den socialen ihrer notgedrungenen Lösung harren, als kostbarstes Vermächtniß aus Deutschlands schwerster Zeit, ein sicheres Palladium für gute wie für böse Tage, erhalten bleiben möchten.

So kann es denn auch nur auf das Freudigste begrüßt werden, daß jetzt gerade an der Jahrhundertwende uns jene Quelle, aus der von jeher die Geschichte ihre schönsten Zeugnisse für das hohe, idealische Wesen dieser unvergeßlichen Königin geschöpft hat, immer reichlicher zu fließen begonnen hat; denn nichts gewährt der Nachwelt einen tieferen Einblick in ihr Seelenleben, als ihre Briefe, von denen uns das Hohenzollern-Jahrbuch<sup>1)</sup> nun zum dritten Male schon so manchen neuen Schatz gebracht.

Denn was Frau von Berg a. a. O. von dem Eindrucke, den die Königin Luise im persönlichen Verkehre auf alle, die ihr nahen, gemacht habe, berichtet:

„Es war etwas in ihr, was man eine Verklärung des Lebens nennen könnte, was dem Gewöhnlichen im Leben so ungleich war und in dessen Nähe man sich gleichsam veredelt und beglückt fühlte,<sup>2)</sup> das gilt in dem nämlichen Maße auch von ihren Briefen, die einen Treitschke<sup>3)</sup> unter vielen anderen, denen es ähnlich ergangen, zu dem begeistertsten Lobe fortgerissen haben: „Vor diesen<sup>4)</sup> Briefen der schmerzbeladenen, hoffnungstarken Königin wird uns ein uraltes Gefühl des Germanenherzens wieder lebendig: die fromme Scheu vor dem Weibe; und wir verstehen, warum unsere Ahnen einst im Dickicht der chernuskischen Wälder eine heilige und weissagende Macht, *sanctum aliquid providumque* an ihren Frauen ehrten.“ „Allerdings“ — so müssen wir hier, um eine

<sup>1)</sup> Vergl. Paul Baillens Aufsätze und Veröffentlichungen in den bisher erschienenen 3 Bänden des Hohenzollern-Jahrbuchs von Paul Seidel 1897 bis 1899.

<sup>2)</sup> Vergl. Treitschke, Festrede zum 10. März 1876 S. 7: „Nach dem Tage von Jena mußte auch Preußen den alten Fluch besiegtter Völker ertragen: eine Flut von Anklagen und Vorwürfen wälzte sich heran wider jeden Mächtigen im Staate. . . Allein vor der Gestalt der Königin blieben Verläumdung und Parteilichheit ehrfürchtig stehen; nur Eine Stimme von Hoch und Niedrig bezeugt, wie sie in den Tagen des Glückes das Vorrecht der Frauen übte, mit ihrem strahlenden, glückseligen Lächeln das Kleine und Kleinste zu erklären, in den Zeiten der Noth durch die Kraft ihres Glaubens die Starken stählte und die Schwachen hob“: nach Hufeland „die leuchtende und erwärmende Sonne ihres Horizontes.“ —

<sup>3)</sup> Treitschke a. a. O. S. 15.

<sup>4)</sup> Gemeint sind die aus unserm Norden in jenen Unglückstagen geschriebenen Briefe.

derartige Wirkung, wie sie sonst wohl von Briefen ohne Beispiel bleiben dürfte, in ihrem letzten Grunde zu verstehen, mit Frau von Berg gleich noch fortfahren — „kann das Wort nur da als die wahre Offenbarung eines geistigen Lebens gelten, wo die Rede sich in treuer Uebereinstimmung mit dem Grundton des ganzen Wesens darstellt, wo jedes Wort ein Schlag des Herzens, ein Klang der Seele, kurzum wo das Wort eben nur die wahrhafteste Aeußerung eines wahrhaften Innern ist. Darin ruht das ganze Geheimnis, ruht aller Zauber der Beredsamkeit, der echten, die keine Kunst ist, sondern eine Tugend.“

Wahrscheinlich, treffender als mit diesen Worten konnte der springende Punkt hier nicht bezeichnet werden! Denn keine Tugend stand der Königin Luise während ihres ganzen Lebens höher als die Wahrheit, wie sie dies selber unter anderm in einem Briefe an den Kriegsrat Scheffner, „dessen Freimütigkeit für sie die Würze ihrer mündlichen und schriftlichen Unterhaltung mit dem noch jugendlich munteren Greise war“<sup>1)</sup>, besonders betont, wenn sie ihm für seine Glückwünsche dankend d. d. Königsberg, 11. März 1808 schreibt:

„Ihr Andenken an den Tag meiner Geburt und wie Sie dessen gedachten, ist mir recht teuer, weil ich Sie recht aufrichtig schätze. Sie sagen mir in Ihrem Briefe, daß Sie keines meiner Worte vergessen; so werden Sie sich auch leicht besinnen, daß ich nie anders rede, als ich es meine und daß Wahrheit den Grund meines Charakters ausmacht“ — eine Aeußerung, die sofort ihre vollste Bestätigung erhält, wenn wir sie in einem anderen Briefe aus den nämlichen Tagen — an ihre Schwester Friederike, Königsberg, Juni 1808<sup>2)</sup> — unter Betonung desselben Princips ein, wie sie glaubte, unverdientes Lob mit folgendem herrlichen Bekenntnis ablehnen hören:

„Ich habe nun auch die Bekanntschaft des Professors Süvern gemacht. Das hat mich in Verlegenheit gesetzt; denn Süvern sagte mir ein Lob, von dem ich fühle, wie wenig verdient es ist — sagte mir: mein Urtheil über seine Geschichte<sup>3)</sup> sei so treffend als schmeichelt für ihn. Doch — unwissend wie ich bin, kann nur die Majestät, die mich umgiebt, ihn über mein Urtheil geblendet haben, und tief durchdrungen von dieser Ueberzeugung, habe ich von seinem Geiste an sein Gemüt appelliert — denn Gemüt hat er — und ich habe ihm darauf geantwortet, daß mein Beifall unmöglich Wert für ihn, den Kenner

<sup>1)</sup> Vergl. Adami a. a. O. S. 231; der Brief, der sich im königl. Staatsarchiv zu Königsberg befindet, ist bei Braum „Luise, Königin von Preußen in ihren Briefen“ unter Nr. 56 ganz abgedruckt.

<sup>2)</sup> Bei Braum Nr. 59, vergl. Adami S. 289.

<sup>3)</sup> Das Nähere darüber wird aus dem nächsten, weiter unten folgenden zweiten Briefe an den Kriegsrat Scheffner ersichtlich.

haben könne. Dagegen möge der Gedanke ihm einen kleinen Ersatz gewähren, daß er in dieser schrecklichen Zeit des Unglücks und der Thränen meinem müden Geiste aus dem Quell der Wissenschaft ein Labfal verschafft habe, wofür ich ihm stets Dank wissen werde. Er hat hoffentlich verstanden, was ich damit sagen wollte — wo nicht, so wird er wohl von Scheffner hören, daß Wahrheit mir über Alles geht und daß ich diese als die Seele eines Geschichtsgelehrten ansehe.“

So sind denn in der That ihre Briefe überall nichts anderes, „als die wahrhafte Aeußerung eines wahrhaften Inneren“ wie Frau von Berg es oben nannte, und in diesem Sinne beruft sich denn auch die Königin selber in einem jener tief ergreifenden Briefe,<sup>1)</sup> die sie hier von Memel aus an ihren Vater geschrieben hat und die später auch zu vollem Abdruck kommen werden, ausdrücklich auf denselben mit dem begründenden Zusatz: „es ist meine Seele, es ist mein Herz. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn lesen, bester Vater!“

Müssen somit also die Briefe der Königin in der That für den treuesten Seelen Spiegel gelten, den die Nachwelt von ihr besitzt, so liegt andrerseits bei der Tiefe des darin sich offenbarenden Gefühls und der Höhe ihrer Gedankenwelt, mit der sie das ganze Leben als treue Tochter, zärtliche Schwester, liebende Gattin, vortreffliche Mutter und — last not least — als christliche, deutsche Königin<sup>2)</sup> umfaßt, zugleich ein so unvergleichlich großer erzieherischer Wert in ihnen, daß nichts für die Bildung unserer Jugend ersprießlicher sein kann, als auch sie in das Allerheiligste dieses Herzenstempels einer königlichen Frau zu führen, „zu deren Natur“, wie sie es hier selbst einmal ihrem Vater bekennt, „es von jeher gehörte, in hohen Vorbildern zu leben“ und die nur in ernstester Beschäftigung mit solchen „der Aufgabe ihres Lebens: sich mit klarem Bewußtsein zur innern Harmonie zu bilden“ genügen zu können glaubte. Ist doch in dem Briefe, welchem diese letzte Aeußerung der Königin entnommen ist, zugleich ein so vortreffliches Erziehungsprogramm im Großen enthalten, daß keine Schule für ihre Zöglinge beherzigerwertere Lehren aufstellen könnte, als sie sich hier die Königin zur Richtschnur ihres eignen Strebens gemacht hat. Es mahnt uns gewissermaßen an das Sokratische: „Ich weiß, daß ich nichts weiß, aber daß ich nach Wissen streben müsse“ und das alte delphische *γνῶθι σεαυτόν* „Erkenne dich selbst“, die erste notwendige Grundbedingung alles geistigen Fortschrittes, wenn wir „die

<sup>1)</sup> Braun No. 39, Adami, S. 237, Horn, S. 128.

<sup>2)</sup> Basse: „Die Königin Luise von Preußen und ihre welthistorische Bedeutung“ Köln 1870 S. 68.

damals schon reife Frau und vielbewunderte Königin<sup>1)</sup> vor keiner Frage, um Mängel ihres Jugendunterrichtes auszufüllen, zurückschrecken sehen und dabei Grundsätze aussprechen hören, die in mehr als einem Betracht der Macheiferung von alt und jung sich für alle Zeiten wert erzeigen. Schon darum verdient dieser Brief, der überdies zu ihren Aeußerungen über Professor Süvern, wie sie soeben aus ihrem Schreiben an ihre Schwester Friederike mitgetheilt worden, die notwendige Ergänzung und Erläuterung bildet, zumal sie nach Treitschke<sup>2)</sup> „kaum etwas Liebenswürdigeres geschrieben, als die naiven Briefe an ihren alten, freimütigen Freund, den Kriegsrat Scheffner“, an den auch dieser gerichtet ist, geschrieben hat, zunächst in seinem ganzen Wortlaut<sup>3)</sup> hergesetzt zu werden: „Guten Morgen, Herr Scheffner“, beginnt die Königin, „Ich wünsche, daß Sie sich besser befänden, wie ich. Heute schicke ich Ihnen die 4. und 5. Vorlesung zurück, die mir unaussprechlichen Genuß verschaffen. Könnt ich nur einmal selber Professor Süvern danken; allein ich schäme mich, gerade zu Ihnen herausgesagt, meiner Unwissenheit<sup>4)</sup> Ich empfinde recht tief die schönen Wahrheiten, auf denen sein ganzes Prinzip ruht; und doppelt fühl' ich mich hingerissen, die Aufgabe meines Lebens: mich mit klarem Bewußtsein zur inneren Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen.

Recht schade ist, daß die schöne Griechenvwelt voll Unschuld und die kräftige Römerwelt nicht hat dauern können; die Zeit des Abfalls und ihre Niedrigkeit hat mich wahrlich ergriffen, weil leider die jetzige ihr sehr gleicht. Wollten nur die Menschen die Augen nach innen wenden, vielleicht fänden sie noch Kraft, das Sklavenjoch abzuschütteln; aber sie thun es nicht, so stehen keine alten Ritter auf, für das Recht, den Glauben und die Liebe zu kämpfen. Mit wahrer Andacht kniete ich in Gedanken an dem Altar der Burgkapelle und betete für bessere Zeiten zu dem Allmächtigen. Erlebe ich sie auch nicht mehr, gehe es nur meinen K i n d e r n

<sup>1)</sup> Treitschke a. a. O. S. 9.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 8 f.

<sup>3)</sup> Bei Braun Nr. 58; vergl. dazu Adami S. 284 f.: Süvern seit 1807 Professor der alten Litteratur an der Universität in Königsberg . . . las im Winterhalbjahr 1807—1808 über allgemeine Geschichte des neueren Europa. Die Vorlesungen fanden solchen Anklang bei den Hörern, daß er veranlaßt wurde, sie vor einem Kreise geistig reger Männer und Frauen in Königsberg zu wiederholen. Die Königin hörte davon. Sie bat den alten Scheffner, ihr eine Abschrift der Vorträge zu besorgen. Und mit welchem Eifer sie diese ursprünglich akademischen Vorlesungen las, man kann sagen, studierte, das erhellt aus ihren, sie selbst ins schönste und wahrste Licht stellenden Briefen an Scheffner“. — Die Handschrift der Vorträge befindet sich — nach Gebhardt „Wilhelm von Humboldt als Staatsmann“ S. 133 — im Besiz der Litteraturarchivgesellschaft zu Berlin.

<sup>4)</sup> Wie anders Professor Süvern über ihr geschichtliches Urtheil dachte; geht aus dem vorher citierten Briefe an ihre Schwester hervor!

und durch sie meinem Volk wohl! Ich weiß, die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit; deswegen sollen meine Kinder gute Menschen werden, um wohlthätig auf ihr Zeitalter zu wirken. Wenn ich so die Hefte ansehe, wie sie mit Bleistift befudelt sind, so schäme ich mich schon wieder, weil Stein sie so lesen wird. Er kennt mich noch weniger als Sie, was wird er denken? Die Hieroglyphen meines Herzens kann nur der raten, der mich genau kennt. Vergangenheit, eigene Erfahrungen und Schicksale, Gegenwart, Hoffnung, alles habe ich darin angedeutet und hätt' es noch viel mehr gethan, wüßt' ich nicht, daß außer Ihnen noch jemand sie sähe. Doch einige Fragen. Welche Kriege nennt man die punischen? Gingen diese alle gegen Karthago? Die gracchischen Unruhen, welche sind die? Verzeihen Sie, Sie haben es mir aber erlaubt. Dann bitte ich Sie, die 4. Vorlesung aufzuschlagen und die Linien, wo die Kreuzchen sich befinden, zu überlesen. Die Zeit, wovon er da spricht, ist sie nicht die, welche Süvern das Zeitalter der Germanen nennt? und wo die schöne, edle Ritterzeit zu ihrer schönsten Blüte gediehen war?

Wenn der Minister Stein die Hefte gelesen hat, so bitte ich Sie, schicken Sie sie mir wieder. Ich blättere dann hin und wieder, zerstreue mich so herrlich von der drückenden Gegenwart hinweg, mache mir die angestrichenen Stellen immer mehr zu eigen und vergesse es nicht mehr, hoffe ich. Ich habe noch eine ganze Seite zu lesen, dann mache ich das Packet zu. Adieu bis — dahin. Habe ich recht verstanden, so löste sich das Zeitalter der Germanen auf, weil sie mehr ihren Gefühlen und ihrer Phantasie folgten, als dem Verstande, der (wie man sagt) richtiger wägt, Gehör gaben. Haben Sie die Güte und sagen mir, was Hierarchie eigentlich ist, ich habe keinen deutlichen Begriff davon.

Nun ist es wahrlich genug, und ich habe Sie schön mit Fragen belästigt. Fragt man aber nicht und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm. Und ich hasse entsetzlich die Dummheit. Ihre Nachsicht macht alles wieder gut und heilet die Wunden, die ich heute der Eitelkeit schlug, die ich gern dem Besseren opfere. Sie wollen mir nun nicht das sechste Hefstchen schicken, sondern die Schlußreden. Warum? Ich bin mit Freundschaft und Hochachtung Ihre affectionierte

L u i s e .

Den 20. Juni 1808, Hippels Garten.<sup>1)</sup>

„Können Sie morgen früh zu mir kommen, so wird es mich freuen doch lieber übermorgen. Wollen Sie einen Wagen haben, so schicken Sie in den königlichen Stall, ich werde dafür sorgen, daß Sie einen bekommen.“

<sup>1)</sup> Heute Luifenwahl auf den Hüfen.

„Dieser Brief der Königin,“ fährt Adami a. a. D. S. 287 fort, (von Rudolf Reiche in Königsberg aus Scheffners Papieren in der alt-preussischen Monatschrift zu Tage gefördert) entspricht ganz dem „Memento“, das sie aus Herders morgenländischer Blumenlese auf einen ihrer „Denkzettel“ schrieb:

„Unwissenheit ist vor dem Tode Tod:  
 Lebend'ge Gräber sind Unwissende,  
 Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,  
 Weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf.“

Und so hielt sie es denn auch mit ihres Lieblingsdichters Schiller Mahnung, mit der sie, wie jener seine „Ideale“, einen Brief<sup>1)</sup> an ihren Bruder Georg aus dem Jahre 1803, nachdem sie ihm kundgegeben, daß sie sich mit der Geschichte Karl V. beschäftige und daß sie Gibbon vorgenommen habe, also bezeichnend abschließt:

„Und laß und laß, daß mir Hören und Sehen verging:  
 Beschäftigung, die nie veraltet,<sup>2)</sup>  
 Die langsam schafft, doch nie zerstört,  
 Die zu dem Bau der Ewigkeiten  
 Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,  
 Doch von der großen Schuld der Zeiten  
 Minuten — Tage — Jahre streicht.“

Von solchem Bildungstriebe beseelt verschmähte es also die Königin auch in ihrem späteren Alter nicht, zu den Füßen derer zu sitzen, von denen sie Bereicherung ihres Wissens und Erkennens mit Recht erwarten durfte. Und so schreibt sie denn auch nach jenem seeben mitgeteilten so schönen, großen Briefe bald wieder im Sommer 1808 an ihren alten Freund und Berater, den Kriegsrat Scheffner, um ihn um weitere Belehrungen über Nichtverstandenes in den Säuverschen Hefen zu bitten, und zwar in einer Weise, daß sich zu Eingang gleich das liebenswürdige Zartgefühl der Schreiberin, das aller Herzen so bezauberte, ebenso rührend wie ungezwungen zu erkennen giebt: „Schon wieder einen Brief“ — so lautet er — <sup>3)</sup> „mit lauter Bitten, von denen Sie mir aber die erste absolut nicht abschlagen dürfen. Wenn Sie zu mir kommen, so kommen Sie in Stiefeln heraus und nicht in zarten Strümpfen; ich bitte — Sie verleugnen das Alter; ich aber liebe es, deshalb will ich zu Ihrer Erhaltung beitragen, so viel ich kann. — Nun kommt das andere Gequäle! Haben Sie doch die Güte und schlagen Sie mir zu Liebe nochmals die Hefte von Säuvern auf und setzen Sie die Jahreszahlen beim Anfang

<sup>1)</sup> Vergl. Horn „Das Buch von der Königin Luise“, fünfte neubearbeitete Auflage 1898 S. 88.

<sup>2)</sup> So schreibt die Königin statt „ermattet“.

<sup>3)</sup> Braum, Nr. 60; vergl. Adami a. a. D. S. 288.

jedes Zeitalters daneben. Das Zeitalter der Griechen, seine Dauer — wo der Verfall anfängt und alles aufhört. So auch der Römer und des vielgeliebten Germaniens. — Unbeschreiblich gütig wären Sie, wenn Sie noch die Namen hinzufügen wollten, unter denen jedes blühte und welkte. Ich schicke Ihnen zugleich die sechste Vorlesung. Lieber wäre es mir, wenn Süvern sie eigens dem Minister Stein zuschickte; denn diese ist mit Strichen und Anmerkungen, als wenn ein Schulknabe seinem Lehrer antwortet. Alles, was ich daraus geschlossen, was ich gedacht habe, lege ich bei. Können Sie sich daraus zurecht finden und es anordnen, so ist es mir lieb — und noch lieber, wenn Sie als gütiger Lehrer den Schulknaben mal wieder berichtigen wollten und mir aus Güte sagen, wo ich ganz fehlte, wo ich recht hatte. Dazu gehört aber, daß Sie das Heft wieder mitbringen.“

So die Königin, deren „wahrhaftige Natur keine Phrase, keinen halbverstandenen Begriff duldet.“ Und doch hatte nicht bloß Professor Süvern ihr gegenüber mit seinem Lobe über ihre geschichtlichen Studien, wie wir vorher gesehen, nicht zurückgehalten, sondern auch Scheffner selbst, der freimütige, ihr „gütiger Lehrer“ hier, hatte seiner „erlauchten und doch so demüthigen Schülerin“ auf jenen ersten Brief vom 20. Juni 1808 sofort am folgenden Tage mit der offenherzigsten Bewunderung — ein Zeugnis, das zur richtigen Beleuchtung ihres so doppelt bedeutsamen Verkehrs mit Männern von Geist und Bildung nicht übergangen werden darf — also geantwortet: „Ew. K. M. Allergnädigstes Schreiben erhielt ich, als ich eben mit der Durchsicht der beiliegenden Süvernschen Vorlesungen beschäftigt war. Wie wenig Recht haben Ew. K. M. doch, darüber zu klagen, daß Sie nicht immer alles verstanden. In den Kunstwörtern und Namen steckt ja wahrlich nicht die hohe nützliche Weisheit der Geschichte, aber wohl in der Erkenntnis des Geistes der Personen und Handlungen, die Einfluß auf die Schicksale des Menschengeschlechts gehabt haben, und die Ew. Majestät Sinn und Gefühl so sicher eigen ist, daß Sie vermitteltst derselben ihren herrlichen Hang mit möglichstem Bewußtsein ausbilden würden, wenn Sie es nur anhaltend wollten und fest darauf beständen, daß alles, was Sie umgiebt, durchaus die Augen nach innen wenden müßte, bei Strafe Ihr unaussprechlich leicht die Herzen gewinnendes Angesicht nicht mehr schauen zu dürfen. Bei vielen selbst wichtigen Entbehrungen ist es viel möglicher glücklich zu werden, als beim reichsten Zufließen aller Genüsse, wenn der Geist entfremdet ist oder bleibt von der seligen Kindschaft des Gemüthes, die Ew. K. M. gewiß besitzen und der Ihrem andächtigen Gebet für das Wohl Ihrer königlichen Kinder gewiß Erhörung schaffen muß. Die Achtsamkeit, mit der Ew. Majestät die Hefte lesen, wird dem Professor Süvern sehr schmeicheln, da er von Natur ein Mann ist, dem die Gelehrsamkeit keinen Dämpfer auf den

Menschenverstand setzen konnte, und dem daher die Bekanntmachung von Ew. Majestät Aeußerung über ihn eine lebhaftere Freude bereiten wird.“ Hier folgen nun die Antworten auf die in dem ersten Briefe aufgestellten Fragen, bei deren letzter es also weiter heißt: „Die angekreuzte Stelle möchte wohl nicht das Zeitalter der Ritterblüte betreffen, sondern eine Zeit, die nur existieren kann und wird unter einer Königin wie E. M., die durch Einsicht, Mut und Beispiel alles Ihr ähnlich, edel und gemüthlich zu machen geboren ist. Schade ist es freilich um die Griechen- und Römerwelt; da aber Ew. K. M. sehr gut getroffen haben, daß durch zu fein gewordene Gefühle und durch ungezügelter Phantasie-Bedürfnisse das glücklichste Zeitalter der Germanen aufgelöst sei, so mußte die jetzige Zeit um so mehr danach streben, die Einfachheit der Griechen und die Stärke der Römer sich anzueignen.“

O allergnädigste Königin, was sind Sie für ein Schmuck ihres Geschlechts, wie Unrecht thun Sie Ihrem Geist, diese Versicherung kann ich so wenig zu oft wiederholen als die Versicherung des tiefsten Respekts, mit dem ich bin u. s. w.“

Was hier ein so lauterer und vollwichtiger Zeuge, wie es der vorurtheilslose und scharfblickende Kriegsrat Scheffner, der seinen Männerstolz selbst vor dem Thron eines Friedrich des Großen bewahrt hatte,<sup>1)</sup> von dem erziehenden Einflusse seiner über alles verehrten Königin mit prophetischem Geiste vorausgesagt, das hat die nachfolgende Zeit herab bis auf unsere Tage, wo das treffende Wort gefallen:<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vergl. hierzu den Aufsatz „Königin Luise und Prof. Georg Scheffner“ von Dr. Paul Stettiner in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung Jahrg. 1897, wo über die Vorgänge bei seiner Pensionierung unter Friedrich dem Großen, wie über seinen persönlichen Verkehr mit der Königin und der ganzen königl. Familie zu Königsberg nach seinen beiden eigenen biographischen Schriften, die die bezeichnenden Titel führen: „Mein Leben, wie ich Johann Georg Scheffner es selbst beschrieben. Königsberg 1821“ und „Nachlieferungen zu meinem Leben nach bestem Wissen und Gewissen stets mit kräftigem Wohlwollen, oft mit schwachem Können. von Scheffner, Leipzig 1884“ das Nähere angegeben ist. Scheffner sagt hier: „Mit wahren Vergnügen erinnere ich mich noch der Gespräche [mit der Königin, die „mit ihrem kindlichen Sinn, ihrer Gemüthlichkeit, ihrer Vernunft, ihrer wissenschaftlichen Anspruchslosigkeit“ mit ihm eine vielseitige Unterhaltung gepflegt habe], in denen ich nie etwas Unwahres über Sachen und Personen sagte, sie mochten betreffen das Hof- oder das ewige Leben, die fürstliche von der bürgerlichen sehr verschiedene Erziehung, die schwere Wahl eines Oberhofmeisters, die Wirtschaftlichkeit bei Wohlthaten als Mutter echter Freigebigkeit, den Schaden vorschneller Gemüthsäußerungen, die Notwendigkeit des Hofetiquetts, die höfliche Zeitverschwendung. Von politischen Gegenständen brach sie jedesmal ab.“

<sup>2)</sup> Balthinger, Königin Luise als Erzieherin; vergl. hierzu die gleichzeitig erschienene Schrift von Gotthold Strepenberg „Luise, Königin von Preußen, ihre ethische und pädagogische Bedeutung.“ Ein Gedenkblatt zum 24. Dezember 1893, Berlin 1894,

„Fürsten sind überhaupt Erzieher der Völker — schlechte, schlechte, gute, gute. — Unter den Guten ragt Königin Luise als Fürstin der Fürstinnen<sup>1)</sup> hervor.“

auf das Glänzendste bestätigt, und es wird nun auch im weiteren Verlaufe der Mitteilungen aus den Briefen der Königin noch so mancher Strahl aufleuchten, der gerade diese so überaus wichtige Seite ihrer ganz einzigartigen Wirksamkeit, zumal in ihnen so vielfach und bezeichnend ihr warmes Interesse für eine fruchtbringende Umgestaltung des preußischen Schulwesens auf das Lebhafteste durchbricht, in ein noch immer helleres Licht zu stellen geeignet ist. Einstweilen kam es, wie schon gesagt, vorerst nur darauf an, aus den bisher herangezogenen Briefen, den unzweideutigen Beweis zu liefern, daß gerade die Art, wie die Königin sich hier mit unermüdlichem Fleiße ihren geschichtlichen Studien widmet und die **königliche Auffassung**,<sup>2)</sup> die sie dabei von der Geschichte selbst entwickelt: „Die Zeiten machen sich nicht selbst, sondern die Menschen machen die Zeit“, womit es jedem Erzieher zur ersten Pflicht gemacht ist, seine ganze Sorge vor allem darauf zu richten, daß unsere Kinder, unsere Zöglinge gute Menschen und als solche allzeit bereite Streiter für das Recht, den Glauben und die Liebe werden, dabei wohl geschickt sich mit klarem Bewußtsein zur inneren Harmonie zu bilden, von Neuem mit goldenen Lettern zumal am Eingang in ein neues Jahrhundert als Richtschnur in unser pädagogisches Glaubensbekenntnis aufgenommen zu werden verdienen.

Und wenn nun ein Teil von jenen unvergleichlich schönen Briefen, von denen man ob ihrer seelenvollen Tiefe und wunderbaren Glaubensfreudigkeit gesagt hat: „sie seien wie mit einer Feder aus den Schwingen des guten Engels Preußens geschrieben“,<sup>3)</sup> hier gerade in unserer Vaterstadt entstanden sind, die als teuerstes Andenken an jene Zeit, als die Königin Luise in ihren Mauern weilte, folgendes Schreiben ihres erlauchten Gemahls in ihren Annalen bewahren darf:

wo wir, S. 4 lesen: „Die Bedeutung der Königin dauert in alter Stärke bis in die jüngste Gegenwart fort. Scheint es doch endlich der neuesten Zeit klar geworden zu sein, daß als starke Schutzwehr gegen materielle und eigensüchtige Strömungen, welche sturmslutartig alle edlen Bestrebungen zu überichwenmen und entwurzeln drohen, die Macht und Kraft der Ethik auf die Schauzen gerufen werden müsse.“

<sup>1)</sup> So pflegte König Friedrich Wilhelm II mit Vorliebe seine erlauchte Schwiegertochter zu nennen.

<sup>2)</sup> Treitschke a. a. D. S. 14.

<sup>3)</sup> Adami a. a. D. S. 316.

„Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die in der heutigen Vorstellung<sup>1)</sup> bei Gelegenheit Meiner bevorstehenden Abreise nach Königsberg so herzlich geäußerten Gefühle der Treue und Anhänglichkeit an Meine Person, Meine Gemahlin und mein ganzes Haus. So wie es unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten Meines Reichs von den Kriegsdrangjalen unmittelbar verschont geblieben, so werde auch ich mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung mich und meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue, welche die sämtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend Mir, selbst bei Annäherung der größten Kriegesgefahr, gegeben, erhöhen den Wert dieser Erinnerung und sichern der Stadt Mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde Ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr solches thätig zu bezeugen als Ihr gnädiger König

Memel, d. 14. Jan. 1808

Friedrich Wilhelm“

wie sollte da den Leiter ihres Gymnasiums, das sich durch die Gnade Seiner Majestät unsres jetzt regierenden Kaisers und Königs, Ihres erhabenen Urenkels nach der unvergeßlichen Königin

„Luise-Gymnasium“

nennen darf, nicht der Wunsch beschleichen, im ersten Programm des neuen Jahrhunderts seinen Schülern aus dem Schatze ihrer Briefe ein *κρυφα ἐς αἰεὶ* zu schaffen, zu dessen weiser Benutzung sie wieder die beste Anleitung bei der Königin selbst erhalten können, wenn sie die tief bewegenden Worte aus einem im Sommer 1808 an ihren Vater von Königsberg gerichteten Schreiben<sup>2)</sup> für ihr ganzes Leben, wie sich dasselbe auch gestalten wird, beherzigen wollen:

„Ich lese viel und denke viel und wengleich von Leiden und Leidenden umringt, giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin, wenn ich aus den Begebenheiten der Vergangenheit, selbst den unglücklichsten und verhängnisvollsten, lerne, wie gerade sie das Mittel und der Weg zu Größerem zu der in der Hitze gereiften Tugend geworden sind.“

<sup>1)</sup> „Die Bürgerschaft Memel's hatte unter sich die Summe von 1600 Thalern gesammelt und dieselbe dem König durch eine Deputation überreichen lassen, mit der Bitte, die Spende für die Einwohner des in der Nähe Königsbergs gelegenen abgebrannten Städtchens Heiligenbeil zu verwenden“. Nach Braun zu No. 53 Vergl. auch Carl und Pfau: „Luise Königin von Preußen nach Hudson's Life and Times of Louisa, Queen of Prussia bearbeitet“ S. 400.

<sup>2)</sup> Braun No. 63, vergl. Adams a. a. D. S. 275.

Wenn wir nunmehr nach diesen einleitenden Gedanken zu den Briefen der Königin im Allgemeinen übergehen, und sie dabei für unsere Auswahl nach den maßgebendsten Gesichtspunkten zu gruppieren suchen, so können wir hier keinen besseren Ausgang nehmen als von dem, welches auch in jedem anderen Menschenleben das A und das O seiner Wesenheit bildet, von ihrer Stellung zu Religion und Glauben. Und da ist denn nichts so bezeichnend, als was sie noch zu Anfang ihres letzten Lebensjahres an ihre Nichte, die Prinzessin Therese, Tochter ihrer ältesten Schwester, der Herzogin Charlotte von Hildburghausen, als man von jener vor ihrer Vermählung mit dem Kronprinzen Ludwig von Baiern von dieser Seite ihren Uebertritt zur katholischen Kirche beanspruchte, geschrieben<sup>1)</sup>, „sie solle in einem solchen Momente nicht leichtfertig sein und für das Zeitliche nicht das Ewige auf das Spiel setzen, denn: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!“<sup>2)</sup> Nur die Religion kann uns die innere Ruhe geben inmitten aller Wetter und der Greuel, welche uns hienieden, so oft umgeben.“<sup>3)</sup> Daß es freilich Lebenslagen geben könne, wo auch der Frömmste, wenn auch nicht aus weltlichen, doch aus sittlichen Motiven in Versuchung kommen könnte „sein Seelenheil Preis zu geben“, das malt sich die Königin bald darauf selbst bei der Nachricht von einer andern Heirat, die damals die ganze politische Welt bewegte, aus. Als Napoleon nämlich mit Erfolg um die Hand der Erzherzogin Marie Luise, der ältesten Tochter des Kaisers Franz I. von Oestereich warb, da schrieb die Königin unter dem 20. Februar 1810 an ihren Vater: <sup>4)</sup>

„Gott sei ewig gelobt, daß meine Tochter tot zur Welt kam<sup>5)</sup>, die wäre jetzt im sechzehnten Jahre, sie wäre fünfzehn Jahre vier Monate alt. Im Grunde ist es um blutige Thränen zu weinen, daß es soweit gekommen ist mit den Menschen, mit dem Jammer auf Erden. Denken Sie sich's nur lebhaft, wenn wir in diese Versuchung gekommen wären! Auf einer Seite alle Empfindungen, die dem Menschen natürlich sind, diese hätten unaufhörlich geschrien — Mein! thue die Unthat nicht, mache Dein Kind nicht z e i t l i c h, vielleicht auch e w i g unglücklich. Und wieder auf der andern Seite, 6 Millionen Unterthanen, die mit einem S a a u s J a m m e r, G l e n d, T h r ä n e n statt B r o d in eine glückliche Lage

<sup>1)</sup> Horn a. a. D. S. 161.

<sup>2)</sup> Ev. Matth. 16,26. Der Erfolg dieser Mahnung blieb nicht aus: die Heirat kam auch so zu Stande, ohne daß die Prinzessin ihr Glaubensbekenntnis wechseln durfte.

<sup>3)</sup> Im Original französisch; die Briefe der Königin sind meistens schon, wie auch obiges Citat, in den Biographien selbst ins Deutsche übertragen; bei erst jüngst bekannt gewordenen und noch nicht überfesten Briefen geschieht dies hier.

<sup>4)</sup> Vergl. Horn a. a. D. S. 162, Braun No. 85.

<sup>5)</sup> Am 7. Oktober 1794; es war ihr erstes Kind.

gekommen wären durch ein einziges Geschöpf, was leidend sich opferte. Denken Sie sich's nur recht lebhaft und danken Gott mit mir, daß er diesen Kelch vor dem guten König und mir hat vorübergehen lassen. Ja, ja er legt dem Menschen nicht mehr auf, als er tragen kann, und er hat seine Gnadenhand nicht von mir gezogen, das sehe ich deutlich daran. Des Herrn Wege sind seine Wege und kein Mensch kann den Ausgang voraussehen als er. Darum Vertrauen, kindliche Hingebung in seine Liebe und das Auge nach Oben, wenn es hier dunkel ist."

So die Königin! Doch wer wollte zweifeln, daß sie, die selbst nach Tilsit an ihren Vater schreiben konnte, Memel den 12. Juli 1807: „Der Friede ist geschlossen, aber um einen schmerzlichen Preis. Unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vorteilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Not und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen Segen bringen! Wir sind moralisch frei geblieben; das wird zur politischen Freiheit führen“, — nicht auch aus solch' einem schweren Herzenskonflikte, der ihr aber selbst von einem Napoleon, der die Seelenstärke dieser über alles Gemeine hoherhaben Frau nicht bloß bewundern, sondern, was bei ihm viel mehr wog, auch fürchten<sup>1)</sup> gelernt hatte, wohl kaum angemutet worden wäre, nicht den richtigen Ausweg und zwar gleichfalls unbeschadet ihrer moralischen Freiheit gefunden hätte! Ja, wir glauben auch hier an sie, wie sie es wenige Wochen vor dem letzten Briefe an ihren Vater gleichfalls von Memel aus, kurz bevor sie „jenen Marterweg nach Tilsit antrat“, unter dem 17. Juni 1807 von ihrem Bruder Georg verlangt hatte:<sup>2)</sup> „Glaube an uns, denn wir glauben an Gott und die Tugend. In ihr lebt und fühlt der edle Mensch, und so erhält er sich Friede in seiner Brust, wenn des Schicksals Stürme über ihm trachen, wenn Königreiche untergehen, wenn das Laster

<sup>1)</sup> Vergl. Mommsen a. a. D. S. 27. „Die Genialität der Gemeinheit, wie sie in dem ersten Napoleon sich verkörpert hatte, offenbarte sich bekanntlich in dem instinctiven Haß, durch welchen er diese deutsche Frau in seiner Weise auszeichnete; der scharfe und sichere Blick, mit dem er die wahren Widersacher erkannte, ist in seiner Art ebenso bewundernswürdig, wie noch von der dritten Generation die Brutalität nicht vergessen ist, welche es nicht verschmähte, diese Frau, die zu besiegen er nicht vermochte, wenigstens zum Geröten und zu Thränen der Scham zu zwingen — Sie aber ging (trotzdem nach Tilsit) wie man sie hieß, und auch hier wirkte der Zauber, wenn er gleich selbstverständlich nicht half.“

<sup>2)</sup> Braun, No. 38.

siegt. Ich gedenke aller derer, die mich lieben, die um mich weinen. Georg, wie ruhig ist es in mir! Der König thut seine Pflicht. Er erhält die Ehre der Nation — die Nation ehrt ihn. Gibt es etwas Größeres im Unglück? Adieu! Ich küsse der guten Großmama die Hände, die mich segnen, die mich die Tugend lieben lehrte. Gott segne sie dafür! Es ist kein leeres Wort.<sup>1)</sup> Ich könnte es allen Irrenden in die Seele rufen und sie retten.“

Mit den letzten Worten dieses schönen Briefes werden wir von der Königin selbst an die Stätte ihrer Jugend, in das „Alte Palais“ zu Darmstadt versetzt, wo sie nach dem frühen Tode ihrer Mutter<sup>2)</sup> unter der liebevollen Obhut ihrer „guten Großmama“, der verwitweten Prinzessin Georg Wilhelm von Hessen Darmstadt, von der sie auch ihren Namen „Luise“ erhalten hatte, zusammen mit ihren Geschwistern aufgewachsen war. Selbst eine Frau, die mit ungewöhnlicher Regsamkeit des Geistes und einer tiefgehenden Bildung zugleich einen „durch das Feuer des Lebens stahlgleich gehärteten Glauben“<sup>3)</sup> besaß, ließ es sich die Großmutter, der hier die dankbare Enkeltochter ein so tiefgefühltes Liebeswort gewidmet hat, vor allem angelegen sein, die ihrer Pflege anvertrauten Mutterwaisen in echt deutscher, christlicher Frömmigkeit zu erziehen. Dafür sprechen schon die einfach schönen Worte, die sie als Widmung in das noch gegenwärtig im Hohenzollern-Museum zu Berlin aufbewahrte Erbauungsbuch,<sup>4)</sup> das sie bereits im Jahre 1788 der erst zwölfjährigen Luise schenkte und das das Lieblingsbuch ihrer Kindheit gewesen ist, mit eigener Hand eingetragen hat: „Dieses Buch meiner lieben Enkelin Luise von Mecklenburg zu ihrer täglichen Erbauung im wahren und freudigen Christentum 1788.“

<sup>1)</sup> Dies nach Schiller: „Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall“ (die drei Worte des Glaubens); er war ihr Lieblingsdichter, mit dessen Werken sie sich gerade damals viel beschäftigte, wovon später noch mehr zu sagen sein wird.

<sup>2)</sup> Sie starb bereits am 22. Mai 1782; zwei Jahre später hatte sich ihr Vater Prinz Karl, seit dem 2. Juni 1794 Herzog und seit dem 17. Juni 1815 Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, gestorben am 6. November 1816, mit der Schwester der Verstorbenen, Charlotte vermählt, die jedoch auch schon im Jahre 1785 nach der Geburt eines Sohnes heimging. Die Großmutter dagegen starb erst, fast 90 Jahre alt, am 11. März 1818.

<sup>3)</sup> Horn a. a. D. S. 12. — Nach Adams a. a. D. S. 13 läßt sich ein glaubwürdiger Zeitgenosse über die „ehrliche, deutsche Frömmigkeit der Großmutter“ also aus: „sie führte den Namen Gottes nicht unnützlich bei wichtigen Dingen im Munde, las und hörte aber fleißig sein Wort.“

<sup>4)</sup> Es führt den Titel „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden auf jeden Tag des Jahres von Christoph Christian Sturm, Hauptpastor zu St. Petri und Scholarch zu Hamburg. Halle 1780.“

Und dieses Buch ist es denn auch, in dem sie selbst am Tage ihrer Konfirmation, dem 15. Juni 1792, um den Denkspruch desselben, den die uns heute wie eine Vorahnung anmutende Liedstrophe:

„Die Zukunft wird sie schrecklich sein?  
Mein Alter, wird es mich erfreuen?  
Wie werd' ich in den künft'gen Tagen  
Vielleicht des Lebens Last ertragen?  
Doch meine Seele sorge nicht,  
Der Herr ist meine Zuversicht!“

bildete, die folgenden denkwürdigen Zeilen „als Arabesken“ geschrieben hat:

„Der heutige Tag, der Tag meiner Konfirmation ist der bedeutungsvollste meines Lebens. Gott, welcher Zeuge meiner feierlichen Versprechungen gewesen ist, verleihe mir die Kraft, alles, was ich ihm gelobt habe zu erfüllen“ — Worte, deren Geist uns unwillkürlich an das bekannte Konfirmationsgelübde ihres großen Sohnes des Kaisers Wilhelm I. erinnern. Doch die Großmutter, die mit sicherem Blicke und feinem, pädagogischen Tactgefühl überhaupt, die richtigen Lehrkräfte für ihre Enkelkinder auszuwählen verstand, wie dies die alsbaldige Ersetzung ihrer ersten beständig „mäkelnden“ Erzieherin durch jene vortreffliche noch nach dem frühen Tode der Königin von Friedrich Wilhelm III. so hoch geehrte<sup>1)</sup> Predigerstochter „Demoiselle Solomé de Gélien“ am besten bewies, hatte auch für diesen wichtigsten Zweig des Unterrichts die besten Männer zu erlesen gewußt, wofür gleichfalls die sprechendsten Zeugnisse in den Briefen der dankbaren Schülerin selbst noch aus ihren späteren Jahren vorliegen. Vorzüglich war es der erste Geistliche Darmstadt's, der landgräflich-hessische geistliche Inspektor Johann Wilhelm Lichthammer, der die Königin, wie ihre drei Schwestern konfirmirt hat und auch nachher bis zu seinem Tode ihr geistlicher Berater geblieben ist, dessen seelsorgerische Thätigkeit einen unverlöschlichen Eindruck im Herzen der Prinzessin Luise hinterlassen hat. Welch' nachdrücklicher Art diese gewesen sein muß, das können wir zuvörderst aus jenen schriftlichen Ausarbeitungen über religiöse Fragen, die sie während ihrer Unterrichtszeit bei ihm zu machen gehabt

<sup>1)</sup> Nach dem Einzuge in Paris im Sommer 1814 nahm der König in Begleitung seines zweiten Sohnes Wilhelm seinen Heimweg durch die Schweiz, um die nun greise Erzieherin seiner Gemahlin, die dort in Colombier, einem Dorfe in Neuchâtel, in dem Hause ihres Bruders, des Predigers Jonas de Gélien, den Abend ihres Lebens verbrachte, aufzusuchen und mit ihr „nach dem Sturme der Schlachten, nach den Festen des Sieges eine Stunde wehmütiger Erinnerung an das Tenerste, was sein Herz auf Erden gekannt hat“, zu feiern. Dabei überreichte er ihr außer einer goldenen Gabe von 200 Friedrichsd'or als köstlichstes Andenken den Shawl, den die Königin noch kurz vor ihrem Tode getragen hatte, und den er gleichsam als Talisman seiner Liebe, wie einige andere der Königin besonders wert gewesene Sachen aus ihrem Nachlaß im Felde mitgeführt hatte.

und die uns zum Teil noch heute in den gleichfalls im Hohenzollern-Museum aufbewahrten Schulheften der Königin erhalten sind, erkennen, wo wir z. B. im Anschluß an die Sprüche:

„Die Rechtschaffenen erbarmen sich auch der Thiere — Seid teilnehmend von Herzen — Weint mit den Weinenden — Und freuet Euch mit den Fröhlichen“

folgende Betrachtung finden<sup>1)</sup>:

„Gieb guter Gott den frommen Sinn in mein Herz, daß ich so denke und gefinnt sei, wie Du es bist und daß meine Seele so edel denke und geneigt gegen alle sei, wie Du es bist. Mein Herz müsse nie vergessen, wie redlich gefinnt auf alle Weise Jesu war und daß ich ihm gleich gefinnt sein müsse, wenn anders seine Verheißungen an mir in Erfüllung gehen sollen. Ein jeder Gedanke und jede Ansehung meiner Wünsche, die ich für andere hege, sei rein und edel und all meine Absicht lauter und aufrichtig. Alsdann wird die beste Sinnesart, womit ich für Andere mich verwende, mir selbst zum Gewinn werden, und ein froher Mut mich sterbend noch trösten, wenn ich Deinem Sinn, o Jesu, ähnlich gefinnt war“<sup>2)</sup>.

Doch den vollgiltigsten Beweis für den bleibenden Wert eines so fruchtbaren Unterrichts, wie ihn dieser ebenso „glaubensfeste wie philosophisch“ gebildete Geistliche seinen fürstlichen Schülerinnen zu erteilen verstanden, bilden doch jene beiden Briefe, die die Prinzessin Luise, den einen noch aus ihrem Brautstande, den andern bereits als beglückte Gattin an ihren so hochverehrten Religionslehrer geschrieben hat:

„Ich reiße mich los,“ so lautet der erste<sup>3)</sup>, „von jenem herrlichen Buche, welches Ihre Güte mir vor einiger Zeit gab, um nicht bloß Ihnen meinen Dank noch einmal mitzuteilen, sondern ich füge die Bitte hinzu, mir das Buch Mendelssohns von der Unsterblichkeit<sup>4)</sup> von Frankfurt kommen zu lassen. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr glücklich mich das Buch macht; die Lehren, die es enthält, sind so wahr, so treffend und gut, daß es mir ein wahrer Schatz für meine Seele geworden ist. Meine Seele wünscht außerordentlich sich zu bilden und sich nützliche Kenntnisse der Menschen, des

<sup>1)</sup> Vergl. Horn a. a. D. S. 17 — Streyenberg a. a. D. S. 17 und Braun Anhang zu No. 1.

<sup>2)</sup> Auch hier ist es, als ob wir unseren großen Kaiser in seinem Glaubensbekenntnis als Jüngling hören.

<sup>3)</sup> Horn a. a. D. S. 16. Braun No. 2.

<sup>4)</sup> Es ist jenes bekannte Werk Mendelssohns, des Freundes von Lessing: „Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drei Gesprächen.“ Berlin 1767. Der Wissensdrang, der sich im obigen Brief zeigt, ist der nämliche, wie er uns schon aus den Briefen der Königin an Scheffner bekannt geworden.

Geistes der vergangenen Welten zu sammeln. Verhelfen Sie mir dazu, ich bitte Sie. Ich beschäftige mich immer, aber was ist eine Monatschrift, eine hübsche Zeichnung oder schöne Sonate für den Geist? Es zerstreut sie wohl, aber giebt ihr keine Kraft, denn so gut wie der Körper nicht von anschauen und anhören leben kann, ebenso gut kann die Seele kaum Fortschritte machen, wenn sie keinen Stoff zum Denken hat. Ich verbleibe ewig Ihre Freundin Luise, 28. Juni 1793.“

Und der zweite, der gleichzeitig ihrem Herzen, das wie wir schon in früheren Briefen gesehen, stets von der innigsten Anteilnahme an dem Wohlergehen aller, die ihr nahe standen, bewegt ward, besondere Ehre macht und überdies zeigt, wie rückhaltlos sie erprobten Freunden zu vertrauen pflegte, zumal denen, die ihre Jugend geleitet, schlägt die folgenden warmen Töne an:

„Sans-Souci, den 28. Juni 1794 1).

Ich habe durch einen Brief von meiner Schwester Therese<sup>2)</sup> erfahren, daß Sie, lieber Herr Lichthammer, sehr krank waren und hart darnieder lagen am hitzigen Gallenfieber. Der warme Anteil, den ich an Allem nehme, was Sie angeht, verehrungswürdiger Freund, erlaubt mir nicht, diesen Vorfall mit Stillschweigen zu übergehen, um Ihnen auch wirklich einen Beweis von meiner Teilnahme zu geben; und dann auch besonders wünschte ich jetzt von Ihnen selbst zu hören, wie es mit Ihrer Besserung geht, und ob Sie vollkommen auf dem Wege der Besserung sind. Ich fürchte sehr, daß Sie sich Ihre Krankheit geholt haben dadurch, daß Sie immer bei Tag und bei Nacht gefährliche Kranke besucht haben, und daß Sie zu sehr der Stimme ihres mitleidigen Herzens gefolgt sind, ohne auf Ihr eigenes Wohl genug bedacht zu sein; denn ich weiß es nur gar zu sehr, wie unermüdet Sie immer waren, Gutes zu thun! Ich bin von Ihrer Freundschaft für mich überzeugt, daß Sie mich gewiß recht sehr bedauert haben bei der schrecklichen Trennung von meinem Manne<sup>3)</sup>; Sie

<sup>1)</sup> Braun No. 4, ein Teil davon auch bei Adams a. a. O. S. 69.

<sup>2)</sup> Es ist dies ihre zweite Schwester, die seit dem 25. Mai 1789 mit dem Erbprinzen, späteren Fürsten Alexander von Turn und Taxis vermählt war.

<sup>3)</sup> Noch nicht volle fünf Monate verheiratet, wurde der Kronprinz durch den im Frühjahr 1794 ausgebrochenen polnischen Aufstand in's Feld gerufen und so von seiner jungen Gemahlin bis zum Herbst getrennt. Zu den „fremden Leuten“, unter denen sie nach der Trennung von ihrem Gemahl sich so verlassen fühlte, mag Luise damals auch noch ihre Oberhofmeisterin gezählt haben. Sagt doch diese in ihren Aufzeichnungen: „Ich konnte nicht erwarten, daß die junge Fürstin mir sogleich ihr volles Vertrauen schenken würde. Der Unterschied der Jahre war zu groß zwischen ihr und mir. Auch hatte sie etwas Verschlossenes in ihrem Charakter und, ich muß sagen zum Glück und mit Recht, eine große Zurückhaltung, die sie abhielt, sich gegen Personen, die sie nicht näher kannte,

können sich aber auch wahrlich keinen Begriff von solch einem Abschied machen. Bedenken Sie aber nur diesen einzigen Gedanken, daß er mich unter lauter fremden Leuten zurückließ, die ich nicht kenne, mit deren Charakter und Verbindungen ich eben so wenig bekannt bin, als mit den Absichten, wodurch sie handeln. Keinen Freund, keinen Ratgeber habe ich, ich bin ganz verlassen, denn Sie wissen selbst, wie karg man mit dem Namen Freund, und wie vorsichtig man in der Wahl derselben sein muß. Dieses ist eine Lehre, die Sie mir so öfters gegeben haben, und die ich tief in mein Herz geschrieben habe. Meine Zuflucht nehme ich zum Gebet um Weisheit und Verstand, indem ich mir nichts Uebels bewußt bin, und immer die Absicht vor Augen habe, gut zu handeln und der Tugend und Religion ewig treu zu bleiben. — Dieser Monat wird Sie wohl auch recht lebhaft erinnert haben an den Tag unserer Konfirmation, mir ist er noch sehr wichtig, und den 15. haben wir uns den ganzen Tag, Friederike<sup>1)</sup> und ich, mit frommen Erinnerungen beschäftigt. Möchte doch ein jeder die Wichtigkeit dieses Tages recht einsehen und so fest entschlossen sein, als ich es bin, immer alles das in Erfüllung zu bringen, was man Gott gelobt zu sein<sup>2)</sup>.

Ich ersuche Sie, dem Herrn Frey recht sehr viele Komplimente von mir zu machen, sowie auch dem Herrn Notersen und Herrn Baer. Ihre kleine Tochter wird sich wohl schwerlich meiner noch entsinnen, fähig sie

offen auszusprechen.“ (Adami a. a. D. S. 69.) Wie sehr aber die Gräfin Boß alsbald ihr Vertrauen verdientermaßen zu erringen wußte, und welch schönes Treue-Verhältnis bei dem lauterem Charakter beider zwischen ihnen entstand, so daß jene bei dem Tode „ihrer“ Königin, in ihren Memoiren S. 193 in die schmerzlich bewegten Worte ausbricht: „Ach sie war unvergleichlich, eine Frau wie keine andere“, das wird später noch aus den dieserhalb auch auszugsweise mitzuteilenden Briefen der Königin an ihre Oberhofmeisterin, in deren so dankenswertem Besitze wir uns heute durch ihre in der „Deutschen Rundschau“ (Jahrgang 1895/96, No. 11, S. 321 ff.) von Paul Baillen bewirkte Veröffentlichung befinden, in rührendster Weise hervorgehen.

<sup>1)</sup> Ihre am 2. März 1778 geborene, also fast genau 2 Jahre jüngere Schwester Friederike, damals Gemahlin des Prinzen Ludwig von Preußen; die Schwestern hatten sich gleichzeitig verlobt und verheiratet, und blieben, wie sehr ihre Schicksale auch verschieden waren, nach kurzer Entfremdung bis zu der Königin Tode auf das Innigste verbunden; Prinzessin Friederike selbst war nach dem frühen, schon am 28. December 1796 erfolgten Tode ihres jugendlichen Gemahles noch zweimal vermählt, zuerst mit dem Prinzen Friedrich von Solms-Braunfels, sodann mit dem Herzog Ernst August von Kumberland, mit dem sie 1837 den Königsthron von Hannover bestieg; vier Jahre später, am 29. Juni 1841, ist sie gestorben.

<sup>2)</sup> Vgl. vorher S. 20 ihre Anmerkung zu dem Dentspruch ihres Einsegnungstages im Erbauungsbuche.

fort Ihnen noch immer viele Zufriedenheit zu geben? Ich wünsche es Ihnen, sowie auch, daß Sie recht überzeugt wären von meiner wahren und aufrichtigen Freundschaft  
L u i s e."

Aus diesem Brief tritt überhaupt der dankbare Sinn der Königin gegen alle ihre Lehrer hervor, von denen der am Schlusse zuerst genannte „Herr Frey“, gleichfalls ein Geistlicher und zugleich Lehrer an der ersten Darmstädter Schule, der Prinzessin in seinem Unterrichte auch besonders lieb und wert geworden sein muß, da sie ihm auf das Glückwunschschreiben, das er ihr zur Thronbesteigung ihres Gemahls gesandt hatte, unter dem 28. December 1797 in ähnlich anerkennenden Worten, wie ihrem eigentlichen Beichtvater Lichthammer, also herzlich geantwortet hat<sup>1)</sup>: „Tief gerührt von den gütigen Wünschen für mein Wohlergehen, welche Sie in ihrem Briefe vom 6. d. Mts. ausdrückten, bin ich von der Aufrichtigkeit Ihrer Anhänglichkeit vollkommen überzeugt und glaube auch, daß Sie an den Geschicken meines Lebens stets regen Anteil nehmen werden. Wollen Sie versichert sein, daß ich nur in der Kraft der Religion und auf den Wegen der Tugend dauerndes Glück finden kann. Das ist meinem Herzen so tief eingeprägt, daß ich den Eindruck nie verlieren kann, und ich glaube Ihnen danken zu müssen, da Sie diese Gedanken in mein Herz gepflanzt haben. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank und seien Sie versichert, daß Sie und jeder Wahrhafte meiner hohen Achtung gewiß sein kann.

Ich bin ewig Ihre dankbare

L u i s e, Königin von Preußen."

So bricht denn überall auch schon in ihren Briefen und Aufzeichnungen jüngeren und jüngsten Datums jene tiefe und reine Religiosität durch, die das feste Fundament ihres reichen geistigen Lebens war, und so können wir dieses Jugendkapitel in Beziehung hierauf nicht besser schließen, als mit den betreffenden Worten eines der hervorragendsten ihrer Biographen<sup>2)</sup>:

„Wenn die Königin Luise später auf dem Throne durch die Kraft ihres christlichen Glaubens an eine ewige göttliche Gerechtigkeit ihrer Familie, ihrem Volke und ihrer Zeit eine Leuchte geworden ist, die unter Unwettern des Verhängnisses nach dem allein rettenden Port hinwies, — hier an ihrer Jugendstätte im stillen Studierzimmer wurde dieses Del des Glaubens bereitet. Sie war, wenn wir so sagen wollen, an äußeren Gütern eine arme Prinzessin, aber in ihrer durch innere Ueberzeugung

<sup>1)</sup> Dieser Brief ist mitgetheilt bei Streckenberg a. a. D. S. 19.

<sup>2)</sup> Horn a. a. D. S. 17.

gefesteten Frömmigkeit des Herzens brachte sie ihrem künftigen Gemahle einen Schatz zu, der an Inhalt köstlicher war als alle Brillanten und Perlen der reichsten Fürstentöchter Europas“.

Und dies hat denn auch keiner tiefer und inniger empfunden als der ebenso fromme und tugendhafte König Friedrich Wilhelm III. selbst, der, wie sein Biograph, der Bischof Eylert berichtet, nach dem frühen Heimgange seiner „geliebten Luise“ sich zu diesem über den ihm immer frisch gebliebenen Eindruck, welchen die Erlorene gleich bei der ersten Begegnung in Frankfurt auf ihn gemacht habe, dahin ausgesprochen: „Als ob die Kerzen im Saale plötzlich heller aufgeleuchtet hätten und ein neuer Schein und Glanz in sein Leben gekommen wäre, so habe es ihn unplötzlich überkommen“<sup>1)</sup>. Doch bevor wir uns zu diesem königlichen Herzens- und Lebensbunde selbst wenden, über dessen so verheißungsvollen Beginn demnächst andere authentische, vor Kurzem erst aus „archivalischen Quellen“ veröffentlichte Äußerungen der Nächstbeteiligten mitzuteilen sein werden, haben wir, bevor wir die Königin aus dem Großmutterhause zu Darmstadt scheiden sehen, noch des selten schönen Verhältnisses zu gedenken, das sich dort zwischen den mecklenburgischen Geschwistern gleichfalls mit vorbildlicher Innigkeit angebahnt hatte. Dafür zeugen vor Allem die herrlichen Briefe der Königin an die Ihrigen aus der späteren Zeit, die uns wie gleich anfangs, so auch noch fort und fort beschäftigen werden, jene Briefe, deren Leitgedanke immer wieder der Ausruf wird: „O wie

<sup>1)</sup> Vgl. Horn S. 28 und Adami S. 34, Pfau S. 80. — Diese Erzählung ist zu ergreifend, um hier nicht auch wiederholt zu werden: „Habe mal“, sagte der König weiter, „über diese wunderbare wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Herzen sich gleich beim ersten Blick begegnen und finden, etwas sehr Schönes in Schillers Schriften gelesen, wo treffend und wahr bezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Luise zu Mute war, als wir uns zum erstenmale sahen, und wie wir uns nachher oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes, klares Bewußtsein, was gleichzeitig im Lichtblick ihre und meine Augen mit einer Freundenthräne nekte. Gott, was alles liegt nun zwischen jenem ersten Augenblick, wo ich sie fand, und diesem, wo ich ihren Verlust beweine! Weiß wohl, solche sympathischen Gefühle sind die schönen Blüten der ersten jugendlichen Liebe, sind nur einmal da und kommen nachher in dieser Reinheit nicht wieder. Aber gern denke ich daran zurück und möchte wohl mal jene Stelle im Schiller wieder lesen, habe sie aber nicht finden können.“ Es war jene bekannte schöne Scene aus der Braut von Messina, wo Don Cesar der Mutter und dem Bruder den wunderbaren Eindruck schildert, den Beatrice auf ihn gemacht, als er sie im Dom bei seines Vaters Leichenbegängnis zum ersten Male gesehen. 2. Akt 5. Sc. von: „Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens“ bis „Es löst der Mensch nicht was der Himmel bindet.“ Als Eylert nun nach einigen Tagen die aufgefundenene Stelle dem Könige vorlas, erwiderte der König: „Ja, ja, das ist die Stelle, die ich meinte, sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden als Poesie!“

süß, so geliebt zu werden<sup>1)</sup>." „Wenn man so geliebt wird, kann man nie ganz unglücklich sein“<sup>2)</sup>).

Aber auch schon in ihren Jugendtagen hören wir von einem sehr regen Briefwechsel, der sich, wenn sie durch Reisen von einander getrennt waren, zwischen den Geschwistern zu entwickeln pflegte, und ganz besonders lebhaft scheint dies im August des Jahres 1791 geschehen zu sein, als die Prinzessinnen Luise und Friederike, deren Erziehung wie vorher schon ersichtlich, eine gemeinschaftliche war, mit ihrer Großmutter und ihrer Erzieherin, dem Fräulein von Gélien, einen vierzehntägigen Ausflug in die Niederlande „mit ihren reichen Städten und Kunstschätzen infognito“ unternahmen, während ihr um drei Jahre jüngerer Bruder Georg daheim in Darmstadt blieb. Ihm nun, dem „Muster der besten Brüder und Freunde“, wie sie ihn in einem späteren Briefe<sup>3)</sup> nennt, an den sie sich am liebsten von ihren Geschwistern wendet, wenn freudige oder traurige Erlebnisse ihr volles Herz zur Mitteilung drängten, ihm giebt sie auch hier schon, obgleich er damals erst 12 Jahre zählte, von dem, was sie Schönes oder Merkwürdiges auf ihrer Reise gesehen und erfahren, die eingehendsten Nachrichten und freut sich auf das Wiedersehen, welches man betiteln könne: „Wahre Geschwisterfreud und Liebe.“<sup>4)</sup> Und als dann der Prinz so weit gekommen, um nach dem Besuch der Mecklenburgischen Landesuniversität Rostock seine Studien im Auslande zu vollenden, da veranlaßte ihn die Königin, die den geliebten Bruder gerne in ihrer Nähe haben wollte, anstatt nach Regensburg, wohin ihn nächst der Nähe seiner dort wohnhaften Schwester Therese, der Fürstin von Turn und Taxis, die Verhandlungen der damals noch in Regensburg tagenden Reichsversammlungen zogen, doch lieber nach Berlin zu kommen, „wo die Gelehrsamkeit mehr zu Hause sei,“ und dann wie schön: „wenn Du gearbeitet hast, kommst Du zu uns. Vielleicht erlaubt mein Mann, daß Du das Ludwigsche Palais<sup>5)</sup> bewohnst.“ Freilich unterläßt es die sorgsame Schwester nicht, ihn vor den Gefahren des Hauptstadtlichen Lebens zugleich auch zu warnen, denn: „Ich liebe die Tugend, Du würdest die kälteste Person in mir finden und die Verachtung des Königs Dir zuziehen.“<sup>6)</sup> Und so siedelte denn in der That, der Erbprinz von Mecklenburg Strelitz, wie er sich, seitdem sein Vater am 2. Juni 1794 dortselbst regierender Herzog geworden war, nennen

<sup>1)</sup> An ihren Bruder Georg, Königsberg, den 28. Mai 1807.

<sup>2)</sup> An ihren Vater, Memel, den 17. Juni 1807.

<sup>3)</sup> Horn a. a. O., S. 54. — <sup>4)</sup> Horn a. a. O., S. 20.

<sup>5)</sup> Dasselbe hing mit dem Kronprinzlichen zusammen und war bis zur Wieder-  
verheiratung ihrer Schwester Friederike mit dem Prinzen Solms deren Wohnsitz  
gewesen.

<sup>6)</sup> Nach Horn a. a. O., S. 86.

konnte, gegen Ende 1799 nach Berlin in die königliche Familie über, wo er „gleichsam als der älteste Sohn des Hauses“ betrachtet wurde und sich drei Jahre des innigsten Zusammenlebens mit seiner über alles geliebten Schwester zu erfreuen hatte. Und wie diese einst von ihren Reisen, so sendet er darauf, als er nach Schluß seines Berliner Aufenthaltes durch die Schweiz auf längere Zeit nach Italien ging, die ausführlichsten Reisebriefe an die Königin eine „Art Tagebuch, welches dann auch bei den andern drei Schwestern und dem Vater kursierte und sich noch heute in der Bibliothek der Königin in Potsdam befindet.“ Die Königin ihrerseits ließ es auch wieder nicht an fleißigen Erwidierungen fehlen, in denen dabei oft ihr prächtiger Humor, wie wir ihn noch in manchem Briefe, namentlich unter den an die Gräfin Boff gerichteten, finden werden, zum Durchbruch kommt; denn was Schiller in seinem Aufsatz über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen sagt: „Ebenso wie ein vergnügter Geist das gewisse Loos eines sittlich vortrefflichen Menschen ist, so ist sittliche Vortrefflichkeit gern die Begleiterin eines vergnügten Gemüths,“ das paßt in seiner ganzen Wahrheit auf Niemand mehr als auf unsere Königin, von der wir aus jener Zeit folgenden an ihren Bruder Georg nach Rom gerichteten Brief d. d. Potsdam, April 1804 zu lesen bekommen<sup>1)</sup>:

„Der König läßt Dir tausend Schönes sagen, Dir tausendmal für Deinen Brief danken und den Anteil, den Du an der bonne ville (Berlin) nimmst. Er dankt Dir herzlich für die Mühe, die Du unternehmen willst, wegen der schönen Abgüsse und verordnet die Summe, die Du vorschlägst, von 5000 Thalern. Nur bittet er Dich, erst eine Liste zu senden von all dem, was Du so gedacht hast herzuschaffen. Da will er erst sehen und sehen lassen, damit keine Doubletten unnötig herkommen. Du hingegen richtest es so in Rom ein, daß man nur zu pfeifen braucht, damit die lieben Puppen (auf gut Berlinisch) sich zu bewegen anfangen und so nach und nach ihren feierlichen Einzug durch das Brandenburger Thor in der bonne ville halten. Ich halte es dabei wie Bürgers Leonore. Ich ziehe den Kommenden entgegen und schmücke mich dazu mit grünen Reisern. Wie soll ich Dir die Freude beweisen, die Du mir mit den unvergleichlichen Pasten gemacht hast! Gesehen, geschaut und geguckt hab' ich an ihnen wie'n Narr und habe nicht aufgehört, mich in das Fragment des Nestulap zu verlieben. Gottlob, daß weder Brown noch Hufeland<sup>2)</sup> diesem gleichen. Ich hätte keine gesunde Stunde mehr und ihre Hülfe müßte stets um mich sein und wachen.“

<sup>1)</sup> Horn a. a. D., S. 88, Braun No. 29. — Die hier vorkommenden kunsthistorischen Daten erklären sich von selbst.

<sup>2)</sup> Leibärzte der Königin.

Dabei pflegte die Königin, wenn ihr „das Herz im Angedenken an ihre Geschwister und ihre Jugendzeit so recht warm wurde“, auch wohl in den Darmstädter Dialekt, den die Kinder im „Alten Palais“ oft genug gesprochen, überzugehen, wie gleichfalls in einem Briefe jener Tage, wo sie bei der Nachricht von des Bruders geplanter Vermählung mit seiner Koufine, der Prinzessin Auguste von Baiern,<sup>1)</sup> an ihn schreibt: wenn auch zwischen ihr und der Braut im Lebensalter ein Abstand von zwölf Jahren sei, so bringe sie ihr doch ein volles Herz entgegen „weil ich Dich liebe“ und dann munter fortfährt: „Was hat se vorn Schmuck dann? Das Tischen Schwesterche will sich nit ledern mache und wenn se die August herkimmt, soll sie eppes hibsches kriegen. Wann glabe Se dann, daß Se sich vermajaschire?“<sup>2)</sup> Wie mächtig aber das Andenken an ihren schönen Jugendaufenthalt geblieben und wie sehr es sie auch noch in dem ungetrübtsten Glücke ihrer neuen Heimat dorthin zu ziehen pflegte, das geht aus dem Jubel hervor, mit dem sie ihrem noch immer in der Ferne weilenden Bruder, als sie im Sommer 1803 den König, ihren Gemahl, nach Franken zur Heerschau begleitete, das dort bevorstehende Wiedersehen mit ihren Lieben am 13. Mai von Charlottenburg aus meldet:

„Ins Reich! — Es geht ins Reich — Nach Darmstadt zu den Schwestern — Wilhelmshad — Hallelujah!“

Und diese Freude tritt noch klarer hervor in dem Berichte, den sie ihm alsdann von dem so beglückendem Ausfall ihres Besuches in der Heimat gleich nach ihrer Rückkehr abstattet, wo sie schreibt:<sup>3)</sup> „Ich war also wieder in den glücklichen Gefilden, wo wir unsere ungetrübte Kindheit und Jugend zubrachten. Ach ich kann es Dir nicht beschreiben, mit welchen Gefühlen ich sie durchlebte! Doch schwöre ich es Dir, daß Du mitten unter uns warst, wo die vier<sup>4)</sup> Schwestern waren, daß unser Ausruf

<sup>1)</sup> Diese Vermählung kam aber nicht zu Stande; die Prinzessin wurde nachher die Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg.

<sup>2)</sup> Horn a. a. O., S. 89. — <sup>3)</sup> Braun No. 25.

<sup>4)</sup> Es ist bekannt, daß Jean Paul, über dessen Beziehungen zur Königin auch noch Einiges aus nachfolgenden Briefen zu berichten sein wird, diesen „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron“ seinen „Titan“ mit folgender Allegorie gewidmet hat: „Aphrodite, Aglaja, Euphrosyne und Thalia sahen einst in das irdische Hellsdunkel hernieder und müde des ewigen heitern, aber kalten Olympos, sehnten sie sich herein unter die Wolken unserer Erde, wo die Seele mehr liebt, weil sie mehr leidet; wo sie trüber aber wärmer ist. Sie hörten die heiligen Töne heraufsteigen, mit welchen Polyhymnia unsichtbar die tiefe, bange Erde durchwandelt, um uns zu erquickern und zu erheben; und sie trauerten, daß ihr Thron so weit abstehe von den Seufzern der Hilfslosen. Da beschloffen sie, den Erden Schleier zu nehmen und sich einzukleiden in unsere Gestalt. — Sie gingen von dem Olympos herab. — Aber als sie die ersten Blumen der Erde berührten und nur Strahlen und keine Schatten warfen, so hob die erste Königin der Götter und Menschen, das Schicksal, den

aus unsern Kehlen gleich war: Gott, was sind wir doch glücklich! Wäre George nur bei uns — es wäre vollkommen. Wie oft beim Ausziehen in Wilhelmsbad sagte mir die Schadow<sup>1)</sup>, es fehlt Niemand wie der Herr Erbprinz. Der macht alles schöner und lebendiger. Ich kam den 1. Juni nach Hilburghausen. Unten am Schlosse standen die zwei ältesten Schwestern, alle Kinder, die sich nach der Reihe an Hals, Kleider, Hände und Schleppe hingen, das war ein himmlischer Anblick! . . . . . In Fürth fand ich Friederike. — Ich glaube, wir empfanden in den ersten Augenblicken des Wiedersehens und der ersten Umarmung den ganzen Umfang des Unglücks, von einander getrennt gewesen zu sein<sup>2)</sup>, denn sie weinte heftig, und ich, als sie mich aus ihren Armen losließ, war beinahe ohnmächtig. Ich fand sie so gut und hübsch als möglich. . . . . Friederike ist mir in allem überlegen, aber meine Tugend macht mich stark. Den 16. waren wir in Darmstadt — alle Vier in meinem Wagen. Alle Thore, Straßen, Gänge mit bekannten Leuten angefüllt. Hoffmann, Strauß, Lichthammer. Alles fand ich wieder. Der Landgraf<sup>3)</sup> einfach aber herzlich. Die alte Rätin am Fenster streckte beide Arme aus und über den Kopf. Im Wagen schrie alles: Ach sieh Papa sein Haus — dem Onkel Karl seins — die vier Hessen und so bis ans Palais, wo Thränen mich erstickten und so auch beim Aussteigen im Schloß. Ich konnte nicht sprechen, aber denken that ich — fühlen und empfinden das, was man nicht in Worten ausspricht.“ Noch einmal begegnen wir in ihren Briefen den gleichen hochaufjubelnden Herzergüssen — freilich war es ihr Schwanengesang — bei der Ankündigung ihres letzten Besuches bei ihrem „ehrwürdigen Vater“, dessen „ewig treu ergebenes Kind“ und „innig liebende, dankbare Tochter“ nicht bloß nach den Unterschriften in ihren Briefen die Königin sein und bleiben wollte, sondern — was für einen Vater und seine Kinder immer das Höchste sein wird — als dessen „Freundin“ („Gottlob“, ruft sie dabei aus, „daß ich es sagen darf, da mich Ihre Gnade

ewigen Scepter auf und sagte: Der Unsterbliche wird sterblich auf Erden, und jeder Geist wird ein Mensch! — Da wurden sie Menschen und Schwestern und nannten sich Luise, Charlotte, Therese, Friederike.“

<sup>1)</sup> Kammerfrau der Königin, Schwester des berühmten Bildhauers gleichen Namens, deren Tod die Königin bei ihrem Aufenthalt in Memel, wo sie gleichfalls am Nervenfieber erkrankt war, zu beklagen hatte. — Gräfin Voß schreibt unter dem 22. Januar 1807 in ihr Tagebuch S. 274: „Heute Abend starb die gute, treue Schadow! — Das ist ein rechter Verlust.“ — Sie wurde auf unserm Kirchhofe begraben, wo der schöne Denkstein, den ihr die Königin setzen ließ, noch heute erhalten ist.

<sup>2)</sup> Vergl. die Anmerkung über die näheren Lebensumstände ihrer Schwester Friederike auf Seite 23.

<sup>3)</sup> Der nachmalige erste Großherzog von Hessen-Darmstadt Ludwig X., bezw. I.

dazu berechtigt“) sie sich am liebsten bezeichnen mochte. Von ihm war ihr jeder Brief „ein Balsam“<sup>1)</sup>, und einmal bittet sie sogar ihren Bruder Georg<sup>2)</sup>, es war von Memel aus am 6. April 1807, er möchte ihr recht viele Bücher, da sie daran damals Mangel litt, schicken: „Aber, mein Bester — bald wenn Du kannst, ein Wort des Trostes von meinem Vater, nur eine Zeile seiner Hand, wenn es geht, damit ich die geliebten Züge küssen kann.“ Jene Briefe nun an ihren Vater, die schon eingangs dieser Darstellung als das Größte, das wir aus ihrer Feder besitzen, bezeichnet sind, sollen demnächst auch den krönenden Abschluß des Ganzen bilden und werden dann durch ihren reichen Inhalt wie durch ihren warmen Ton zugleich dies schöne, in der That einzig dastehende Verhältnis, das Liebe und Treue, Vertrauen und Ehrfurcht zwischen Vater und Tochter bis zu deren letztem Atemzuge verklärte, besser als alle Worte von andern es vermöchten, beleuchten. Hier soll einstweilen nur noch, wie gesagt, als Seitenstück zu dem eben mitgeteilten rührenden Freudenausbruch der Königin aus ihren glücklichen Tagen, wenn es das Wiedersehen der Ihrigen galt, jenes heute mit seinem Jubel, in welchem sie alle Worte ihrer „Freudenbotschaft hätte mit großen Buchstaben schreiben mögen“, um so tragischer wirkenden Briefes an ihren Vater Erwähnung geschehen, wo sie aus Berlin am 19. Juni 1810 an ihn nach Strelitz schreibt:

„Eben diesen Augenblick hat mir der gute, vielgeliebte König die Erlaubnis gegeben, zu Ihnen zu kommen, bester Vater. Ich bin ganz toll, muß mich aber sammeln, da mir der König eine Menge Aufträge an Sie gegeben hat. — Noch einmal, ich komme — den Montag komme ich, bleibe den Dienstag und Mittwoch allein, dann kommt der König, bleibt den Donnerstag und Freitag und wünscht Sonnabend nach Rheinsberg zu gehen, bleibt noch den Sonntag bei Ihnen und geht Montag wieder mit mir weg. Halleluja! Mit Gottes Hilfe wird alles so geschehen. Ich habe nur ganz grob ohne Form das so hingeschmiert, weil ich fürchte vor Glück es in Ordnung zu vergessen.“

Und am folgenden Tage geht gleich noch ein zweiter Brief an den Bruder Georg ab, in dem sie ihm zunächst eine Aenderung in dem Reiseprogramm des Königs mitteilt, der in Hohenzieritz, dem Sommeritz des Herzogs, ihres Vaters, wohnen und Strelitz umgehen wolle, weil er die „Gêne“ der Stadt nicht liebe; sie aber, fährt sie auch hier fort, „freue sich so ausgelassen, daß sie, mißtrauisch geworden durch so viele Schicksals-

<sup>1)</sup> Horn a. a. D. S. 51. — <sup>2)</sup> Braun No. 33.

<sup>3)</sup> Horn a. a. D. S. 360. — Braun No. 90.

schläge fürchtet, es möchte ihr ein Querstrich durch ihre Freude gemacht werden. Indes dieser trübe Gedanke geht gleich vorüber, indem sie sich im Geiste alsbald ganz in den Kreis der Ihrigen versetzt fühlt und den alten Diener ihres Vaters „den Martin mit Schurzfell und Maßstab im Schlosse von Neu-Strelitz wirtschaften, dann nach Hohenzieritz und wieder zurückkommen sieht, mit der Botschaft: „Ich hab' sie Alle untergebracht.“ Dabei erinnert sie sich zugleich wieder an die Jugendtage in Darmstadt, wo derselbe Martin die Kinder zurecht wies, wie sie zu laut wurden: „Du Friederike, du George — ihr thut brüll. Aber George höre — und du Friederike — geht's den ganzen Tag — Halleluja! Halleluja! Gott sei Ehr in der Höhe und auf Erden! Er belohnet doch auch recht schön wieder, wenn man in Demut litt und saunten Herzens geblieben ist, wenn Steinharte einen peinigten.“ Ferner schreibt sie, sie will keine Etikette haben, wird mit eigenen Pferden und nur mit einer Kammerfrau kommen. Für den König bestellt sie Milch und Erdbeeren. „Da der Rey kommt, so kostet es mich nichts als vor Stubenaufwartung, was nicht zu verachten ist, weil ich nun einmal sehr generös bin. Mais je suis une pauveresse. Wenn ich nur die halbe Million hätte, die das Schlafzimmer im Compiègne gekostet hat, von der Marie-Luise. Mon ami je suis toll.“ Mit der Erinnerung an die Landgräfin Großmutter und deren Dialekt schließt sie: „Ich hab Euch viel zu verzähle thu. Halleluja! In meinem Kopf sieht es aus wie in einem illuminirten Suckkasten. Alle Fenster mit gelben, roten und blauen Vorhängen sind hell erleuchtet. Adieu — nun will ich Großmama vernünftig schreiben. (Eure Luise“<sup>1)</sup>).

Wir wissen, daß die hier so ersehnte und mit solchem Herzensjubil begrüßte Reise mit ihrem von all ihren Lieben nie mehr verschmerzten Heimgange endigte, aber dort in Hohenzieritz war es auch, wo sie noch kurz vor ihrer Erkrankung im letzten aufwallenden Glücksgefühl sich nach der Ankunft ihres erlauchten Gemahls in alleiniger Gegenwart ihres

<sup>1)</sup> So nach Horn a. a. O., S. 165, unter Hinzuziehung von Adami, S. 361 und Braun No. 91. Uebrigens war dies, wie Horn hinzusetzt, ihr letzter Brief an ihren Bruder Georg, dessen frischer, herzlicher, humoristischer Ton mit seinem Zurückgehen in die gemeinsam verbrachte Kinderzeit vor dem Scheiden aus dieser Welt harmonisch den Ring eines idealistisch geschwisterlichen Verhältnisses abschließt, das niemals von einem Mißton getrübt war. — Nach Adami, S. 386, hat der Leibarzt des Königs, Heim, in seinem Tagebuche berichtet, daß er bei der Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill, den letzten Brief, welchen die Königin den 17. Juni 1810 an diese geschrieben, also kurz vor obigem Briefe an ihren Bruder Georg, gesehen, der auch sehr heiter und ebenso halb französisch halb deutsch abgefaßt war und gleichfalls den bevorstehenden Besuch bei ihrem Vater zum Gegenstande hatte, mit der launigen Unterschrift: „Louise, Wilhelmine, Auguste, Amalie, Reine de Prusse, geborene Prinzessin von Mecklenburg, née le 10 mars 1776, † das weiß ich noch nicht.“

Bruders Georg an den Schreibtisch ihres Vaters setzte und da auf ein Blatt Briefpapier ihre — wie sie es freilich nicht ahnte, letzten Zeilen niederschrieb, die nur die Herzensworte enthielten:

Mon cher père!

Je suis bien heureuse aujourd'hui, comme Votre fille et comme l'épouse du meilleur des époux!

Neu-Strelitz ce 28. Juni 1810.

Louise.

(Mein teurer Vater!

Ich bin sehr glücklich heute als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer!)

Fürwahr, es giebt wohl nichts Ergreifenderes, als dies selige Bekenntnis, mit dem die Königin aus ihrem trotz aller Trübsal so Gottbegnadeten Leben geschieden ist; aber es wirkt nur um so mächtiger und rührender, wenn wir nunmehr sehen werden, daß es auch in seinem zweiten Teile der goldene Faden war, der alle ihre Briefe von dem Tage des ersten Sehens in Frankfurt bis zu dem Todesabschied in Neu-Strelitz durchzieht und somit nur das Nämliche bestätigt, was, wie wir schon vorher sahen, auch Friedrich Wilhelm „der beste der Männer“ selber dem Bischof Eylert bekannt hat. Aber es muß auch der Zauber, der von der Persönlichkeit dieser von allen so hochgepriesenen Fürstin ganz unwillkürlich auszugehen pflegte, ein ganz unvergleichlicher gewesen sein, wenn wir über das Ereignis jener so schnell und so glücklich zu Stande gekommenen Verlobung den königlichen Vater Friedrich Wilhelm II., nachdem er am 18. März 1793 für seine Söhne um die Hand der Prinzessinnen Luise und Friederike bei deren Vater und der Großmutter angehalten hatte, unter dem 21. und 22. März von Frankfurt aus, wo damals der König in dem französischen Revolutionskriege sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, nach Berlin berichten hören<sup>1)</sup>: „Seit meinem letzten Briefe habe ich gar keine Zeit zum Schreiben gehabt; wir haben in lauter Feten gelebt, die besonders durch die Anwesenheit hoher Fremden veranlaßt wurden, nämlich der Prinzess George Wilhelm von Darmstadt<sup>2)</sup> und ihrer beiden herrlichen Kindeskinder, der Töchter des Prinzen Karl von Mecklenburg. Wie ich die beiden Engel zum ersten mal sah, es war am Eingang der Komödie, so war ich so frappiert von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir war, als ihre Großmutter sie mir präsentierte. Ich

<sup>1)</sup> Nach Paul Baillen's archivalischen Mitteilungen ist der Brief bei Adam a. a. O. S. 36 abgedruckt.

<sup>2)</sup> Der Landgraf von Hessen-Darmstadt hatte nämlich die Großmutter, die sich damals mit ihren Enkelinnen auf einer Besuchsreise in Hildburghausen bei der ältesten Schwester derselben der Herzogin Charlotte befand, brieflich aufgefordert, den Rückweg nach Darmstadt über Frankfurt zu nehmen, um dort die beiden Prinzessinnen ihrem hohen Anverwandten, dem Könige von Preußen vorzustellen, dessen Gemahlin (die Mutter Friedrich Wilhelm's III.) und Luise's Mutter Geschwisterkinder waren.

wünschte sehr, daß meine Söhne sie sehen möchten und sich in sie verlieben. Den andern Tag ließen sie sich auf einem Ball (im Manskopfschen Hause<sup>1)</sup> präsentieren und waren ganz von ihnen enchantiert. Ich machte mein möglichstes, daß sie sich öfter sahen und sich recht kennen lernten. Die beiden Engel sind, soviel ich sehen kann, so gut als schön. Nun war die Liebe da, und es wurde kurz und gut resolviert, sie zu heiraten. Sie gaben sich das Jawort, und die Versprechung wird bald vor sich gehen, vermutlich in Mannheim<sup>2)</sup>. Der älteste heiratet die älteste, und der jüngste die jüngste.“ Ganz aber in Uebereinstimmung mit jenen Eröffnungen, die Friedrich Wilhelm III. nach dem Tode seiner unvergeßlichen Gemahlin dem Bischof Eylert über seine damaligen Gefühle gemacht, hatte er gleich nach seiner Verlobung in einem Briefe vom 12. April seiner Mutter, der regierenden Königin, gestanden:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich mich durch die Wahl fühle, die ich getroffen habe<sup>3)</sup>.“

<sup>1)</sup> Horn a. a. D. S. 26 berichtet hierzu Folgendes: „Die Prinzen wohnten bei dem Geheimen Rat Manskopf, in demselben gastlichen Hause, welches ein Jahr vorher bei der letzten Kaiserkrönung die Landgräfin mit den Prinzessinnen beherbergt hatte. Den Ball hatte der Besitzer dieses Hauses zu Ehren der mecklenburgischen Prinzessinnen gegeben und die beiden Söhne des Königs dazu eingeladen. In der Familie Manskopf hat sich die Erzählung erhalten, daß während der Tafel der Kronprinz der ihm gegenüberliegenden Prinzessin Luise ein Brotkügelchen zugerollt habe, mit den halblaut gesprochenen Worten: „Si vous aimez celui qui vous jette cela, rejetez!“ (Wenn Sie den lieben, der Ihnen das zurollt, dann thun Sie ein Gleiches.) Von drüben kam keine Antwort. — Zwei Gerichte gingen vorüber und erst beim dritten fanden sich auf dem Teller des Kronprinzen zwei Kügelchen vor. Das weiße, mit violetten Verzierungen versehene Wedgwoodservice, auf dem dies geschah, ist heute noch in der Familie vorhanden.“ —

<sup>2)</sup> Sie fand aber am 24. April 1793 im Alten Palais zu Darmstadt statt, wobei der König Friedrich Wilhelm II. selbst den Bräuten die Ringe an die Finger steckte und die Hände der beiden Paare in einander legte.

<sup>3)</sup> Vergl. hierzu, wie zu dem zunächst Folgenden den Aufsatz von Paul Baillen im Hohenzollern-Jahrbuch, erster Jahrgang 1897, betitelt: „Vor hundert Jahren“, Abschnitt III. S. 134, sowie die dort S. 186 ff. unter der zusammenfassenden Ueberschrift: „Aus der Brautzeit der Königin Luise“ mitgeteilten Briefe ihr nahestehender Personen, namentlich ihrer Schwestern, die aus Hildburghausen und Regensburg nach Frankfurt geeilt waren, um an dem Glücke der Bräute neidlos sich mitzufreuen. Baillen bemerkt in seiner Vorrede dazu: „Bis einst, wie wir hoffen dürfen, der Briefwechsel des erlauchten Brautpaares selbst zugänglich wird, mögen diese Briefe willkommen sein als Bilder bräutlichen Glückes und schwesterlicher Liebe.“ Was für ein Schatz sich uns hier, wie überhaupt aus der uns bisher nur aus einigen wenigen Proben bekannten Korrespondenz des Königs und der Königin noch erschließen wird, geht schon aus letzteren selbst, wie aus gelegentlichen Bemerkungen, die die Königin in anderen Briefen macht, verheißungsvoll genug hervor, denn welche Innigkeit darin gewaltet haben muß, davon giebt uns jener Brief ein überaus rührendes Beispiel, den ihr der König während ihrer letzten Krankheit aus Char-

Aber auch Prinzessin Luise hatte rasch in dem „schüchternen Officier den guten und lauterer Menschen, dessen Wahrhaftigkeit schon 7 Jahre vorher ein Mirabeau bemerkt hatte,“ erkannt und schrieb auch in überströmendem Gefühle gleich, nachdem der König selbst für seine Söhne als Brautwerber aufgetreten war, Frankfurt den 20. März 1793 an die Prinzessin Theresie von Thurn und Taxis, ihre zweite Schwester:

„Aussi un petit mot pour vous, ma chère et bien aimée Thérèse. Vous savez tout par Mme le Vrints<sup>1)</sup>, que j'ai prié hier de vous écrire en mon nom. Ange de mon coeur, soyez toujours la même envers moi. Vous ne sauriez croire, chère Thérèse, comme je suis contente. Le prince est extrêmement bon und gerade, kein unnöthiger Schwarm von Worten begleiten seine Reden, sondern er ist erstaunend wahr. Enfin il ne me reste plus rien à desirer, car le prince me plaît; quand il me dit par exemple que je lui plais, qu'il me trouve bonne, je puis le croire, car il ne m'a jamais flattée encore.<sup>2)</sup> Votre amitié me reste, mon ange, vos prières ferventes et vos bénédictions me suivront partout, je ne puis donc qu'être heureuse. Adieu, mon ange, le prince arrive. Louise.“

lottenburg nach Hohenzierik geschrieben; dieser bewegte sie so, daß sie das Blatt auf ihr Herz legte und sich nicht davon trennen wollte, um es jeden Augenblick der Ruhe zu lesen und wieder zu lesen; auch soll sie mehrmals ausgerufen haben: „Ach welch ein Brief! Wie glücklich ist doch, wer solche Briefe empfängt.“ (Adami a. a. O. S. 366.)

<sup>1)</sup> Der Brief ist in der Bailleuschen Sammlung der zweite; zu obigem Namen bemerkt B. „Die Gemahlin des Thurn und Taxischen Oberpostmeisters in Frankfurt a. M. Unter ihren an Prinzessin Theresie gerichteten Briefen hat sich der oben erwähnte leider nicht erhalten“.

<sup>2)</sup> Hierzu finden wir bei Baillet die Anmerkung: „Ganz ebenso schreibt Prinzessin Luise dem Kronprinzen selbst: „Vous avez un caractère droit et vous n'êtes point conteur ni flatteur, trois qualités, qui ont un prix pour moi qui n'est pas à dire. Aussi savions-nous d'abord et sans détours à quoi nous en étions.“ (30. März.) — Ich füge hier gleich zu diesem französischen Citat, wie auch zu obigem Briefe, den ich, wie vorher die letzten Zeilen, die die Königin in ihrem Leben geschrieben, schon deswegen im französischen Originale gebracht habe, weil sich in ihm, wie sich das noch manchmal wiederholen wird, sehr bezeichnender Art an seiner charakteristischsten Stelle von der Wahrheitsliebe des Kronprinzen die Königin doch auch selber wieder der deutschen Sprache bedient hat, die Uebersetzung hinzu: „Du hast einen geraden Charakter und bist kein Schwätzer (Kourtschneider) und auch kein Schmeichler, drei Eigenschaften, die in meinen Augen einen unsagbar hohen Wert haben. Daher wußten wir auch sofort (ohne viel Worte zu machen) woran wir waren.“

Der Brief lautet deutsch etwa:

„Auch noch ein Paar Worte an Dich, meine teure, sehr geliebte Theresie. Du weißt alles durch Frau Vrints, welche ich gestern gebeten habe, Dir in meinem Namen zu schreiben. Engel meines Herzens, bleibe gegen mich stets dieselbe. Du kannst

Von einem Herzensbunde nun, der unter solchen Gefühlen und Empfindungen geschlossen ward, wo die Sympathie der Seelen durch die Liebe zur Wahrheit und Tugend ihren höchsten Adel und zugleich die Gewähr der Dauer schon bei ihrem ersten Entstehen empfing, da ließ sich von vorne herein erwarten, daß von dem Fürstenthron, den er zu zieren bestimmt war, sich Ströme des Segens über Tausende und Abertausende verbreiten werden. Es waren daher wieder nur prophetische Worte, als der Bischof Sack am heiligen Weihnachtsabende des Jahres 1793 nach jenem feierlichen Einzuge in Berlin, auf dem sich die Prinzessin zwei Tage zuvor durch ihre holde Anmut und natürliche Liebenswürdigkeit die Herzen der hauptstädtischen Bevölkerung für immer erobert hatte,<sup>1)</sup> in seiner Trau- und Weiherede sich also zu der fürstlichen Braut wandte: „Von Eurer Königlichen Hoheit erwartet der Prinz, für den Sie zu leben angeloben, was Würde und Macht ihm nicht geben können, das heilige Glück der Freundschaft — von Ihnen der Hof und das Vaterland ein neues, leuchtendes Vorbild —“ ein Gelöbniß, das Friedrich Wilhelm's III. erlauchte Gemahlin seinem ganzen so tief bedeutsamen Inhalte nach herrlicher erfüllt hat, als es der Diener Gottes, der es ihr abnahm, ahnen konnte.

Zunächst war es nun die Innigkeit des Familienlebens und „ein häusliches Glück, wie es Preußen seit den Tagen Friedrich Wilhelm's I. nicht mehr erlebt hatte“<sup>2)</sup>, was unwillkürlich die Augen Aller — Ein-

Dir garnicht vorstellen, liebe Theresie, wie glücklich ich bin! Der Prinz ist außerordentlich gut und gerade, sein unnötiger Schwarm von Worten begleiten seine Reden, sondern er ist erstaunend wahr. Es bleibt mir wirklich nichts zu wünschen übrig, denn der Prinz gefällt mir; wenn er mir z. B. sagt, daß ich ihm gefalle, daß er mich gut findet, so kann ich es ihm glauben, denn er hat mir noch nie geschmeichelt. Deine Freundschaft bleibt mir, mein Engel, Deine heißen Gebete und Segenswünsche folgen mir überall hin, darum kann ich nur glücklich sein! Adieu, mein Engel, der Prinz kommt eben an. Luise.“

<sup>1)</sup> Wie ihr bei jenem feierlichen Einzuge zu Mute gewesen, darüber schreibt sie selbst an ihren Bruder noch nach Jahren — am 22. Dezember 1801 — also rührend: „Erinnerst Du Dich noch der Feier des heutigen Tages, wie bangevoll mir das Herz pochte, als ich den Thoren Berlins näher kam und alle die Freuden und Ehrenbezeugungen empfing, die ich damals noch nicht verdiente. Ja, lieber Freund, es war eine feierliche Stunde für mich, als ich Berlins Einwohnerin ward und gleichsam von allen meinen Lieben, Eltern, Geschwistern, Freunden losgerissen; aber nie werde ich diese Augenblicke bereuen, da ich hier so ganz unaussprechlich glücklich bin an der Seite meines in jedem Sinne rechtshaffenen Mannes.“ (Braun No. 21.)

<sup>2)</sup> So Baillet a. a. D. S. 134. Vergl. hierzu Horn a. a. D. S. 48, wo es heißt: „Wollte man alle Berichte aus jener Zeit wiedergeben über den Eindruck, den die Kronprinzessin Luise bei ihrem Erscheinen in Berlin hervorbrachte, dann

heimischer, wie Fremder bewundernd<sup>1)</sup> auf sich zog, wenn es auch in seiner fast bürgerlichen Einfachheit und schlichten Natürlichkeit mitunter das Kopfschütteln der Frau Oberhofmeisterin, Gräfin von Bosz, „der strengen Hüterin der Etikette,“ wie uns manche hübsche Anekdote erzählt, erregen mochte. Trotzdem aber ist und bleibt doch auch in ihren Tagebüchern, wo wir gleich anfangs und zwar für den 31. December 1793 dem Bekenntnis begeben: „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut

geriete man sicherlich in Gefahr, der Uebertreibung geziehen zu werden“, aber „die Begeisterung, welche ihr aus allen Schichten des Volkes entgegen kam, die Liebe, mit welcher das Herz der Nation ihr entgegenschlug, waren nicht von ungefähr, kein flüchtiges Aufwallen, erzeugt durch den ersten günstigen Eindruck; nein, diese Stimmung lag viel tiefer. Sie erschien als die Ahnung, daß mit dieser Engelsgestalt ein Hauch der Reinigung und Einigung in das königliche Haus einziehen würde“, dessen Friede, wie ich hier gleich hinzusetzen will, durch den verderblichen Einfluß einer Gräfin Lichtenau und ihrer Helfershelfer, wie es die Wöllner und Bischoffswerder waren, damals tief erschüttert war. Keiner litt darunter mehr in seinem reinen, kindlich-treuen Herzen als der Kronprinz und mit ihm nun seine tugendhafte Gemahlin, der „une certaine comtesse“, wie sie jene in ihren Briefen zu bezeichnen pflegte, eine anhaltende Verletzung ihres sittlichen Gefühls war und der sie ihrerseits — mochte es sonst thun wer da wollte — und zwar im vollsten Einverständnis mit ihrem Manne, wie sie sich auch darüber brieflich an ihren Vater, namentlich bei Gelegenheit einer Pyramonter Reise im Sommer 1797, auf der das Kronprinzliche Paar den König zu begleiten hatte, ausgesprochen hat, nicht das mindeste Zugeständnis machen mochte. Dies aber war es auch, was ihr gleich im ersten Jahre ihrer Ehe die Trennung von ihrem Gemahl während des polnischen Aufstandes ganz außerordentlich erschwerte, wovon oben schon in dem ersten Briefe an ihren Seelsorger Lichthammer die Rede gewesen ist, und so hören wir sie sich denn darüber auch in einem Briefe an ihren Vater vom Juni 1794 in Klagen ergießen, daß sie nun Niemand habe, der ihr heilsame Ratschläge über ihre Haltung in dieser schwierigen Periode ihres Ehelebens geben könne: „Ich muß auf die Worte derjenigen mich verlassen, welche ein Recht haben, mir etwas zu sagen. Aber muß ich nicht immer Leute mit bösen Absichten fürchten, wenn auch nicht gegen mich, so doch gegen einen anderen, wo ich als ein Werkzeug zu Mißthätigkeiten (désordre) dienen soll? Ich bin noch nicht lange hier, aber ich habe schon mannigfache Prüfungen erfahren, die mich in den Stand setzen, den Charakteren auf den Grund zu kommen. Ich möchte diese Erfahrungen lieber nicht gemacht haben. Es wäre um so besser.“ (Horn S. 50.) Und daß sie zu der größten Vorsicht alle Ursache hatte, da in oben gedachten Kreisen der junge Kronprinzliche Hof mit seinen so entgegengesetzten Anschauungen sehr argwöhnisch beobachtet wurde, das geht aus dem Zusätze in diesem Briefe hervor: sie hätte dem Vater so Verschiedenes aus den Briefen des Kronprinzen vom Kriegsschauplatz mitzuteilen, „aber da ich von allen Seiten höre, daß man auf der Post die Güte hat, meine Briefe zu öffnen, will ich diesen Herren nicht das Vergnügen gönnen, die Briefe meines Mannes zu lesen, die manchmal sehr interessant sind — meines Engels von einem Manne!“

<sup>1)</sup> Wie mußte da also nicht die aufrichtigste Bewunderung und Verehrung derjenigen zufallen, von der auch die Fremden, wie oben angedeutet, mochten sie nun vorübergehend Berlin berühren oder als Gesandte an dem Hofe selbst sich aufhalten, des Lobes ob ihrer hoheitsvollen Erscheinung und ihrer erhabenen Tugenden voll

und so reizend zugleich, und der Kronprinz ist ein so redlicher, vortrefflicher Mann, daß man ihm das Glück einer solchen Ehe, den Besitz eines solchen Engels innig gönnt“ — schließlich der immer wiederkehrende Refrain: „Wir waren alle recht zufrieden unter uns zu sein, wo es immer am hübschesten ist.“

Keiner aber fühlte das mehr, als die Kronprinzessin selbst, die das vollste Genügen nur in dem Frieden ihrer schönen Häuslichkeit an der Seite eines Gatten fand, den sie, wie das in allen ihren Briefen, die sie damals wie später in die Heimat sandte, immer wieder zum Ausdruck kommt, mehr liebte, als sich selbst.“

Wenn sie daher auch bei jener Trennung, die der polnische Aufstand im Sommer 1794 verursachte, „nicht murrte“, — denn sie sah ein, wie sie bei der Nachricht, daß der Kronprinz im Sturm auf Wola die nächste Kolonne nach dem König auf die feindliche Schanze geführt, äußerte, daß er, der erste nach dem König auf dem Thron, auch der erste nach ihm im Felde sein müsse<sup>1)</sup> — so weinte sie doch wie eine Magdalena<sup>2)</sup>. Und der Kronprinz selber war auch, wie sie ihren beiderseitigen Abschiedschmerz ihrem alten Vertrauten dem Bruder Georg es gleich hinterdrein schildert „so unglücklich darüber, daß er selbst als Mann nicht glaubte, es überstehen zu können.“ Aber wie sollte es ihm auch nicht schwer werden ein solch' trauliches Heim zu verlassen, wo er nun nach einer liebeleeren, trübseligen Jugend ein solches Leben führte, wie seine Luise es ihrem Bruder nun also weiter schildert:

„Ach lieber Junge, ich bin außerordentlich glücklich durch Ihn! Es fehlt meinem Glücke nichts als herzliche Teilnahme. Dester, wenn wir so traulich beisammen saßen und er mir vorlas, unterbrach er sich schnell: Dich, die all mein Glück und meine Seligkeit ausmacht, soll ich verlassen! Ach Gott, wie hart! Die sechs Wochen, die ich in Potsdam mit Ihm zugebracht, waren unstreitig die glücklichsten meines Lebens. Ganz ohne

sind, wie jene englische Dame, die Berlin im December 1800 besucht hatte, die Gemahlin des Obersten St. George in ihrem später veröffentlichten Tagebuche niedergeschrieben hatte: „Die Königin erinnert mich an Burke's Stern, der Leben, Glanz und Freude ausstrahlt“ und dem ähnlich auch der Sekretär der englischen Gesandtschaft in Berlin und der französische General Sejour in ihre Heimat berichtet haben. Was aber alle so bewegte, dem gab alsdann Jffland in seinem Festspiel zum Jubiläumstage in Berlin (6. Juli 1798) „Der Veteran“ den mit lautem Jubel begrüßten Ausdruck, wo er einen Brautvater die Hände der Brautleute mit den Worten zusammenfügen läßt: „Soll ich euch mit meinem Segen ein Beispiel der guten Ehe aufstellen? Auf unseres Königs Throne lebt es! Luise, meine gute Tochter, sei eine so freundliche, gute Gattin, werde eine so treue, gute Mutter, als unsere Königin es ist!“ (Vergl. Adami a. a. D. S. 112 und S. 124.)

<sup>1)</sup> Adami a. a. D. S. 58.

<sup>2)</sup> Brief vom Juni 1794 an ihren Vater, Horn a. a. D. S. 50; ebendasselbst ist auch der folgende bei Braum Nr. 3 aufgeführte Brief zu finden.

Gene und Etikette, so ganz nach seinem Willen hab' ich gelebt, und ich fühlte das Glück, solch' ein Leben zu führen, nie lebhafter, als wenn ich von Berlin Nachricht bekam: Heute ist großer Ball, heute ist großes Concert und Souper! Ach da war ich so vergnügt, mich an der Seite meines Mannes zu finden in einer Linonchemise<sup>1)</sup> und ausgekämmtem Haar!"

„Und dies häusliche Glück erreichte nun,“ wie die Gräfin Voss in ihrem Tagebuch S. 160 berichtet, „die schönste Vollendung,“ als ihnen der Himmel am 15. Oktober 1795 für den schmerzlichen Verlust des erstgeborenen Töchterchens, der sie ein Jahr zuvor unter den traurigsten Verhältnissen betroffen hatte<sup>2)</sup>, einen Sohn schenkte, der nachmals als König Friedrich Wilhelm IV. auf den Thron gekommen ist. „Friedvoll und heiter wurde nun das Leben,“ um mit den Worten der Gräfin fortzufahren, „alles um sie her von ihrem Glücke mit erfüllt und für jeden wohlthuend, der ihnen nahe kam . . . Winter und Sommer wurden in Berlin, Frühjahr und Herbst in Potsdam verlebt und die Jahre folgten sich ruhig und zufrieden.“

Um so mächtiger aber zog es nun noch die Kronprinzessin aus dem geräuschvollen Hofleben in ihre stille Häuslichkeit, und so hören wir sie denn wieder ihrem Bruder Georg diese ihre Sehnsucht in einem Briefe vom Winter 1795 verraten, wo sie ihm schreibt:

„Ich studiere nichts als englisch, bin auf Ballen, wo ich nicht tanze und in Gesellschaften, wo ich mich ennuyire, und doch in der großen Welt. Ach, ich möchte, ich wäre lieber in der kleinen Welt!

<sup>1)</sup> Einfaches Stattkleid ohne Schleppe und Garnirung. (Braun S. 9).

<sup>2)</sup> Vergl. den schon vorher citierten Brief an ihren Vater über die Heirat der österreichischen Erzherzogin mit Napoleon, S. 20. — Damals erfüllte natürlich schmerzliche Trauer ihr Herz; indes auch in dieser hatte sie schon mit einer stillen „Fassung, wie nur eine starke Seele sie zu zeigen vermag“, wie sich die Gräfin Voss bewundernd ausdrückt, an ihren Bruder Georg geschrieben (Horn S. 52, Braun No. 7): „Ach lieber Georg, wer besser als Du, könnte meine Freude, meine Wonne — mein Glück teilen, wenn ich Dir von meinem Kinde schreiben könnte! So aber kann ich leider nur sagen: Es war schön! Meine Thränen erstickten mich. — Ich murre nicht. Ich trage mit Ergebung den Willen Gottes!“ Eine solche Gottergebene Gesinnung entsprach auch ganz dem demüthigen Herzen des Königs, der — ein Seitenstück ist es zu dem vorstehenden Schreiben der Königin — ihr selbst, als ihnen in der Folge die am 14. Oktober 1799 geborene Prinzessin Friederike schon am 30. März 1800 wieder entrißen wurde, von Potsdam am 31. März nach Berlin einen folgendermaßen anfangenden Trostbrief sandte: „Mit Ergebung müssen wir uns dem göttlichen Willen zu unterwerfen lernen. Das Ereignis, welches Du mir soeben mitgeteilt, konnte uns nicht überraschen. Wir mußten es erwarten und müssen es nun mit Gleichmut ertragen. Schone Deine Gesundheit und Gott sei gedankt, wenn er uns unsre drei Aeltesten erhält.“ (Braun S. 31, wo der Brief im französischen Original und in deutscher Uebersetzung zugleich mitgeteilt ist.).

Da amüsiere ich mich besser. Denn sind wir einmal ganz allein zu Hause des Abends und trinken Thee in unserem kleinen Cirkel, lesen etwas und freuen uns des kleinen Engels, dann bin ich so vergnügt, daß ich in meinem Leben nicht möchte anders sein<sup>1)</sup>. Doch es waren noch nicht viele solch „ruhige und zufriedene Jahre“ verfloßen, da ward plötzlich wieder dieses „sommige Ehe- und Liebesleben“ durch Sorgen und Kummer schwerster Art unterbrochen, als am 28. December 1796 Prinz Ludwig an typhösem Fieber starb und gleichzeitig auch der Kronprinz von einer gefährlichen Krankheit, einer „entzündlichen Bräune“, wie man damals die Diphtheritis nannte, ergriffen wurde. So das Leid um die geliebte Schwester, die in dem Tode eines blühenden Gemahls den herbsten Verlust des Lebens so frühzeitig erleiden mußte, im Herzen, saß die treue Gattin nun an dem Krankenbette des eigenen, dessen Uebel der Schmerz um den Verlust seines Lieblingsbruders, wie die Gräfin Voß vermutet, noch verstärkt haben mochte, in hängster Sorge, „ohne auch nur einen Augenblick<sup>2)</sup> seine Pflege und Wartung andern Händen zu überlassen; denn „meinen Mann in Gefahr zu wissen — das ist furchtbar,“ so schreibt sie aus jenen Tagen in ihrer Seelenangst an den Bruder, „und niemals werde ich diese Zeit des Unglücks vergessen.“<sup>3)</sup>

Dazu kam noch, daß, als der Kronprinz kaum genesen war, dessen liebevolles Gemüt von Neuem durch die Nachricht von dem Tode seiner, so hochverehrten Tante, der Königin Witwe, Gemahlin Friedrichs des Großen, die am 13. Januar 1797 verstarb, „sehr ergriffen“<sup>4)</sup> wurde, was der besorgten Gattin neue Angst bereitete.

So herb also waren schon die ersten Heimsuchungen, die das junge Fürstenpaar zu kosten bekam, und es könnte scheinen, als ob die Kronprinzessin dadurch frühzeitig für jene gewaltigen Schicksalschläge gestählt werden sollte, die ihrer später als Königin mit der Ueberwinderkrone harnten. Indes noch zerteilten sich doch wieder die trüben Wolken, die den heiteren Himmel ihres häuslichen Glückes getrübt hatten, und gerade in jenem Jahre, das für sie so schwer begonnen hatte, ging die Frühlingssonne über dem preußischen Königshause in einem Segenslichte auf, das, wie wir heute wissen, für das gesammte deutsche Vaterland zugleich die Morgenröthe seines großen Auferstehungstages werden sollte: denn geboren ward am 22. März 1797 Luizens zweiter Sohn, den der Allmächtige dazu erkoren hatte, der schwergeprüften Mutter nimmer wankenden Glauben an den Sieg des Guten in ungeahuter Fülle wahr zu machen.

<sup>1)</sup> Horn a. a. D. S. 54; Braun No. 9.

<sup>2)</sup> Vergl. die Memoiren der Gräfin Voß S. 168.

<sup>3)</sup> So bei Braun No. 11. — <sup>4)</sup> Gräfin Voß a. a. D. S. 170.

Doch damals freilich da ruhten der Mutter sowohl wie dem neugeborenen Fürstenkinde „noch im Zeitenschooße die schwarzen und die heitern Loose.“ Wohl blüht es einmal, nachdem sie kaum den Thron bestiegen hatte, in ihren Briefen wie eine Ahnung kommenden Märtyrereidens auf, wenn sie bald danach an ihren Bruder Georg schreibt:

„Ich bin nicht zur Königin geboren, das glaube mir. Doch will ich gern das Opfer werden, wenn nur sonst in Zukunft mal dadurch etwas Gutes erreicht werden kann.“<sup>1)</sup> Indes hier hat wohl alles Andere eher den Blick der jungen Königin in die Zukunft getrübt<sup>2)</sup>, als die ihr schon jetzt sich aufdrängende Befürchtung, es könnte jemals mit dem Staate Friedrichs des Großen soweit kommen, wie sie es nachher in so jähen und so niederschmetternden Schlägen erleben und erdulden sollte. Zwar hatte die Königin es sich nicht einen Augenblick verkehrt, daß der Nachfolger Friedrich Wilhelms des Zweiten von vorne herein mit den schwersten Regierungsjorgen zu kämpfen haben würde, da so mancher Schaden an dem Mark des Landes zehrte, und deutlich genug spricht hiervon die kurze Meldung, die sie, gleich nachdem ihr die Oberhofmeisterin am Vormittage des 16. November 1797 mit der Anrede „Majestät“ die erste Kunde von dem Ableben ihres königlichen Schwiegervaters gebracht hatte, an ihren Vater nach Neustrelitz durch einen Eilboten abgehen ließ: „Der König ist seit heute morgen 9 Uhr nicht mehr. Wir armen Kinder können ihn nur beweinen. Die letzten Tage waren mehr als schrecklich, weil man fürchtete, er würde vor Schmerzen das Bewußtsein verlieren. Gott möge seine Seele aufnehmen und meinem Mann in der schweren Lebensarbeit, die schwerer ist, als wir alle glauben, in Gnaden beistehen!“

Aber noch schien die Monarchie der Hohenzollern, die Friedrich der Einzige auf dem altererbten Felsenfundamente zu der gefeiertesten Großmacht Europas emporgehoben hatte, trotz alledem so sturmesicher dazustehen, daß an ihrem Grenzwall, den ein ruhmgekröntes Heer bewachte, sich jene Kriegeswogen, wie sie anderen Ländern drohten, das war anfangs aller Ueberzeugung, legen würden. Und in dem nämlichen Vertrauen auf die sichere Hut ihres Vaterlandes und die politische Weisheit im Räte der Krone sah sie auch als Königin ihre Haupt Sorge nach wie vor darin:

<sup>1)</sup> Horn a. a. D. S. 60. Braun No. 50.

<sup>2)</sup> Vielleicht dürfte der Schlüssel für ihre damalige Stimmung, worauf Horn a. a. D. S. 60 hinweist, in den Denkwürdigkeiten der Gräfin Voß zu suchen sein, die aus jenen Tagen „ein langes Verzeichnis der leidigen Verbindlichkeiten bringen, welche der Todesfall und die Thronbesteigung dem jungen Königspaaire auferlegten: einheimische Deputationen, auswärtige Gesandte, Besuche von fremden Prinzen, das Begräbniß mit seinen Zurüstungen, die Trauercouren und dabei Gastmähler und Assembléen!“

ihrem erlauchten Gemahl, je schwerer die Bürde seines hohen Amtes nun auf seinen Schultern lastete, um so mehr jenes trauliche Heim, in dem er sich, wie wir oben aus dem Munde der eigenen Gattin hörten, immer am wohlsten gefühlt hatte, zu erhalten, zumal der König selber auf die schlichte, glückliche Häuslichkeit des Kronprinzen unter keinen Umständen zu verzichten gesonnen war. Freilich gab das wieder der Oberhofmeisterin alsbald zu dem bedenklichen Ausrufe in ihrem Tagebuche<sup>1)</sup> Veranlassung: „Der König ist noch ganz und gar der Kronprinz; über Alles Ausrufungen<sup>2)</sup>, so wenig Etiquette als nur immer möglich und große Sparsamkeit; wenn es nur so bleibt, und dies Alles nicht überhand nimmt mit der Zeit, dann ist es ja ganz schön und gut.“ Aber es blieb schön und es blieb gut, ja es gab nichts Schöneres als den Anblick dieses königlichen Familienglückes, wie es sich heute noch in jenen bekannten Bildern, die das Elternpaar im Kreise ihrer Kinder in Parez, auf der Pfaueninsel und auch in dem königlichen Palais zu Berlin der Nachwelt so lebenswarm darstellt und für die wir keine treffendere Unterschrift finden können, als jene herrlichen Worte, die die Königin kurz vor ihrer Rückkehr von der Huldigungsreise nach Ostpreußen, die, am 24. Mai begonnen, erst mit Anbruch des Monats Juli 1798 ihr Ende fand, an ihren Bruder Georg geschrieben:

„Ein guter, liebevoller Mann ist doch der Grundstein alles Guten. Der Gedanke, andere glücklich zu machen, macht mich glücklich. Heute sehe ich meine Kinder. O Lust und Freude!“<sup>3)</sup> So blühte denn auch im Königshause jenes „heilige Glück der Freundschaft, das Macht und Würde nicht geben können“, wie der Verkünder des göttlichen Wortes es der fürstlichen Braut so warm ans Herz gelegt hatte, zwischen den treu liebenden Gatten nur noch immer schöner und reicher empor, ja es ward für beide zu jenem Seelenhorte, in dessen bewährtem Besitze der König in den schweren Tagen des Leides jene tiefgefühlten Worte ausgerufen: „Mag es draußen stürmen, wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt“, während die Königin ihrem Vater gleichzeitig bekennen konnte: „Vor allen Dingen ist es die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle, zarte Begegnung, welche mein Glück aus-

<sup>1)</sup> Vom 15. December 1797 a. a. D. S. 212.

<sup>2)</sup> Solcher berichtet uns unter anderen Adams a. a. D. S. 86 prächtige Beispiele wie: „Bin ich denn in der Geschwindigkeit so dick geworden, daß eine Thür für mich zu enge ist“ — als ein Kammerdiener vor der neuen Majestät beide Flügelthüren aufreißt —, oder als er dem Küchenmeister, der zum Unterschiede der nunmehr königlichen Mahlzeit von der kronprinzlichen zwei Schüsseln mehr auf den Küchensettel setzt, diese mit der Frage streicht: „Man glaubt wohl gar, ich habe seit gestern einen größeren Magen bekommen?“ —

<sup>3)</sup> Horn a. a. D. S. 66. Braun No. 44.

machen. Der König ist herzlicher und besser als je für mich. Großes Glück und große Beruhigung nach 14jähriger Ehe; wir sind uns neu geblieben und unentbehrlich geworden<sup>1)</sup>. Und dieses eheliche Glück, es ward nun gekrönt durch die höchste Freude, die das Elternherz bewegen kann, durch das Gottwohlgefällige Gedeihen einer blühenden Kinderschaar! Den ausführlichsten Bericht über diese und ihre fortschreitende, gute Entwicklung finden wir auch in jenen großen Briefen, die überhaupt das Unglück der königlichen Familie wie eine verklärende Aureole umgeben und daher später in ihrer Gesamtmittelung wirken sollen, doch aus jenen noch heiteren Tagen, wo der äußere Glanz des Thrones noch nicht erblichen war, ist uns ein Brief an ihren Bruder aufbewahrt, in dem sie ihm in neuer Mutterfreude, die ihr am 3. Februar 1803 bescheert war, mit der Nachricht von ihrem eigenen Wohlbefinden zugleich eine Schilderung ihres kleinen, damals nun schon 5 Köpfe zählenden Völkchens giebt: „Mein kleines Töchterchen, Alexandrine Helene genannt<sup>2)</sup>, ist so hübsch, so fett, so rund, als ich es nur wünschen kann, und die Pocken, die sie glücklich überstanden hat, geben mir noch einige Zeit die große Annehmlichkeit wegen ihrer Erhaltung unbeforgt zu sein. Carl<sup>3)</sup> war seit einiger Zeit krank, er hat anfangs das kalte Fieber gehabt, und nun kränkelt er an den Zähnen. Er ist das schönste meiner Kinder. Charlotte<sup>4)</sup> ist sehr groß, sanft und gut und ihre Erziehung wird nicht schwer sein. Wilhelm ist ein sehr

<sup>1)</sup> Schlussworte jenes Briefes an ihren Vater aus Königsberg vom Sommer 1808, mit dessen Anfang wir oben unsere einseitige Betrachtung beendigten; Adami a. a. O. S. 275. Braun No. 63.

<sup>2)</sup> Dies war die damals neugeborene Prinzessin, die sich nachmals am 25. Mai 1822 mit dem dann am 7. März 1842 verstorbenen Großherzog Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin vermählte, übrigens die einzige von ihren Geschwistern, die noch Kaiser Wilhelm den Großen überlebt hat. — Obiges Brieffragment bringen Horn a. a. O. S. 86 und nach ihm Braun No. 23.

<sup>3)</sup> Prinz Friedrich Carl Alexander war zwei Jahre früher, als Alexandrine, am 29. Juni 1801 geboren; er starb am 21. Januar 1883.

<sup>4)</sup> Prinzessin Friederike Luise Charlotte Wilhelmine war acht Tage nach der Guldigung in Berlin am 13. Juli 1798 im Schlosse zu Charlottenburg geboren und am 3. August, an des Vaters Geburtstag, getauft worden; sie war es, die ihrer kranken Mutter, noch in deren letzten Tagen jenen Brief, in dem sie ihre Abwesenheit an ihrem Geburtstage am 13. Juli 1810 so rührend beklagte, geschrieben, bei dessen Vorlesung diese ob solchen Ausdruckes reinster kindlicher Liebe von so tiefer Bewegung immer wieder ergriffen wurde, daß die Schwester wiederholt mit Lesen inne halten mußte, so daß die Königin ihn nie bis zu Ende hat hören können. Nach der Mutter Tode ward sie, die schon heranwachsende, des Vaters besonderer Trost und Stütze. Es wurde diesem daher auch nicht leicht, sich von dieser Tochter zu trennen, als sie sich am 13. Juli 1817 als „Alexandra Feodorowna“ mit dem nachmaligen Kaiser Nikolaus I. von Rußland vermählte. Sie starb am 1. November 1860.

kluges, komisches Kind, possierlich und wigig, dabei über alle Maßen lebhaft<sup>1)</sup>, oft unbändig, aber sehr gescheidt, und hat ein gutes Herz. Er verspricht viel und wird meine heißen Gebete nicht unerfüllt lassen.“ Für uns ist dieser Brief heute eine besonders wertvolle Ergänzung jener Charakteristik unseres großen Kaisers in seiner Kinderzeit, wie wir sie in dem bekannten großen Briefe aus den Tagen der Trübsal finden werden, zumal uns hier auch noch das Schlußwort, das eine Erfüllung finden sollte, wie die Königin es nimmer ahnen konnte, besonders interessiert. Wie die Königliche Mutter über ihren gleich mit seiner Geburt zur Krone berufenen Sohn urteilte, darüber hat sie auch in jenem später in seiner Ganzheit zu bringenden Briefe ihren Gefühlen und Wünschen einen recht bezeichnenden Ausdruck gegeben; mehr von ihm, namentlich aus seinen ersten Lebensjahren erfahren wir aus den Briefen der Königin an ihre „liebe Madame Boto,“ wie sie, wohl in der Sprache eben dieses ihres Erstgeborenen, ihre Oberhofmeisterin, mit der sie nun auch ein treues Freundschaftsband geknüpft hatte, fortan am Liebsten nannte. Mit dieser trat sie nämlich sofort in einen regen Nachrichtenaustausch, wenn die liebende Mutter durch andere Pflichten auswärts in Anspruch genommen „ihren kleinen Engel“ in der Obhut jener treuesten

<sup>1)</sup> Daß die Kinder überhaupt recht lebhaften Naturells gewesen sein müssen, was die Frau Oberhofmeisterin manchmal zu geradezu komisch verzweifelt klingenden Aeußerungen, wie jene vom 1. Februar 1807 (a. a. O. S. 277). „Das Mittagessen ist jetzt etwas Schreckliches, wegen des ungläublichen Lärms, den die guten Kinder dabei machen. Der König erlaubt alles, er ist zu gut und bringt mich mit seiner zu großen Nachsicht in Verzweiflung“, veranlaßte, das geht auch für die anderen aus einem Briefe der Königin von der Pfaueninsel, Anfang August 1804 hervor, wo sie an „ihre liebe Boto“ schreibt: *Encore une chose, c'est de dire à Delbrück, que le congé de papa et son malaise m'avaient si fortement bouleversée, que je n'avais pas du tout aperçu l'indiscretion qu' il y avait à prétendre, qu' il se chargeât de quatre enfants; vifs comme le vif argent, que je le priais donc de laisser les deux cadets à la maison, cela lui donnerait trop de peine.* (Noch eine Sache, sagen Sie Delbrück (Erzieher des Kronprinzen), daß der Abschied von Papa und seine Kränklichkeit mich so außer Fassung gebracht hatten, daß ich die Rücksichtslosigkeit, ihn in Anspruch zu nehmen und mit den 4 (ältesten) Kindern zu belasten, die lebhaft sind wie das schnelle Geld, garnicht bemerkt hatte, ich bäte ihn, die beiden Jüngsten zu Hause zu lassen, sie würden ihm zuviel Mühe machen.“ Indes, die Königin wollte wohl ebenso, wie einst ihre Großmutter an ihren lebhaften Enkelinnen, nicht durch unzeitige Strenge die kindliche Munterkeit an ihren „Kleinen“ gedämpft wissen, und vor allen Dingen sie nicht nach dem Recept ihrer eigenen ersten Gouvernante „bon gré mal gré“ zu Prinzen und Prinzessinnen formieren lassen; jene, meinte sie selbst später, hätte zu wenig die Mahnung der „guten, verständigen Mutter“ in dem 3. Gesange von Goethe's Hermann und Dorothea berücksichtigt: „wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen, so wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben, sie erziehen auf's Beste und jeglichen lassen gewähren.“ (Vergl. Freyenberg a. a. O., S. 15.) In dem „Erziehen auf's Beste“ da lag eben ihr Programm, das wo es not that,

Hüterin ihres Hauses allein zurücklassen mußte. Spricht sich darin einerseits immer von Neuem die Sehnsucht nach ihrem „lieben Fritz aus, der ihr überall fehlt,“ wie dies später von allen ihren Lieblingen in dem nämlichen Grade gilt, so verbindet sich damit aber andererseits zugleich ihre ganze Herzenssorge, daß an seiner Erziehung schon in frühester Kindheit nichts für eine gute Entwicklung seines Charakters versäumt werden möge. So unterläßt sie es nicht gleich ihren ersten Brief<sup>1)</sup> aus Potsdam vom 4. September 1796 mit der Bitte an die Gräfin Voß zu schließen: „La Flesche trouve ici mes compliments avec votre permission, dites-lui, sie möchte den Kleinen recht artig erziehen und nicht eigensinnig werden lassen.“ Und in einem anderen Briefe,

gewiß nicht der mit Liebe gepaarten Strenge entbehrte, namentlich da, wo es sich um „Eigensinn“ handelte, den sie, wie wir in dem folgenden Briefe sehen, von vorne herein nicht aufkommen lassen mochte; freilich, bei einer sonst gut gearteten und im Uebrigen fleißig fortschreitenden Natur, bei der dies in der Jugend noch nicht gelungen oder gar direct versäumt worden, da hat sie doch noch den Zukunftstroft, wie dies gleichfalls ein Brief an die Gräfin Voß (Baillen a. a. O. No. XXIII) besagt, daß dies mit dem Alter sich noch sehr ändern kann: „Quand on commence soi-même à réfléchir, quand on voit et qu'on reconnaît, qu'on ne peut être heureux et aimé qu'en étant bon, on désire tant de devenir meilleur, qu'on abandonne volontiers tous les défauts, qui jusque-là ont fait nos campagnes par entêtement.“ (Wenn man anfängt selbst nachzudenken, wenn man sieht und erkennt, daß man nur glücklich und geliebt sein kann, wenn man gut ist, wünscht man besser zu werden, man legt gern alle Fehler ab, welche bis dahin unsere Gefährten waren durch den Eigensinn.) Vor allem aber müssen Kinder sehen, daß man es mit ihnen gut meint, und das erkennen sie unter anderm auch, wenn man ihnen kleine unschuldige Wünsche gerne erfüllt, wie es z. B. die Königin mit ihrem Netteften vorhat, wenn sie wieder einmal an die liebe Voto schreibt (Baillen a. a. O., Brief No. XXVII): S'il (Delbrück) sait encore quelque chose qui puisse faire plaisir à mon fils aîné, qu'il me le fasse dire, c'est-à-dire, pour sa fête du 15. Je vous prierai encore, chère Voto, de montrer dans ma chambre de toilette, d'ouvrir la dernière caisse d'argent qui se trouve près du mur à gauche, elle est fermée à clef et d'en sortir une petite bourse, so von Kloster-Arbeit et de me l'envoyer. Je crois qu'elle est rouge et or et mille vilains clinquants, mais elle fait tout le bonheur de Fritz. (Wenn er (Delbrück) noch etwas weiß, was meinem ältesten Sohne Vergnügen machen könnte, so lasse er es mir sagen, d. h. zu seinem Geburtstage am 15. Ich bitte Sie noch, liebe Voto, in mein Toilettenzimmer zu steigen, das letzte Schmucktäschchen zu öffnen, welches links an der Wand steht, es ist mit einem Schlüssel verschlossen, und eine kleine Börse herauszunehmen, so von Kloster Arbeit, und sie mir zu schicken. Ich glaube, daß sie rot und gold ist mit 1000 häßlichen Flittern besetzt, aber sie ist Fritzens ganzes Glück.“

<sup>1)</sup> Es ist der erste Brief aus der oben schon erwähnten Baillen'schen Sammlung; so wie die Stelle oben citirt: „halb französisch, halb deutsch“, letzteres wieder für das gewählt, was ihr das Wichtigste war, steht sie im Original. — Alle diese Briefe üben „im Original“ eben nach Inhalt und Form einen ganz besonderen Zauber aus, liegen aber meistens dem ersteren nach unserem Zwecke fern und können daher hier nur teilweise berührt werden.

der gleichfalls aus Potsdam vom 1. April 1802 datirt ist, da heißt es noch bezeichnender: „Ich erwarte den Augenblick, der mich für wenige Minuten (wahrhaftig nur für Minuten!) mit meinen geliebten Kindern vereinen soll, mit Sehnsucht. Daß es ihnen gut geht, macht mich glücklich. Möge ihre Tugend mir eines Tages gleiche Gefühle erregen.“<sup>1)</sup> Solches an ihren Kindern zu erleben, darauf war also stets ihr Sinnen und Trachten gerichtet, und so schrieb sie denn auch an den Leipziger Professor Heidenrich, der ihr wenige Wochen nach der Thronbesteigung seine: „Grundsätze für Geist und Herz“ zugesandt hatte, in ihrem Dankbriefe für das mit Interesse gelesene Werk:<sup>2)</sup>

„Allerdings ist es mein heißester, mein liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die Hoffnung diesen Zweck nicht zu verfehlen“. Und diese Hoffnung war es denn auch, die ihr später selbst noch im tiefsten Leiden die tröstlichen Zeilen an ihre geliebteste Freundin, die Frau von Berg, zu Königsberg im Jahre 1808 in die Feder gab:

„Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoch e fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohle der Menschheit beitragen werden“<sup>3)</sup> — eine Stelle die einer ihrer Biographen mit Recht nicht besser illustrieren zu können glaubte, als durch die Danebenstellung jener schönen Worte, mit denen der Chor in Schillers Braut von Messina die Fürstin Mutter begrüßt:

„Freudig sieht sie aus ihrem Schooß  
Einen blühenden Baum sich erheben,  
Der sich ewig sprossend erneut.  
Denn sie hat ein Geschlecht geboren,  
Welches wandeln wird in der Sonne  
Und den Namen geben der rollenden Zeit“.

Ihr aber war es daher ein rechtes Labjal, als ihr erstgeborener Sohn, der Kronprinz am 15. Oktober 1805 mit Vollendung seines 10. Lebensjahres in das erste Garderegiment eingestellt wurde, von dem dabei in Paris gefeierten Feste ihrer „lieben Voto“ wieder schreiben zu können:

„Der König ist sehr mit Fritz zufrieden. Sagen Sie das Delbrück. Was mein Herz erfüllt ist unaussprechlich. Gott sei Dank. Aber es ist wahr, er hat sich sehr sehr gut an seinem Festtage

<sup>1)</sup> Im Original: „C'est avec impatience, que j'attends le moment, qui doit me réunir pour quelques instants (à la vérité que des instants) à mes chers enfants. Leur bien-être me rend heureuse. Puisse leur vertu un jour me faire éprouver les mêmes sensations.“ Bei Baillet a. a. D., No. IX.

<sup>2)</sup> Abami a. a. D., S. 86. Braun No. 13.

<sup>3)</sup> Abami a. a. D., S. 293. Braun No. 66. Engel, S. 165, der dabei eben auf obige Stelle aus Schiller hinweist.

benommen. Gott segne ihn und seine neue Laufbahn und den König, die Armee und ganz Preußen".<sup>1)</sup> Freilich warfen damals die politischen Ereignisse bereits ihre trüben Schatten auch schon nach dem friedlichen Preußen, denn 9 Tage vor dieser so bedeutamen Geburtstagsfeier in Parey war in Sanssouci, wo der König mit der Königin damals wohnte, die beide auf's tiefste erschütternde Meldung von dem allem Völkerrechte hohnsprechenden Gewaltakte des Franzosenkaisers eingetroffen, der seine Truppen von Hannover aus, wo Bernadotte befehligte, durch das neutrale preussische Gebiet von Ansbach hatte marschieren lassen, um den Oesterreichern, mit denen er im Kriege stand, in den Rücken zu fallen, und dieser Hiobspost, die einen Schrei der Entrüstung im ganzen Lande entfesselt hatte, war gerade am 15. Oktober die neue Unglücksbotschaft von den ersten Niederlagen der Oesterreicher gefolgt. Da war es, wo die Königin, als ihr Sohn an seinem Ehrentage zum ersten Male in seiner Uniform vor ihr als preussischer Offizier erschien, zu dem Erben ihrer Krone die denkwürdigen Worte gesprochen: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo du Gebrauch machst von diesem Rocke, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen“.

Damit begann nun auch für sie eine neue Epoche ihres Lebens, die sie aus dem Frieden ihres Hauses allmählich mitten in den Strudel der politischen Tageskämpfe hineinriß, an denen thätigen Anteil zu nehmen, sie auch als Königin bisher nach echter Frauen Art geüffentlich vermieden hatte; sie konnte daher auch noch 5 Tage vor der Doppelschlacht bei Sena und Auerstädt in jener denkwürdigen Audienz, die sie dem österreichischen Hofrat und berühmten Schriftsteller Friedrich Genz am 9. Oktober 1806 im preussischen Hauptquartier zu Erfurt gewährte, ob der unwürdigen Auslegungen, die ihr politisches Benehmen in einem Artikel des „Publicisten“ einer damaligen Tageszeitschrift, gefunden hatte, mit ruhigem Gewissen erklären: „Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Räte gezogen worden bin und auch nicht danach gestrebt habe!“ Und kein Geringerer als König Friedrich Wilhelm III. selbst hat dies Bekenntnis seiner unvergeßlichen Gemahlin seinem vertrautesten Freunde, dem Adjutanten von Witzleben gegenüber noch 5 Jahre nach ihrem Tode mit den nachdrücklichen Worten bestätigt: „Gewiß ist, daß die Königin sich nie in Angelegenheiten der Regierung gemischt hat; höchstens hat sie zu Fürbitten für Unglückliche, die der Hilfe bedurften, sich verstanden und solche auf eine Art eingelegt, daß man sie nicht abschlagen konnte.

<sup>1)</sup> Baillet a. a. O., No. XXVIII.: Le Roi est très content de Fritz, de son air et de ses manières. Dites-le à Delbrück. Ce que mon coeur ressent, est indicible! Dieu merci! Mais il est vrai, qu'il s' est extrêmement bien conduit le jour de sa fête. Dieu le bénisse et sa nouvelle carrière et le Roi et l'armée et toute la Prusse.

Nie ist sie aus ihrer weiblichen Sphäre herausgetreten, nie hat sie in die meine eingegriffen“<sup>1)</sup>. So wie peinlich sie Letzteres zu vermeiden suchte, dafür haben wir auch die sprechendsten Zeugnisse wieder in ihren Briefen, unter denen uns z. B. folgender<sup>2)</sup> an einen Kriegs- und Domainenrat erhalten ist, der sie um Verleihung von Stiftsstellen an seine Töchter gebeten hatte:

„Mein Herr Krieges- und Domainenrat — — —

So bereit Ich auch sein würde, auf das Schreiben vom 9. März Ihnen etwas Angenehmes zu erweisen, so disponiert der König, Mein Gemahl, doch über die weiblichen Stifts-Stellen ebenso ausschließend, wie über die männlichen. Ich kann daher Sie, mit dem Gesuche für zwei Ihrer Töchter, nur an Seine Majestät verweisen, indem auch Fürbitten ganz unzulässig sind in den Verhältnissen Ihrer affektionierten Königin  
Berlin, den 23. März 1800. Luise.

Und selbst einem Freunde wie ihrem lieben alten Kriegsrat Scheffner zögert die Königin nicht, als er sich bei ihr dafür verwandte, daß einem ihm befreundeten und seiner Fürsprache gewiß sehr würdigen kaufmännischen Beamten der Geheimrathstitel verliehen werden möchte, also gleich zu antworten:

„Mein Herr Kriegsrat Scheffner!

Da Ihre Bitte um Erfüllung der Wünsche des Admiralitäts-Direktor Klemm von Seiner Majestät dem Könige entschieden werden muß, so wünsche Ich, daß Sie solche unmittelbar an Seine Majestät richten und soll es mir angenehm sein, wenn der Zulässigkeit derselben keine Hindernisse sich entgegenstellen. Ich verharre übrigens

Ihre wohlaffectionierte Königin

Luise.

Königsberg, d. 27. November 1808.

An den Kriegsrat Herrn Scheffner, allhier.“

Ganz etwas anders war es, wenn es sich um Linderung wirklicher Nothstände handelte, da drängte sie ihr Herz, auch die Mithilfe ihres hohen Gemahls zu erbitten, wenn ihre, ihr als Königin hierzu zu Gebote stehenden Mittel nicht ausreichten. Denn wenn sie auch alsbald nach ihrer Thronbesteigung im echten Samariterjonne hochbeglückt an ihre geliebte Großmutter, die Landgräfin von Hessen-Darmstadt, schreibt: (Juli 1798): „Ich bin jetzt Königin und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr werde so ängstlich zu zählen brauchen“<sup>3)</sup>, so war es doch kein Wunder, daß sie

<sup>1)</sup> Dies nach Engel a. a. D., S. 69.

<sup>2)</sup> Die beiden hier folgenden Briefe bei Braun No. 19 und No. 68.

<sup>3)</sup> Adami a. a. D., S. 114. Wulfov a. a. D., S. 32. Braun No. 16.

bei den ungezählten Wohlthaten, die sie als Königin „wie die Sonne ihre Strahlen spenden mochte“, mit ihren Schatullengeldern immer wieder in Verlegenheit geriet, so daß des Königs Kämmerer, der das Ausgabenverzeichnis zu führen hatte, in aller Bescheidenheit einmal zu mahnen sich gedrungen fühlte: „Wahrhaftig, Ihre Majestät, das geht nicht länger so, Sie geben sich noch arm!“, worauf die Königin ihm die für ihr ganzes Fühlen und Denken so bezeichnende Antwort gab: „Guter Wolter, ich liebe meine Kinder, und das Wort Landeskinder hat für mich einen so unwiderstehlichen Klang, daß ich helfen muß, wo es nothut.“ Und wie sie damit auch des Königs Gemüth getroffen, das geht aus dem, was auf diese Unterredung folgte, in rührend erhebender Weise hervor. Er ließ ihr, von Wolter über die Sachlage in Kenntniß gesetzt, heimlich die Schublade in ihrem Schreibpult mit Goldstücken füllen und antwortete der Ueberaschten, die indes den Zusammenhang wohl ahnte, auf ihre Frage, welcher Engel ihr das wohl hineingelegt habe: „Kennst Du nicht den schönen Spruch: Seinen Freunden giebt er es schlafend.“<sup>1)</sup>

Aber dies königliche Beispiel erregte alsbald auch Macheiferung in den weitesten Kreisen der dankbaren Landeskinder selbst, und schon zu Anfang des Jahres 1804 ward Königin Luise von der Loge zu den drei goldenen Zirkeln gebeten, in Stettin ihren erlauchten Namen einer Stiftung zu leihen, die, aus freiwilligen Beiträgen der Brüder gebildet, den Zweck verfolgen sollte, „solche hilfsbedürftige Kranke weiblichen Geschlechts, deren Aufnahme in das Stadtlazarett nicht angemessen erscheine, thunlichst zu unterstützen, ihnen namentlich ärztliche Hilfe und Arzneimittel unentgeltlich zu gewähren“ — ein Wohlthätigkeitsunternehmen, mit dem die erste Luisenstiftung ins Leben trat, da die Königin das Gesuch der Loge mit folgendem huldvollen und zugleich wieder so charakteristischen Schreiben beantwortete:

„Die Einrichtung eines Verpflegungs-Instituts für weibliche Kranke ist an sich ein so schönes Unternehmen, daß ich mehr noch demselben Meinen Beifall schuldig zu sein erachte, da die Herren der Freimaurerloge zu den drei goldenen Zirkeln vom 22. v. M. diese Einrichtung daselbst zu einer Feier meines Geburtstages beschlossen und eingeleitet haben. Mit Vergnügen gebe ich demnach nicht nur Meine Einwilligung, daß dieser Stiftung Mein Name beigelegt werden möge, sondern übersende gern auch in den beikommenden 10 Th'or. einen Beitrag, der zu meinem Bedauern zwar für den Endzweck sehr unbedeutend ist, den ich aber nach anderweit auf meine Almosen Gelder bestimmt schon gegebenen Anweisungen nicht erhöhen kann und der wenigstens zureichen wird, den

<sup>1)</sup> Psalm 127, 2. — Obige Daten nach Adams a. a. O., S. 114 f. —

Herrn Unternehmern Meine guten Wünsche für den besten Erfolg ihrer wohlthätigen Absicht an den Tag zu legen. Luise."

Potsdam, d. 16. April 1804.

An die Herren Vorsteher der Loge zu den drei goldenen Birkeln in Stettin.<sup>1)</sup>

Ganz besonders aber war die Königin erfreut, als selbst in jener Zeit, wo Napoleons Hand so schwer auf Preußen lastete, „ihre gute Stadt Berlin“ und noch dazu unter den Augen der dort herrschenden Franzosen auch eine „Luisenstiftung“ und zwar gleichfalls nicht gewöhnlicher Art errichten wollte, was sie wieder zu folgendem, unter den obwaltenden Verhältnissen uns noch tiefer ergreifenden Schreiben an den dortigen Domprobst, den Oberkonsistorial- und Schulrat Hausstein, der an der Spitze dieser neuen Stiftung stand, veranlaßte:

M e m e l, den 31. August 1807.

„— — Neigung zum Wohlthun war von jeher ein hervorstechender Zug in dem Charakter der Berliner, nie aber hat dieser sich schöner entwickelt, als in dem eben beendigten unglücklichen Kriege und durch die von Ihnen, würdiger Herr Probst, angezeigte Stiftung zum Unterhalt, Erziehung und Unterricht unberatener Knaben von armen, noch lebenden Eltern. Für Waisen fehlt es nicht an Stiftungen mancherlei Art, aber an Hilfsbedürftige aus der genannten Klasse war bisher noch nicht gedacht. Diese Anstalt verdient daher allgemeinen Dank und lebhafteste Teilnahme.

Ich aber bin sehr gerührt durch den zarten Beweis von Achtung, Vertrauen und Liebe, den die Stifter mir dadurch geben, daß sie die Stiftung nach meinem Namen benennen und unter meinen Schutz stellen wollen. Mit Freuden nehme ich nicht nur beides an, sondern übernehme auch die nach dem Etat ausgemittelten Unterhaltungskosten für vier Zöglinge, indem ich Sie, Herr Probst, ersuche, solche auszuwählen. Beikommende 100 Stück Friedrichsd'or bitte ich zur ersten Einrichtung der Anstalt zu verwenden.

Der Krieg, der so viel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein, mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht, und für so vieles Gute den Samen gestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen.

Sie, Herr Probst, haben redlich das Ihrige gethan, nach diesem Ziele hinzuleiten. Mehrere Ihrer würdigen Amtsbrüder haben mit Ihnen gewetteifert. Sie haben dadurch in den Berlinern den Geist erweckt

<sup>1)</sup> Blasendorf a. a. D., S. 36. Danach auch bei Adam a. a. D., S. 162.

und erhalten, in welchem allein man sich im Unglück mit Würde betragen kann. Dadurch ist das Band der Liebe, welches die Nation mit ihrem Herrscher verband, nur um so fester geknüpft worden, sowie die Freude des Wiedersehens, wonach die Sehnsucht wechselseitig groß ist, desto reiner sein wird.

Ihre affektionirte Luise.<sup>1)</sup>

Mit diesem Briefe stehen wir nun zwar schon mitten in jenem Wechsel der Zeiten, der auch die Gemahlin Friedrich Wilhelms III., wie oben angedeutet, nicht mehr in ihrem so still umfriedeten Wirkungskreise, bei dessen ungetrübtem Segen sie sich so gerne beschieden hätte, verharren ließ; indes bevor wir auf den gewaltsamen Umschwung aller Verhältnisse, der schließlich Preußens edle Königin zur politischen Märtyrerin machen sollte, des Näheren eingehen, haben wir vorerst noch jene lieblichen Züge zu vervollständigen, die ihrem fürstlichen Bilde auch noch mit anderen Strahlen, als ihrer an erster Stelle erwähnten Samaritertätigkeit eine echt landesmütterliche Umrahmung gegeben haben.

„Man hat Dich sehr gern in Strelitz“, hatte sie an ihren Bruder Georg, als er der „Erbprinz“ von Mecklenburg-Strelitz geworden war, geschrieben, „Wisse diese Liebe wohl zu schätzen und mache Dir alle Herzen zu eigen. Glaube mir, es ist etwas Großes, von seinen Unterthanen geliebt zu sein“, Worte, die auf den ihr so anhänglichen Bruder um so tiefer wirken mußten, da sie an dem Tage niedergeschrieben sind, an welchem die Kronprinzessin selbst ihren ersten Sohn, den dereinstigen Erben der preussischen Krone, zum ersten Male an ihr ob des Jubels im Lande so dankerfülltes Herz drücken konnte — am 15. Oktober 1795! Sich selbst aber dies „große“ Gut zu erhalten, das ward nun der Königin noch erhöhteres Bemühen. dem sie unter anderem im Jahre 1799, als sie den König auf jener schon einmal erwähnten großen Inspektionsreise durch seine westlichen Provinzen begleitete, in dem festen Vorsatz schriftlich Ausdruck gegeben: „Ich werde alles anwenden um ohne Zwang die Liebe der Unterthanen durch Höflichkeit, Zuvorkommenheit, Dankbarkeit, da wo man Beweise der Liebe und Anhänglichkeit geben wird, zu gewinnen und zu verdienen, und so glaube ich, werde ich nicht ohne Nutzen reisen.“ Und wie sie dieses ihr — nicht bloß Reise- sondern Lebensprogramm als Königin erfüllt, dafür zeugen wieder die Berichte der Zeitgenossen, die mit geradezu aufjauchzender Liebe und Bewunderung ebenso wie schon früher die Huldigungsreise nach Ostpreußen vom Jahre 1798, wo sie „in ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrer Güte wie eine Lichtgestalt aus einer höheren Welt“ erschienen war, so alle ihre

<sup>1)</sup> Engel a. a. D., S. 160. Braun No. 41.

späteren Reisen begleiteten, die sie an der Seite ihres erlauchten Gemahls nicht bloß zur Teilnahme an militärischen Besichtigungen, sondern zugleich zu dem ausgesprochenen Zwecke, um Land und Leute in allen Lagen und Verhältnissen näher kennen zu lernen, aus eigener Herzenneigung mitmachte und es sich dabei vor allem angelegen sein ließ, das Gute, wo und in welcher Gestalt auch immer es ihr entgegentrat, zu ermutigen und zu stärken, sowie andererseits sein Gegenteil, namentlich hochmütiges Wesen, das sich über niedriger Stehende erhaben dünkte, zu dämpfen, wie dies in Magdeburg geschah, wo sie Gelegenheit nahm, eine junge, nicht adlige Offiziersfrau gegen solch' unberechtigte Ueberhebung bei einer Vorstellung mit den ernstmahnenden Worten in Schutz zu nehmen:

„Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck „von Geburt sein“, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werte, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gottlob! in allen Ständen, und aus den untersten selbst sind oft die größten Wohltäter des menschlichen Geschlechtes hervorgegangen. Außere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch alles ankommt, muß jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben.“ Und damit wandte sie sich an die durch eine rücksichtslose Bemerkung über ihre bürgerliche Abstammung gekränkte Dame und verabschiedete sie mit dem liebevollen Zusatz: „Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube fürs Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen, und wünsche Ihnen in ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur allein im Herzen liegt.“<sup>1)</sup> Ein solcher Adel der Seele aber, der, wie es sich überall, wo auch die Königin, ob in der Hauptstadt ihres Landes oder in den Provinzen des Reiches erscheinen mochte, in immer neuen Formen und tiefbewegenden Beispielen zeigte, auch in dem Geringsten noch einen Sohn oder eine Tochter, die auch einen Anspruch auf die Liebe ihres landesmütterlichen Herzens erheben konnte, sah, der mußte wohl alle, die einen Hauch davon zu spüren bekamen, Hoch oder Niedrig, zu jener warmen Begeisterung fortreißen, die Jean Paul ver-

<sup>1)</sup> Dieser authentische Bericht findet sich mehr oder minder ausführlich in allen Biographien, so bei Horn, S. 69. Adami, S. 89 u. f. w.

anlaßte, seiner königlichen Gönnerin zu ihrem 25jährigen Geburtstage am 10. März 1801 seine Glückwünsche in folgender, ebenso origineller, wie der Wahrheit trefflich entsprechender Zuschrift darzubringen:

„Verzeichnis derer, welche heute der schönen und edlen Königin Glück zu ihrem Geburtstage wünschen werden: Erstlich: Alle. — Zweitens: Die Guten. — Drittens: Die Künstler, welche, durch Raphael an die Unsterblichkeit der Schönheit gewöhnt, sie auch dieser wünschen müssen. — Viertens: Die Unglücklichen. So viele Getröstete, so viele Beglückte, denen Sie die Thränen nahm, werden sie heute wieder vergießen; aber auch nur für Sie, nicht vor Ihr, und nur aus Liebe und Freude, weil sie für ein Leben danken und beten, das so warm und freundlich in manches Trübe leuchtet. — Fünftens: Die Glücklichen, nämlich Ihre Geliebtesten: Ihr Gemahl, Ihre Kinder, Ihre Schwestern und Ihr Bruder; — aber was die nächsten Herzen dem nächsten gerührt und selig sagen, bleibt heilig verhüllet. — Auch der Verfasser des Verzeichnisses gehört in das Verzeichnis und steht schon in der zuerst genannten Klasse; aber die Wünsche seiner Seele sind so warm und aufrichtig, als gehörte er in die dritte und vierte.

Jean Paul Jr. Richter.“<sup>1)</sup>

Aus diesem Schreiben des damals so gefeierten Humoristen ersehen wir zugleich, daß auch die Beziehungen des preussischen Königshauses zur deutschen Dichtervelt unter dem Alles belebenden Einflusse der wie überhaupt für Kunst und Wissenschaft<sup>2)</sup>, so auch in Sonderheit gerade für die

<sup>1)</sup> Vergl. Adami a. a. D., S. 132 und Stein a. a. D., S. 165. — Daß die Königin nun auch ihrerseits Festlichkeiten ihrer Unterthanen, zumal von höherer Art, wenn sie ihr zu Ohren kamen, nicht ohne ein Zeichen ihrer Teilnahme vorübergehen ließ, das geht aus einem Schreiben hervor, das sie aus Königsberg, am 20. November 1808 an den Prediger Koblauck, Pastor an der Luisenkirche zu Berlin, dorthin richtete; es lautete nach Braun No. 67 also: „Ich habe vernommen, daß der Garnwebermeister Damitsch am 28. d. Mts. seine fünfzigjährige Hochzeit begehen will und daß Sie, sein Seelsorger, die Einsegnung des Jubelpaares öffentlich in der Kirche, nach geschehener Einladung der ganzen Gemeinde, verrichten wollen. Dieses beweist mir, daß der Lebenswandel dieses Jubelpaares zu der Wohltat einer so langen Vereinigung auch noch die beglückende Achtung und Liebe achtungswerter Menschen gesellt hat, und darum beauftrage ich Sie, diesen guten Leuten meine vollkommenste Teilnahme zu bezeigen, und ihnen meinen lebhaften Glückwunsch zu dieser ihnen gewordenen Gnade Gottes zu erkennen zu geben. Ein so seltenes Lebensereignis diesen guten Leuten auch anderseitig erfreulich zu machen, übersende ich zugleich anliegendes Geschenk und überlasse Ihnen, nach der näheren Kenntnis der Verhältnisse sie entweder unmittelbar damit zu erfreuen oder davon ihnen einen erquickenden und die Freude erhöhenden Genuß an diesem Tage zu verschaffen. Ich bleibe Ihre wohlaffectionirte Königin Luise.“ —

<sup>2)</sup> Vergl. ihren ersten Brief an Lichthammer, sowie ihren Brief an ihren Bruder Georg über die römischen Kunstgegenstände und endlich ihre Briefe an Scheffner.

vaterländische Litteratur und Geschichte so empfänglichen Königin eine ganz andere Gestalt angenommen hatten und daß die Zeiten vorüber waren, von denen Schiller klagen konnte:

„Von dem größten deutschen Sohne,  
Von des großen Friedrichs Throne  
Ging sie schutzlos, ungeehrt;“

Jetzt wo Deutschlands größte Tochter in den Hohenzollern-Schlössern waltete, da fand auch „die deutsche Muse“ an so „klassischer Stätte“ allezeit Schutz und Ehre! Das hatte vor allem Jean Paul selber erfahren, dem die Königin, als er ihr im Frühjahr 1800 den damals erscheinenden ersten Band seines „Titan“ mit der schon vorher mitgeteilten, sie und ihre drei Schwestern feiernden Widmung: „Traum der Wahrheit“ übersandt hatte, gleich am nächsten Tage, Sanssouci den 29. Mai 1800, geschrieben: „Ich habe Ihren Titan erhalten und daraus mit Vergnügen erfahren, daß Sie noch immer fortfahren, Ihre Zeitgenossen mit Wahrheiten zu unterhalten, die in dem Gewande romantischer Dichtkunst, mit welchem Sie sie zu bekleiden wissen, ihre Wirkung gewiß nicht verfehlen werden. Ihr Zweck, die Menschheit von mancher trüben Wolke zu befreien, ist zu schön, als daß Sie ihn nicht erreichen sollten, und es wird mir daher auch eine Freude sein, Sie während Ihres Hierseins zu sehen und Ihnen zu zeigen, wie sehr ich bin

Ihre wohlaffektionirte Luise<sup>1)</sup>.

Da zog es denn auch den alten preussischen Grenadier, den patriotischen Liederdichter „Vater“ Gleim, der mit glühender Begeisterung die Kriegsthaten Friedrichs des Großen und seiner wackeren Krieger besungen hatte, wieder mit unwiderstehlicher Macht zu seinem Herrscherhause und noch als einundachtzigjähriger Greis nahte er sich der Königin mit einer poetischen Gabe, einem Festgefange zur Jahrhundertwende, auf welche er folgendes huldvolle Dankschreiben<sup>2)</sup> von ihr erhielt:

<sup>1)</sup> Adami a. a. O., S. 130, wo wir auch erfahren, daß Jean Paul über seinen Besuch in Sanssouci einerseits seinem Freunde Otto in Baireuth freudig berichtete: „Die herrliche Königin lud mich brieflich nach Sanssouci ein, ich aß bei ihr, sie zeigte mir alles um dasselbe. Der Ton an der Hofstafel war leicht und gut,“ andererseits zugleich der Mauer Friedrichs des Großen dabei gedenkend in einem zweiten Briefe an Gleim ausrief: „Ich sah die gekrönte A p h r o d i t e“ — so hatte er die Königin in seiner Titan-Widmung genannt — „ich war an der heiligen Stelle, wo der große Geist des Erbauers sich und Europa beherrscht hatte. Geheiligt und gerührt stand ich in diesem Tempel des aufgeflogenen Adlers.“

<sup>2)</sup> Vergl. die Deutsche Litteraturgeschichte von Robert Koenig, 21. Aufl., I. S. 340, wo beide Briefe abgedruckt sind; Gleims Brief lautete:

„Allerdurchlauchtigste Königin  
Allergnädigste Landesmutter,

„der alte Ein und achtzigjährige Gleim hörte, Ew. königliche Majestät wünschten einen Gesang zu haben, den Sie am Ersten Tage des neuen Jahrhunderts dem

„Potsdam, den 30. October 1800.

Der alte würdige Patriot hätte mir keine größere Freude gewähren können, als durch die Uebersendung seines schönen Liedes. Es ist — als wäre es in meiner Seele gedichtet — und ich statte dem edlen Verfasser meinen besten Dank dafür ab. Möchten doch recht viele Herzen in unserm glücklichen, friedlichen Staate so fühlen, und möchten Sie doch recht lange noch in ihm glücklich sein und der Ossian unseres Hauses bleiben.

L u i s e.“

Und so freundlich wie sie sich hier die poetische Gabe dieses ergrauten, patriotischen Dichters gefallen ließ, so huldvoll war auch die Aufnahme, die sie jenem schlichten Naturdichter Hiller, der im Herbst 1803 sich auf Empfehlung des Prinzen Louis Ferdinand im Königshause vorstellte, angedeihen ließ; er, der anfänglich Lohnfuhrmann, dann Strohflechter und Ziegelftreicher, gar nicht auf einer Schule gewesen war, wie er dem König, in dessen Gegenwart er eines seiner Gedichte vortragen durfte, auf die Frage, ob er dies alles von selbst gelernt habe, erwiderte, ward von der Königin, der er seine Lebensgeschichte erzählen durfte, nach geschlossener Audienz für seinen Vortrag mit einem — wie er in der Selbstbiographie vor seinen Gedichten berichtet — „herzlichen Segenswunsch“ dankend verabschiedet, welcher so fließend war, als wenn ein Prediger zum neuen Jahr gratuliert;“ auch fügte die Königin noch der Geldspende des Königs ein ihn hoch erfreuendes, sinniges Geschenk bei, das in zwei goldenen Ringen mit veilchenblauem Stein und den „zierlich dazu geschriebenen Begleitworten bestand:

„Mein lieber Herr Hiller!

Nehmen Sie diese kleine Gabe von mir an! Sie möge Ihnen ein Mittel sein, sich an ihrem Ehrentage zu erinnern

Ihrer wohlaffectionirten

Königin Luise.<sup>1)</sup>

Allergnädigsten Landes-Vater singen könnten.“ „Der alte Gleim, von dieser Sage begeistert, machte solch einen Gesang! Haltens Ew. Königl. Majestät dem alten Patrioten zu Gnaden! Er nimmt sich die Freiheit, den Gesang in Abschrift hiebei zu überreichen und dessen Composition, wenn Er allerhöchsten Beyfall erhält, und die Wahl eines guten Componisten der allergnädigsten Landesmutter unterthänigst zu überlassen, mit getreuester Devotion ersterbend.

Ew. Königl. Majestät unterthänigster Knecht  
der Canonikus Gleim.

Halberstadt, den 19. October 1800.

Die Originale, sagt Koenig zu, befinden sich im Gleim'schen Freundschaftstempel zu Halberstadt.

<sup>1)</sup> Mitgeteilt bei Stein a. a. D., S. 170, vergl. Adami a. a. D., S. 133 ff., der im Anschluß hieran den Dichter Hiller selbst weiter erzählen läßt: „Ich schloß die Ringe in einen einfachen Brief und schrieb folgenden Vers auf das Couvert:

Was nun die Stellung der Königin zu den eigentlichen Heroen der deutschen Poesie, in deren Blütezeit schon ihre Jugend gefallen war, betrifft, so wird uns berichtet, daß sie sich zunächst von Herders Werken mächtig angezogen gefühlt habe, dessen Werke „oft genug in ihrem Reisewagen neben ihr gelegen haben sollen.“<sup>1)</sup> Auch soll sie nach ihrer Rückkehr von jener früher erwähnten niederländischen Reise im Jahre 1791, die ihr zu ihrem ersten Briefwechsel, von dem wir hörten, mit ihrem Bruder Georg so reichen Anlaß bot, „mit einem durch die Anschauung der Dertlichkeit gereiften Verständnis Schillers „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ noch in Darmstadt gelesen haben, während ihr seine Geschichte „des dreißigjährigen Krieges“ später in Königsberg zur wiederholten Lektüre diente. Haben wir diese Bemerkungen anderweitigen Berichten entnommen, so zeugen dagegen wieder ihre Briefe selbst von dem lebhaften Interesse, das sie an den Dramen dieses ihres „Lieblingsdichters“, als welchen wir gleich eingangs unsrer Darstellung Schiller bezeichnen konnten, genommen hat. Vor allem waren es seine „Jungfrau von Orleans“ und sein „Tell“, die mit ihrer flammenden Begeisterung für eine so hohe Sache, wie es der Freiheitskampf eines edlen Volkes nur sein kann, ihr Herz in den trüben Tagen von Königsberg und Memel mit neuer Hoffnung belebten; wie dieses in jenem Briefe, den sie bei der Nachricht von den Volkserhebungen in Spanien und Tyrol im September des Jahres 1809 an Frau von Berg aus Königsberg richtete, seinen lautesten Nachhall gefunden hat:

„Haben Sie schon gehört“, schreibt sie hier in tiefer Bewegung, „der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnistafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Toten, zur Auszeichnung der Ueberlebenden und zur Macheiferung der — Anderen. Das ist ein Funken mehr aus dem vielleicht noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien,<sup>2)</sup> auch in Tyrol schon gezündet? „Auf den Bergen ist Freiheit!“<sup>3)</sup> Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine

„Dieses Siegel bleibe fest verschlossen,  
Nicht des Fremdes, nicht der Mutter Hand  
Löse seines Inhalts hohes Pfand,  
Bis noch tausend Tage sind verfloßen.  
Jedem Auge bleib' es dicht verborgen,  
Bis nach einem Kampf mit Licht und Nacht  
Mich an meines Lebens schönstem Morgen  
Eine reine Hand noch glücklich macht.“

<sup>1)</sup> Vergl. Engel a. a. D., S. 92.

<sup>2)</sup> König Joseph, Napoleons Bruder, war von der Volkspartei unter Anführung des Generals Dupont aus Spanien verjagt worden.

<sup>3)</sup> Schiller's Braut von Messina IV, 7, Worte des Chors.

Prophezeihung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hoser erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hoser. Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knien und schlägt wie mit dem Flammenschwert des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüt, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst\* die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen!

Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen!<sup>1)</sup> Nein, nein lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre!“<sup>2)</sup> Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Johannes von Müller, Verfasser der von 1786—1808 erschienenen „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“, seit 1804 Historiograph des Hohenzollerischen Hauses, sollte die Geschichte Friedrich des Großen schreiben, ließ sich jedoch in Folge einer 1806 zu Berlin stattgehabten Unterredung mit Napoleon von diesem bewegen, in französische Dienste überzutreten. Er starb bereits am 29. Mai 1809 zu Staffeln, nicht ohne daß erdrückende Reue über seinen schmählichen Umschlag — hatte er doch anfangs zu den wüthendsten Teutomannen gehört und die Königin selbst für den Krieg mit Napoleon zu stimmen gesucht — zu seinem vorzeitigen Grabe das ihre beige tragen hatte.

<sup>2)</sup> Schiller, Jungfrau von Orleans I., 5.

<sup>3)</sup> Braun, No. 79, nach Adams a. a. O., S. 323. Was nun jene Aeußerung des Bedauerns seitens der Königin, daß Schiller sich nicht nach Berlin bewegen ließ, anbetrifft, so erfahren wir über die darob mit ihm angeknüpften Verhandlungen das Nähere zunächst aus seinem Briefe an Körner, Weimar 28. Mai 1804, den er sogleich nach seiner Rückkehr geschrieben; es heißt darin unter Anderem: „Ohne Zweifel hast Du indessen schon zu Deiner Verwunderung erfahren, daß ich in Berlin gewesen . . . Daß ich bei dieser Reise nicht bloß mein Vergnügen beabsichtigte, kannst Du Dir leicht denken, es war um mehr zu thun, und allerdings habe ich es jetzt in meiner Hand, eine wesentliche Verbesserung in meiner Existenz vorzunehmen! Zwar wenn ich nicht auf meine Familie reflectieren müßte, würde es mir in Weimar immer am besten gefallen. Aber meine Besoldung ist klein und ich setze ziemlich alles zu, was ich jährlich erwerbe, so daß wenig zurückgelegt wird. Um meinen Kindern einiges Vermögen zu erwerben, muß ich dahin streben, daß der Ertrag meiner Schriftstellerei zum Kapital kann geschlagen werden und dazu bietet man mir in Berlin die Hände. Ich habe nichts da gesucht, man hat die ersten Schritte gegen mich gethan, und ich bin aufgefordert, selbst meine Bedingungen zu machen . . . Berlin gefällt

Daß die Königin auch mit den Werken des großen Sohnes der „Frau Rat Goethe“ ihrer lieben Gastfreundin, der sie zur Erinnerung an jene köstlichen Stunden, die sie in deren berühmtem Hause am Hirschgraben zu Frankfurt a. M. in der Jugendzeit bei der Kaiserkrönung Leopold II. im Oktober 1790 verlebt hatte, bei einem späteren Besuche als Königin einen kostbaren goldenen Schmuck geschenkt und mit diesem Andenken unendlich erfreut hatte,<sup>1)</sup> auf das Genaueste vertraut war, dafür liefert allein schon der eine Umstand den ergreifendsten Beweis, daß sie auf ihrer Flucht von Berlin nach Königsberg sich in ihrer bitteren Seelennot des rührenden Harfnerliedes aus Goethe's „Wilhelm Meister“ erinnerte und Friede suchend und findend in ihr Tagebuch schrieb:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,  
 Wer nie die kummervollen Nächte  
 Auf seinem Bette weinend saß,  
 Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!“

mir und meiner Frau besser als wir erwarteten. Es ist dort eine große persönliche Freiheit, und eine Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben. Musik und Theater bieten mancherlei Genüsse an, obgleich beide das nicht leisten, was sie kosten. Auch kann ich in Berlin eher Aussichten für meine Kinder finden, und mich vielleicht, wenn ich erst dort bin, noch auf manche Art verbessern . . . Da das Glück einmal die Würfel in meine Hand giebt, so muß ich werfen; ich würde mir sonst immer Vorwürfe machen, wenn ich den Moment verjämte . . . Auch meine lieben Jungen waren mit, und Karl hat mit dem Kronprinzen Freundschaft gestiftet.“ Die Königin hatte nämlich den Dichter mit den Seinen am 13. Mai bei sich empfangen und ihm dabei auch ihre beiden ältesten Söhne, den Kronprinzen und den Prinzen Wilhelm vorgestellt. Indes die Unterhandlungen über die seitens des Dichters gestellten Bedingungen waren noch nicht vollständig zum Abschluß gelangt, als Schiller bereits am 5. Mai 1805 starb. Da ließ der König zum Besten der Erben Schillers „Die Braut von Messina“ aufführen und vermehrte die reiche Einnahme noch durch hundert Friedrichsd'or aus seiner Schatulle. Dr. Hufeland aber, der königliche Leibarzt, schrieb an die Wittve des Dichters: „Wieviel haben wir, wieviel haben Sie verloren! Wie verwaist kommt mir der bessere Teil der Menschheit vor. Ein guter Genius ist von ihr gew'chen. Die Königin, die unbeschreiblich von diesem Verlust gerührt war, hat mir ausdrücklich aufgetragen, Ihnen ihre innigste Teilnahme zu bezeugen und wie sehr sie wünsche, etwas zu Ihrer Tröstung und Aufheiterung beitragen zu können. Hatte nicht der Verewigte den Plan, einen seiner Söhne dem Kriegsdienst zu widmen? Wäre dies, so würde sich jetzt die beste Gelegenheit dazu darbieten, und ich würde Sie bitten, mir nur ein Wort darüber zu schreiben.“

<sup>1)</sup> Goethe schrieb darüber an seinen Berliner Freund Zelter aus Weimar: „Ihre schöne Königin hat auf der Reise viel Glückliche gemacht, niemanden glücklicher als meine Mutter. Ihr konnte in den letzten Lebensjahren nicht Erfreulicheres begegnen“. Die Frau Rat hat diesen Schmuck als ein Familien-Kleinod aufbewahrt und nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten, dann aber auch mit besonderem Stolze getragen.

Ihr führt ins Leben uns hinein,  
Ihr laßt den Armen schuldig werden;  
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,  
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden“.

Ortelsburg, den 5. Dezember 1806. Goethe, W. M.<sup>1)</sup>

Damit sind wir endlich von Neuem zu jener Periode im Leben unserer Königin gekommen, wo sie unserm Volke ein hehres Glaubenslicht geworden, das in seine Finsternis schien und wohlbegriffen zu jener innern Wiedergeburt führte, der endlich der Sieg über die Macht des Bösen entblühen mußte.

Hatte Napoleon schon ein Jahr zuvor durch die Ermordung des Herzogs von Enghien, den er 1804 wider alles Völkerrecht von dem neutralen badischen Boden hatte fortschleppen lassen, das Gemüt der Königin mit Entsetzen erfüllt, so konnte es ihr nach dem französischen Gewaltakte in Ansbach, dessen sich ein Großstaat wie Preußen nimmer versehen hatte, nicht mehr zweifelhaft bleiben, daß auch für diesen die Tage des Friedens gezählt seien und die Stunde nahe, wo das Wort des Dichters in seine alleinigen Rechte treten muß: „Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte — Wasch die Erde — dein deutsches Land mit deinem Blute rein!“<sup>2)</sup> Daher ihre heilig ernste Mahnung an ihren Erstgeborenen, als er zum ersten Male sich der tiefbesorgten Mutter an seinem zehnten Geburtstage im kriegerischen Waffenschmucke vorstellte! Hatte sie also sich bisher geflissentlich von jeder Einmischung in die Staatsangelegenheiten fern gehalten, so vollzog sich jetzt im Verhalten der Königin notgedrungen jene Umwandlung, von der sie selbst in einem spätern Briefe<sup>3)</sup> an ihren Vater es ganz offen bekannte, daß „sie es für ihre Pflicht gehalten habe, sich in dem entscheidenden Augenblicke um die Politik zu kümmern, weil in die wechselnden Geschicke des Staates die Zukunft ihres Gemahls und ihrer Kinder verflochten war.“

<sup>1)</sup> Obiges ist die urkundliche Form des Tagebuchblattes nach Adami a. a. D., S. 222. — Wie Goethe selbst über diese Anwendung seines Liedes dachte, darüber finden wir in seinen „Sprüchen in Prosa“ folgende schöne Stelle: „Auch Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann: Wer nie sein Brot mit Thränen aß u. s. w. Diese tief-schmerzlichen Zeilen wiederholte sich eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamsten Verbannung zu grenzenlosem Glend verwiesen. Sie befreundete sich mit dem Buche, das diese Worte und noch manche schmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen herrlichen Trost. Wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?“ (Vergl. Adami a. a. D., S. 418.)

<sup>2)</sup> Vergl. Engel a. a. D., S. 110.

<sup>3)</sup> Bei Horn a. a. D., S. 68.

Und in der That, schon in der nächsten Zeit zeigte die politische Lage ihren für König und Vaterland immer bedrohlicher werdenden Charakter in den grellsten Streiflichtern. Zwar hatte Friedrich Wilhelm III., der es bis dahin in ausgesprochenem Gegensatz zu der antifranzösischen, der sogenannten Kriegspartei an seinem Hofe und in seinem Heere, deren Seele der Prinz Louis Ferdinand und dessen geistvolle, energische Schwester, die Prinzessin Luise, Fürstin von Radziwill,<sup>1)</sup> waren, in seinem Staatsrate mit den friedlichen Ratschlägen des seinerseits wieder von dem mehr als franzosenfreundlichen Kabinettsrat Lombard beeinflussten Minister Haugwitz gehalten, der jetzt aber über Napoleon's Gewaltstreich um so empörter war, als er selbst ihm die Neutralität, zu der er sich im Baseler Frieden verpflichtet, auf's Ehrlichste bewahrt und den Russen den gewünschten Durchmarsch durch sein Land verweigert hatte, dem französischen Gesandten in Berlin jene energische Note durch den Minister Hardenberg, den eigentlichen Urheber derselben, überreichen lassen, worin er im Vollbewußtsein seiner königlichen Macht und Würde indigniertesten Protest gegen die Verletzung seines neutralen Gebietes erhob, und, da eitle Versprechungen keine Beruhigung weiter gewähren könnten, mit sofortigen kriegerischen Maßregeln drohte; auch hatte er sich jetzt nicht mehr dem Drängen seines Freundes, des Kaisers Alexander von Rußland, der auf der Reise zu seinem an der österreichischen Grenze stehenden Kriegsheere am 25. Oktober 1805 in Berlin eintraf, um Friedrich Wilhelm vor den schweren Gefahren zu warnen, in welche sich Preußen durch eine fortgesetzt neutrale Stellung in dem bevorstehenden Kampfe zwischen Napoleon und den verbündeten Mächten Oestreich, England und Rußland nebst Schweden stürzte, verschlossen und mit ihm, wie mit Oestreich, in dessen Namen gleichzeitig der Erzherzog Anton, des Kaisers Franz I. Bruder, zu gleichem Zwecke an dem preußischen Hoflager erschienen war, am Abend des 3. November jenes Jahres den Potsdamer Vertrag geschlossen, nach welchem Preußen als vermittelnde Macht einen Unterhändler mit bestimmten Friedensvorschlägen in Napoleons Hauptquartier nach Brünn schicken sollte, bei deren Ablehnung seitens dieses sofort die mittlerweile mobilisierte Macht Preußens in einer Stärke von 180000 Streitern ins Feld rücken würde.

Indes, es ist bekannt, wie meisterhaft es Napoleon verstanden, den auf der Reise zu ihm selbst schon so saumseligen preußischen Bevollmächtigten, der wieder kein anderer war, als der von des Franzosenkaisers Größe schon an und für sich erfüllte Graf von Haugwitz, so lange hinzuhalten, wie weiland Philipp von Macedonien einen Aeschines, bis ihm die Sonne von Austerlitz an dem für Deutschland so verhängnisvollen

<sup>1)</sup> Kinder des Prinzen Ferdinand, des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen.

2. December 1805 aufgegangen war, und er den erschreckten Diplomaten, der es jetzt garnicht mehr wagte, seinen eigentlichen Auftrag zu berühren, sondern sich bei dem siegreichen Kaiser vielmehr in Schönbrunn mit einem Glückwunsche einführte, seinerseits, von seinen Berliner Aufpassern von dem Potsdamer Geheimvertrage auf das Beste unterrichtet, mit dem sarkastischen Gegengruße empfangen konnte: „Voilà un compliment dont la fortune a changé l'adresse.“ Trotzdem ließ sich der verblendete Diplomat auch jetzt noch durch Napoleons gleißnerische Versicherung, daß dadurch die Freundschaft zwischen Frankreich und Preußen auf ewige Zeiten befestigt würde, zu der Unterzeichnung eines den ursprünglichen Absichten seines königlichen Auftraggebers vollkommen entgegengesetzten Vertrages bewegen, eines „Schutz- und Trutzbündnisses,“ wonach Preußen an Baiern die Markgrafschaft Ansbach, an Frankreich Cleve mit der Festung Wesel und Neuchâtel abtreten und dafür durch Hannover, das zu Englands Souveränität gehörte, entschädigt werden sollte. Daß Napoleon mit diesem perfiden Vertrage nichts anderes bezweckte, als Preußen durch das ihm aufgedrungene Hannover mit England in Krieg zu verwickeln und es zugleich mit den andern bisher befreundeten Mächten zu entzweien, das konnte wohl einem Haugwitz, der durch Napoleons Schmeichelkünste aller „politischen Sehkraft“ beraubt war, entgehen, nicht aber dem ob solchen Vertrages zerknirschten Könige, dessen Herz bei dem Gedanken an seine alten Provinzen, die er gegen Hannover austauschen sollte, blutete, noch weniger der edlen, allen unlaunern Mächenschaften so abholden Königin, die darum auch über dies mit Napoleon vereinbarte Bündniß ganz außer sich war, und vollends nicht einem so klarblickenden Manne, wie dem Minister Hardenberg, daher sich denn auch der wunderbare Unterhändler, wie letzterer in seinen Memoiren mitteilt, „von Anfang an ohne irgend eine Aufforderung zu erklären beeilte: man müsse den Vertrag nicht nach seinem Buchstaben, wie er vorliege, nehmen. Seine Absicht sei schon in Wien gewesen, daß der König ihn mit Modificationen ratificieren solle, welche die übereingekommenen Punkte eventuell machten; er sei ganz in Napoleons Geiste eingedrungen, sei überzeugt, daß dieser sich die Modificationen, die er (der Graf) im Sinne habe, gefallen lasse, und auf diese Weise werde sich alles mit dem Gefühl des Königs für Rechtlichkeit und mit seiner Anhänglichkeit an alte, treue Unterthanen vereinigen lassen.“<sup>1)</sup>

Indes, es sollte ganz anders kommen; als Graf Haugwitz mit dem im Staatsrate des Königs danach modificierten Vertrage, in den der König vor Allem den Vorbehalt aufnehmen ließ, daß England der Abtretung von Hannover zustimme, am 2. Februar 1806 nach Paris kam, ließ ihm Napoleon, der mittlerweile mit dem österreichischen Kaiser seinen

<sup>1)</sup> Vergleiche hier, wie zu den folgenden Citaten Adami a. a. D., S. 157 ff.

Preßburger Frieden gemacht und sich auch der russischen Sorgen überhoben fühlte, da er mit Kaiser Alexander gleich nach seinem Musterliger Siege nur unter der Bedingung Waffenstillstand geschlossen hatte, daß die Russen Deutschland und Galizien in Etappenmärschen räumen und nach Hause ziehen sollten, vorweg durch Talleyrand erklären, daß der Vertrag von Schönbrunn, weil er nicht in der bestimmten Frist ratifiziert wäre, nun garnicht mehr als bestehend angesehen werden könne, vielmehr stellte er seinerseits einen neuen Vertrag mit noch viel ungünstigeren Bedingungen auf und ließ dabei dem Könige von Preußen nur die Wahl zwischen Annahme desselben oder sofortiger Kriegserklärung. Und da nun Friedrich Wilhelm III. auf die so zuversichtlichen Versicherungen des Grafen Haugwitz hin, schon um seinem Lande die großen Kosten, die die Kriegsbereitschaft, wie es schien, nun ganz unnötigerweise verursachte, des Weiteren zu ersparen, mit der Abrüstung begonnen hatte und seine Regimenter bereits auf dem Rückmarsche nach ihren Standquartieren begriffen waren, während Napoleon sein Heer noch ganz schlagfertig beisammen gehalten hatte, um sofort in Preußen einrücken zu können, so blieb ihm vorerst nichts anderes übrig, als auch in diesen zweiten Vertrag, so schmähslich er war, einzuwilligen.

Gardenberg gegenüber äußerte der König aber, wie jener berichtet, in einer Unterredung am 19. März 1806, bei der nur die Königin zugegen war,<sup>1)</sup> „daß er sein Verhältnis mit Napoleon als erzwungen ansehe, daß er ihm nicht trauen könne und daher fest entschlossen sei, sich an Rußland<sup>1)</sup> zu halten, seinen Verpflichtungen gegen Napoleon zwar treu zu bleiben und ihn nicht zu reizen, jedoch sich in Vereinigung mit dem Kaiser Alexander darauf vorzubereiten, ihm mit Nachdruck zu widerstehen, wenn er ihm Unrecht thut und seine Annäherungen, wie wohl gewiß zu vermuten sei, zum Nachtheile Preußens fortsetzen sollte.“ Dies war zugleich ganz aus dem Herzen der Königin gesprochen, die schon gelegentlich der ersten, im Juni 1802 zu Memel stattgehabten Zusammenkunft der beiden Monarchen an ihren Bruder Georg voll Begeisterung geschrieben hatte:

„Die Memeler Entrevue<sup>2)</sup> war göttlich und beide Monarchen lieben sich zärtlich und aufrichtig und gleichen sich in ihren herrlichen Grundsätzen,

<sup>1)</sup> Gardenberg hatte ihm nämlich eine wichtige Depesche von dem in des Könige Auftrage nach Petersburg gegangenen Herzog von Braunschweig vorzulegen, die der Kaiser wollte geheim gehalten haben, und bat dabei den König, „vor allen Dingen als Hauptfrage wohl zu prüfen, welches System er dem Interesse Preußens gemäß fände, und sonach fest und consequent zu verfolgen entschlossen sei, eine entschiedene Verbindung mit Frankreich oder mit Rußland.“

<sup>2)</sup> Es war eine Manöverreise in die östlichen Provinzen, die das Königspaar am 10. Juni in Memel mit dem Beherrscher des benachbarten mächtigen Osterreichs, dessen Schwester die Großfürstin Helene, vermählte Erbprinzeßin von Mecklenburg-

in Gerechtigkeit, Menschenliebe und Liebe zum Wohl und zur Beförderung des Guten. Auch ihr Geschmac ist gleich. Viel Einfachheit, Haß der Etiquette, des Gepränges des Königs- und Kaiserthrones. Alles ging erwünscht und gut und wird immer so gehn. Mein guter König läßt Dich grüßen und Dir tausend Schönes sagen. Er benahm sich wie ein Engel und verbreitet Enthusiasmus.“ Und dazu war nun noch vor Kurzem, als Kaiser Alexander vor Austerlitz Berlin berührt hatte, jener tiefergreifende, weihvolle Moment hinzugetreten, in dem die beiden Monarchen wieder in alleiniger Gegenwart der Königin am Sarge Friedrichs des Großen zu mitternächtlicher Stunde<sup>1)</sup> „sich mit herzlicher Umarmung ewige Freundschaft geschworen hatten.“ Wie hätte da die Königin nicht mit ganzer Seele dem zustimmen sollen, was der König nun mit seinem Minister verabschiedete, der sich seinerseits auch aus vollster Ueberzeugung zu diesen von Rechtlichkeit und Ehre eingegebenen Entschlüssen seines Herrschers, die, wenn sie mit Vorsicht und Festigkeit zur Durchführung kamen, allein einen sichern Erfolg und eine glückliche Umgestaltung der jetzt so nieder-

Schwerin, gleich bei ihrem ersten Besuch in Berlin im Jahre 1801 zu der Königin Luise in das Verhältnis einer wahren Herzensfreundschaft getreten, in dessen Verfolg sie auch ihren kaiserlichen Bruder bereits auf das Wärmste für das preussische Königspaar interessiert und in ihm den lebhaften Wunsch nach einer „Entrevue“ mit diesem erregt hatte, zum ersten Mal zusammenführte, und mochte damals auch die Politik gegenüber den militärischen Uebungen, bei denen die Königin „hoch zu Ross“ die beiden Monarchen in das Lager der Truppen begleitete, noch weniger in Frage gekommen sein, dieser sechstägige, beiderseitig so intime Verkehr, sollte dennoch auf die kommende Zeit und die politische Gestaltung von ganz hervorragendem Einfluß werden. Uebrigens hat keiner mit größerem Entzücken von diesen schönen Memeler Tagen, in denen auch die Bürgerchaft der Stadt den Majestäten den Aufenthalt in ihren Mauern so angenehm als möglich zu gestalten beflissen war und sich schließlich noch von ihnen die gern gewährte Erlaubnis ausbat, die Straßen, in denen der Kaiser bzw. die Königin gewohnt hatten, nach ihren Namen „Alexander- und Luisestraße“ zu nennen, berichtet, als die Gräfin Voß, die ihnen in ihren Memoiren die ausführlichste Beschreibung widmet und insonderheit des mächtigen Eindrucks gedenkt, den auch hier wieder die zauberische Erscheinung der Königin und ihr einnehmendes Wesen auf den Herrscher des Nordens hervorriefen.

<sup>1)</sup> Es geschah dies noch an demselben 3. November, an dem der Potsdamer Vertrag am späten Abend zum Abschluß gekommen war. Da der Kaiser bei Tisch sein Bedauern aussprach, von Potsdam zu scheiden, ohne den Mänen des Großen Friedrich seine Ehrfurcht bezeigt zu haben, so gab der König Befehl, die Garnisonkirche zu erleuchten und führte in Begleitung seiner erlauchten Gemahlin den schon reisefertigen Fürsten noch um halb ein Uhr in die mit Wachskerzen erhellte Gruft, wo Friedrich der Große an der Seite seines Vaters ruht; ergriffen neigte sich Alexander zu dem Sarge des ersteren nieder, küßte ihn und reichte über den Sarg hin Friedrich Wilhelm die Hand zum Schwur ewiger Freundschaft, worauf sich die Monarchen in herzlicher Umarmung von einander verabschiedeten und der Kaiser aus der Gruft des großen Königs direct in den Reifewagen stieg, um sich nach Olmütz zu Kaiser Franz II. zu begeben, ohne zu ahnen, „daß es nach Austerlitz ging“.

drückenden Lage zu verbürgen schienen, bekannte. Darum aber hat Hardenberg auch den König, ihn vorerst auf unbestimmte Zeit von den offiziellen Geschäften, in denen seine Mitwirkung bei Napoleons gegen ihn bezeugtem Widerwillen nur Schaden könnte, zu beurlauben, damit er sich auf sein in der Nähe von Fürstenwalde gelegenes Gut Tempelberg zurückziehen und hier in unbeobachteter Stille die geheimen Verhandlungen, die nunmehr mit Rußland anzuknüpfen seien, führen könnte, was denn noch um so besser von statten ging, als gleichzeitig der russische Gesandte Alopäus, der Vertraute des Kaisers Alexander, gleichfalls aufs Land und zwar nach Friedrichsfelde in seine Nähe zog.

„Um aber dabei den König von Zeit zu Zeit ohne Einmischung dritter Personen sprechen zu können, nahm Hardenberg die Vermittlung der Königin in Anspruch, die denn dazu gern die Hand bot.<sup>1)</sup> Und so ist uns denn auch aus jener Periode vor Kurzem ein Billet der Königin an Hardenberg zugänglich geworden, aus dem die Gefahren, die auch jene Art des Verkehrs damals noch mit sich brachte, deutlich hervorleuchten; es lautet in deutscher Uebersetzung<sup>2)</sup> also:

„Der König hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er wünscht, Sie möchten sich morgen um ein Uhr in meine Gemächer begeben, damit jeder Verdacht entfernt werde. Die Reise nach Pyrmont könnte als Vorwand dienen, so als ob Sie mit mir davon zu sprechen hätten. Ich glaube, jeder spitzt die Ohren, morgen teile ich Ihnen Näheres darüber mit. Die Denkschrift von Goltz habe ich gelesen, ich glaube, daß die beiden Abänderungen, die er schon selbst angemerkt hat, sehr wünschenswert sind. Mit ausgezeichnete Hochachtung stets Ihre Freundin

Luise.

Charlottenburg, 12. Juni 1806.

Ich glaube, es wäre klug, morgen Fräulein von Biereck ein paar Worte zu schreiben, um ihr zu sagen, daß Sie mich zu sprechen wünschen.“ „Und so bestand denn,“ wie Ranke an vorher erwähnter Stelle fortfährt, „hauptsächlich darin der politische Einfluß, den die Königin Luise ausübte; sie hielt sich immer in Kunde der Verhandlungen mit Rußland, überzeugt, daß diese ratsam und selbst unentbehrlich wären. Wenn der König offiziell auf dem von Haugwitz gebahnten Wege zu arbeiten fortfuhr, so neigte sich die Königin zu Hardenberg, der (wie wir vorher eben sahen) „die Fäden der geheimen Unterhandlung in seiner Hand hielt“. Noch aber (im Frühjahr 1806) hatte diese nicht zu völligem Einverständnis geführt; denn an der preussischen Politik, wie sie infolge der letzten Verträge mit Frankreich geworden war, nahm Rußland, das an seinem

<sup>1)</sup> Nach Ranke's historischer Darstellung zu den Memoiren Hardenbergs, vergl. Adams a. a. O., S. 165.

<sup>2)</sup> Im französischen Originaltext bei Ranke, Memoiren Hardenbergs, II. 33.

Bündnis mit England festhielt, nicht geringen Anstoß.“<sup>1)</sup> Um so schwerer aber wurde es auch der Königin sich in dieser Zeit des Hangens und Bangens von ihrem Gemahl und ihren Kindern zu trennen und die in ihrem Billet an Hardenberg berührte Pyramonter Reise zu unternehmen; sie, die später in ihrem letzten Lebensjahre den so ersehnten Besuch in ihrem Vaterhause keinen Augenblick aufzugeben zögerte, als bei Napoleons ernenten Verletzungen des Tilsiter Friedensvertrages die politische Lage Preußens sich wieder noch kritischer zu gestalten drohte, was sie ihrem Vater in ihrem unvergeßlichen Dankschreiben für seine letzte Geburtstagsgabe,<sup>2)</sup> nachdem sie ihm ihre herzlichste Freude darüber in rührendster Weise geschildert, also fortfahrend anzeigt: „Nun muß ich leider von etwas reden, was weniger erfreulich ist und weniger befriedigend, nämlich ich hatte das Projekt, nach Strelitz am 16. zu kommen,<sup>3)</sup> allein die Umstände, die eingetreten sind, machen es mir zur Pflicht, nicht von meinem Posten, den Gott mir angewiesen hat, zu weichen und fest darauf zu stehen. Napoleon ist ganz toll mit seinen Forderungen und hat uns alle in den tiefsten Kummer gestürzt. Ich kann und darf in dieser Krisis den König nicht verlassen; er ist sehr unglücklich und bedarf einer treuen Seele, auf die er sich verlassen kann.

Nur in der strengsten Erfüllung meiner Pflichten kann ich Ihrer ganz würdig sein und in dem schönen Namen ihre Tochter zu sein, mich würdig fühlen.

Ich trage meinen Geschwistern auf, Alles zu sagen, wie es ist und wie es steht. Es steht schlecht, das ist wahr, Opfer und Aufopferung ist mein Leben“ — sie hätte auch damals den König unter keinen Umständen bei jenem bedenklichen Gange der politischen Angelegenheiten, wo er noch immer von Haugwitzscher Seite im Räte zuerst bedient wurde und überdies von französischen Spähern umringt war, verlassen, wenn ihre Gesundheit, die schon an und für sich durch den Gram über diesen so unerwarteten Umschlag der Verhältnisse tief erschüttert war, nicht auch noch durch ihre Herzenstrauer über den frühen Heimgang ihres jüngsten, besonders geliebten Söhnchens, des Prinzen Ferdinand, der ihr,

<sup>1)</sup> Vergl. Adami a. a. D., S. 465.

<sup>2)</sup> Es war, wie Horn a. a. D., S. 162 bei Mitteilung des folgenden Briefcitates voraus bemerkt, ein Schreibtisch, der die Königin zu folgender Freudenäußerung veranlaßte: „Ich habe noch nie ein so herrliches Möbel gesehen, das zudem auch so bequem ist“; sie arrangierte den ganzen Tag, besah es von allen Seiten, saß davor und freute sich darüber; daran schließen sich dann obige Worte über die veränderte politische Lage, die auch Braun unter No. 87 gebracht hat. —

<sup>3)</sup> Daß der Besuch später Ebdoch erfolgte — aber erst am 25. Juni, so daß also mehr als ein Vierteljahr seit obigem Briefe vergangen war, ist vorher schon erwähnt worden.

erst ein Jahr und vier Monate alt, am 1. April 1806 durch den Tod entrißen wurde, schließlich in einen so wankenden Zustand versetzt worden wäre, daß sie, schon um sich dem König und ihren Kindern zu erhalten, den dringenden Rat schlägen ihrer Aerzte, die ihr den Pyrmontener Brunnen verordneten, sich nicht versagen zu dürfen glaubte. Dieser Trennung von den Ihrigen, die ihr dadurch wenigstens versüßt wurde, daß sie bei ihrer Ankunft in Pyrmont ihren Vater und auch ihren Bruder, die ihr hier mit ihrem Troste nahe sein und bleiben wollten, umarmen konnte, verdanken wir nun jene beiden großen Briefe, die, schon deswegen so bedeutsam, weil sie die ersten sind, die aus dem noch unbehobenen Schatz derer, die die Königin an ihren erlauchtem Gemahl selber geschrieben hat, und zwar vor Kurzem erst<sup>1)</sup> an's Licht gebracht, unser ganzes Interesse in um so erhöhterem Maße in Anspruch nehmen, als in ihnen auch nach der politischen Seite hin der innig-treue Verkehr der beiden königlichen Gatten in die directeste und wärmste Beleuchtung tritt. Zu näherem Verständniß derselben muß aber hier noch vorausgeschickt werden, daß sich zu gleicher Zeit mit der Königin außer ihrem Vater und ihrem Bruder von Verwandten auch noch ihre jüngste Schwägerin Auguste, die Gemahlin des nachmaligen Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen in Pyrmont befand, von dem sie mit ihrem bekannnten und bewährten Scharfblick für Persönlichkeiten schon, als er um die Schwester Friedrich Wilhelm III. warb, an ihren Vater im Herbst 1794 geschrieben hatte: „Der Erbprinz von Kassel ist nicht angenehm, aber unausstehlich bis zur Möglichkeit, und ich kann nicht glauben, daß er in Zukunft ihr ein besonders süßes und glückliches Dasein<sup>2)</sup> bereiten wird“; sodann die Erbprinzessin Maria Paulowna von Sachsen-Weimar, eine andere Schwester des Kaisers Alexander von Rußland, auf welche mittlerweile nach dem frühen Tode ihrer drei Jahre zuvor verstorbenen Schwester, der Großfürstin Helene, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, die bereits gelegentlich der „Memeler Entrevue“ zu erwähnen gewesen, die Freundschaft, die die Königin mit der letztern so innig verbunden hatte, in gleich herzlicher Weise übergegangen war; ja, es hatte sich „außer den genannten hohen Persönlichkeiten in Pyrmont schließlich ein ganzer norddeutscher Fürstencongreß um die Königin gebildet;“ denn, wie Horn<sup>3)</sup> schreibt: „es lag ein politisches Ereigniß in der Luft,

<sup>1)</sup> Baillet a. a. D., Hohenzollern-Jahrbuch 1898, II. Teil, S. 248 f.

<sup>2)</sup> So Horn a. a. D., S. 52. Braun No. 5 schreibt „D a h e i m“. —

<sup>3)</sup> Horn a. a. D., S. 100, der dabei „aus den Aufzeichnungen von der Hand eines ungenannten adligen Fräuleins, welches damals mit seinen Eltern die Reise in das Bad unternahm, der Königin vorgestellt wurde und seine Erinnerungen ein halbes Jahrhundert später veröffentlichte“, wesentliche Mittheilungen macht, von denen der so charakteristische Eingang auch hier seinen Platz finden mag: „Zuerst habe ich sie gesehen“ schreibt diese ungenannte Augenzeugin „gleich am Tage der Ankunft, gegen Abend, in der großen Allee. Die Königin war in glänzendster Umgebung;

und weniger der Eisensäuerling als die Bitterung des Kommenden hatte wohl die Mehrzahl der hohen Herren nach der Quelle geführt, um die Stimme der Egeria zu hören, die man in der Königin erblickte.“ Aus diesem Kreise heraus, der sie aber nicht abhielt, ihrer Kur auf das Gewissenhafteste nachzuleben, die denn auch ihrer guten Einwirkung auf den Gesundheitszustand der Königin wie auf die Hebung ihrer getrübteten Gemüthsstimmung alsbald nicht ermangelte, schrieb sie also nachfolgende, hier ins Deutsche übertragene Briefe an ihren hohen Gemahl:

## I.

Pyrmont, den 27. Juni 1806.

Deinen Brief vom 27., mein lieber, mein liebster Freund, erhielt ich heute früh beim Erwachen, ich schreibe Dir dies wieder, um damit zu sagen, daß es ein gut begonnener und in seiner ganzen Dauer für mich glücklicher Tag ist, denn ich zehre die ganzen 24 Stunden hindurch von

ein reicher Kranz schöner und hochgeborener Frauen umringte sie, die von allen die Schönste war. Sie wandelte zwischen ihrer Schwägerin, der Kurprinzessin von Hessen und der jugendlichen Großfürstin Maria, Gemahlin des Erbprinzen von Weimar, mit der sie ganz gleich gekleidet war, in ein weißes, klares Gewand, dessen Saum und Gürtel leichte Silberstickerei deckte; weiß und silbernes Band im Haar, in der Hand einen Strauß von Orangenblüten und Rosen. Ihre Schönheit, wenn gleich von weichster Frauenmilde und warm belebt von den schönsten Farben und dem seelenvollen Ausdruck der sonnigen Augen, hatte etwas Statuengleiches, etwas durchaus Unsterbliches, eine Schönheit, von der die Blüte der Jugend hinweggestreift werden konnte, ohne sie zu verringern. Leise Wehmut — war es der Verlust eines geliebten Kindleins, war es Ahnung des schon über ihrem Haupte schwebenden Dornenkranzes? — umgab, wenn sie schwieg, ihren Mund, überfleierte die leuchtenden Augen; nichts aber gleich ihrem Lächeln, ihrer holdseligen Freundlichkeit, wenn sie sprach. Den hatte ein liebliches Geschick umfassen, der eines Wortes von ihr sich rühmen konnte. Wohl mir, daß ich es vermag! Nicht an diesem Abend, aber am folgenden, nachdem meine Angehörigen ihr vorgestellt worden, und später noch öfter. Die Frau Oberhofmeisterin, Gräfin von Bock, eine stattliche und rüstige Greisin unfern den Achtzigern, deren stolze Würde immer aus Diamanten und Federn herausbligte, liebte es, sich jederzeit des Stammbaumes und der Verhältnisse derer, die sie ihrer Königin vorstellte, auf's genaueste zu versichern. Königin Luise aber war immer von engelgleicher Huld und Herablassung, nicht allein für die Kreise, die zunächst sie umgaben, nein, für alle! . . . Die mecklenburgischen Herzöge, Vater und Bruder der Königin, waren gegenwärtig, ebenso der Landesherr, Fürst Georg, ein ungewöhnlich großer, starker Herr, aber sehr schöner Mann. Eine hervorragende Erscheinung war Herzog Peter von Oldenburg, ein Herr von wahrhaft fürstlichem Außern, dem russischen Kaiserhause verwandt . . . Gerüchte nahenden Krieges hatten das schöne Thal schon erreicht, und Königin Luise war zur Abreise entschlossen; der „heilige Born“ hatte ihr wohl gethan, das hatte sie oft ausgesprochen“. Damals soll auch die Königin, als ein Gerücht von der Errichtung des Rheinbundes nach „diesem grünen Waldthal“ kam, es sofort in einem Gespräch hierüber betont haben: „Non, un roi allemand ne sera jamais, jamais le vassal de Bonaparte! Et le sang de Frédéric encore! Jamais! Mein, Niemals wird ein Deutscher König Bajall Bonapartes werden! Und noch dazu einer vom Blute Friedrichs! Niemals!“

all den guten Dingen, die Du mir in Deinen lieben Zeilen sagst und wohlthuernde Heiterkeit breitet sich über mein ganzes Wesen aus. Zwei Dinge haben mich in Deinem letzten Brief besonders berührt, von denen das eine mir angenehm, das andere sehr unangenehm war. Am 24. hattest Du noch keine Nachricht von mir von hier erhalten, während ich die Pünktlichkeit selbst bin; das ist sehr widerrätig. Aber, was mich mit Freude erfüllt, ist die Sendung Krusemarcks nach Petersburg.<sup>1)</sup> Tausend freundliche Betrachtungen haben sich mir da aufgedrängt. Die Wahl der Person ist vorzüglich, aber noch tausendmal mehr wert ist es, daß er eine von Deiner Hand, von Deinem Herzen und Deinem Geiste verfaßte Denkschrift mitnimmt. Das habe ich zu jeder Zeit gewünscht, und das ist es, was nötig war. Befolge Du stets diese Methode, so schmeichle ich mir, daß es nie Verwirrungen geben wird. Ueberhaupt ist mehr Selbstvertrauen das einzige, was Dir fehlt. Hast Du Dir das erst angeeignet, so wirst Du schneller einen Entschluß fassen und, wenn Du den Entschluß gefaßt hast, wirst Du strenger darauf halten, daß Deine Befehle befolgt werden. Gott hat Dir alles gegeben, einen richtigen Blick, eine Ueberlegung, die einzig dasteht, da sie fast immer von Kaltblütigkeit geleitet wird, da Deine Leidenschaften Dich nicht blind machen oder höchst selten. Welch ein Vorzug! Ziehe Nutzen daraus und lasse Deine Untergebenen Deine Ueberlegenheit fühlen. Und, Gott sei Dank, Ueberlegenheit besitzt Du ihnen allen gegenüber! Die Großherzogin ist vorgestern Abend um 9 $\frac{1}{2}$  hier angekommen, etwas erkältet und heiser von der Kälte und davon, daß sie in Wilhelmshöhe von Regen und Sturm überrascht worden war. Guter Wetter in Charlottenburg ist so gut wie das unsrige. Ich habe auch bei dem Regen die Brunnenkur wahrgenommen. Den Regenschirm in der Hand, mit geschürztem Rock, in Schuhen mit Bauernsohlen und dabei beschmutzt wie ein Pudel; Ach, das sind schwere Zeiten!<sup>2)</sup> Meinen Thee trinke ich alle Abend im Salon, um 8 $\frac{1}{2}$  ziehe ich mich zurück, esse nur etwas Fleischbrühe und eine Schmitte kalten Braten zu Abendbrot, gehe um 10 schlafen und bin vor 8 wieder am Brunnen. Ich bin jetzt bis auf 5 Glas gekommen.

Leb wohl, die Post ist im Begriff abzugehen und um alles in der Welt möchte ich sie diesmal nicht verpassen. Adieu, immer Deine treue  
Luise.

Mein Vater, die Großherzogin, mein Bruder (Georg) und Onkel (Ernst) lassen sich Dir empfehlen, ebenso alle Damen und Herren, die voll Dankbarkeit sind, daß Du ihrer gedacht.

<sup>1)</sup> Oberstleutnant Krusemark war am 25. Juni nach P. gesandt. Die erwähnte Denkschrift des Königs ist veröffentlicht: „Baillet. Preußen und Frankreich“. II., S. 474.

<sup>2)</sup> Dies, wie alles gesperrt Gedruckte, auch im französischen Original deutsch!

## II.

Byrmont, 7. Juli 1806.

Verzeih, lieber Freund, den mehr als thörichten Brief, den ich Dir letzten Posttag sandte, aber, auf Ehre, die Kur ist ernster, als man denkt, und es ist fast unmöglich zu schreiben, wegen Mangels an Zeit und Kraft, weil das Brunnen trinken zu einem wirklichen Uebel wird. Um 7 stehe ich auf, gehe um 7 $\frac{1}{2}$  zum Brunnen hinab, dann bis 10 spazieren, bis zu gänzlicher Erschöpfung. Um 10 frühstücke ich, nach 11 gehe ich zum Baden, manchmal sogar, da mein Vater dieselben Bäder nimmt, wie ich, erst um 11 $\frac{1}{2}$ . Ich bleibe genau eine halbe Stunde im Bade und dann ebenso lange im Bett. Dann ziehe ich ein Reitkleid an und reite in die stärkste Sonnenglut hinein, wenn es welche giebt. Die letzten drei Tage war es der Fall, heut dagegen regnet es nach Herzenslust. Gegen 2 Uhr kehre ich zurück und esse eine halbe Stunde später zu Mittag. Seit drei Tagen ist der Kurfürst von Hessen hier, der Herzog von Oldenburg, ebenso der Fürst von Waldeck, und seit der Anwesenheit dieser hohen Gäste sind die Diners etwas ermüdend. Der Höflichkeit wird indessen genügt, und ich gedenke mich darauf zu beschränken und in meine Einsamkeit zurückzuziehen, die bisher von zwei oder drei Gästen erheitert worden, welche mich unterhalten, ohne mir Zwang aufzuerlegen. Was den Kurfürsten betrifft, so will ich Dir alles sagen, was ich gethan habe.

Waltz<sup>1)</sup> schrieb Wittgenstein,<sup>2)</sup> daß der Kurprinz von mir eingeladen worden wäre, und da der Kurfürst es nicht wäre, so vermutete er, daß derselbe wieder Podagra bekommen würde, daß seine Ankunft verschoben werden und ganz unbestimmt sein würde. Ich roch Lunte, bedachte, daß man in diesem Augenblick nicht an die Person denken mußte, sondern daß es meine Pflicht wäre, Dir einen Freund mit 25000 Mann zu erhalten. So beeilte ich mich, ihm einen außerordentlich höflichen Brief zu schreiben, wie sehr ich dem Podagra zürne, welches mich des Vergnügens beraubte, mit ihm mündlich von Deinen und meinen Gefühlen und der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit, die er Dir in diesem kritischen Augenblick zeige, zu sprechen. Kurz, ich glaube, ich habe die gute Meinung von meinem Geist (deren Du in Deinem letzten Briefe erwähnt), der Dir, teuerster Freund, immer zur Verfügung steht, nicht Lügen gestraft. Es thut mir leid, daß diese Gabe Gottes nicht bedeutender ist, denn wie gera würde ich Dir wirklich nützen. Aber ich will nicht den Faden meiner Erzählung verlieren, eine Antwort des Kurfürsten, seine Ankunft und seine völlige Befriedigung sind die Folgen meines Verhaltens, und ich schmeichle mir, daß er ganz uns gehört. Ich sagte zu ihm, was Du mir aufgetragen, und er ist außerordentlich dankbar dafür. Er sagte mir gleich: „Alles,

<sup>1)</sup> von Gichen, der kurhessische Gesandte in Berlin.

<sup>2)</sup> W., der preußische Gesandte in Cassel.

was Sie die Gnade haben, mir zu sagen, ist dasselbe, was S. M. der König mir selbst eigenhändig auf drei Bogen geschrieben haben.“ Das war meisterhaft von Dir! Ich schmeichle mir, daß seine Truppen mit den Unsern vereint Wunder thun werden, um die infamen Franzosen, die Unglück über die Erde verbreiten, zu Boden zu schlagen. Das Bündnis mit Sachsen entzückt mich. Wolle Gott, daß Krusemark gute Nachrichten zurückbringt, dann werde ich für die ersten Monate etwas ruhiger sein. Aber ich sehe voraus, daß die Ruhe nicht von Dauer sein wird, wie Du mir leider in Deinem vorletzten Briefe sagst. Georg ist Dir vollkommen ergeben und rechnet in seinem Junggesellenstand sicher darauf Deiner Einladung zu seinem Geburtstag folgen zu können, aber seine Anhänglichkeit an Dich erlaubt es ihm nicht nur an sich zu denken und er wird auch an dem Heil und Segen bringenden 3. August<sup>1)</sup> unser Gast sein, und zwar wird er, wenn Du es gestattest, mit mir zusammen kommen. Seine gute Laune hat mich sehr aufgeheitert. — Ich habe mit dem Kurfürsten abgemacht, daß er nicht von der Politik vergangener Zeiten sprechen soll, er that es doch, und ich habe deshalb einen schweren Tag hinter mir. Indes bekommt mir der Brunnen gut, ebenso die Bäder, ich hoffe alles von der Zukunft. Auguste umarmt Dich, ihr Schicksal ist immer dasselbe. Vorgestern hat der Prinz seine Leute alle bis 2 Uhr Nachts geprügelt, dann vor Wut Fenster zerschlagen; das ist doch eine Schande!

Ich muß Dich verlassen, um in den Saal zu gehn, wo die Großherzogin den Thee reicht, es ist sieben, um sechs sollte ich schon da sein. Aber Du hast auf mein Herz unantastbare Vorrechte, und ich sehe mich sofort über alles hinweg, sobald es sich um Dich handelt. Ja, mein teurer Freund, meine Neigung für Dich ist ohne gleichen, dann kommen meine Kinder, dann der Staat, und mein Leben ist nichts, wenn ich Euch glücklich machen könnte, wenn nur ein Vorteil für Dich, mein bester Freund, daraus entstehen könnte. Mein Vater grüßt Dich, es heißt, Du kämst her, sagter eben und ruft mit mir Amen, Amen! Wenn das wäre. Ich bin an Deinem Herzen und Gottlob in Deinem Herzen auf ewig Deine

Luise.

Die Boß, die Georg „der Dlerich“ getauft hat, ist wie närrisch über Deinen reizenden Brief, der, bei meiner Ehre, göttlich ist.

Mein ganzer Hof liegt Dir zu Füßen.“

Getreu ihrem hier ausgesprochenen Vorsatze am Geburtstage ihres hohen Gemahls wieder an seiner Seite zu sein, traf die Königin nach sechs-

<sup>1)</sup> Geburtstag des Königs.

wöchiger Abwesenheit und zwar mit dem Könige zusammen, der ihr freudig bewegten Herzens bis einige Meilen hinter Potsdam entgegengeilt war, am 31. Juli 1806 in Charlottenburg ein. Doch die Freude des Wiedersehens sollte nur zu schnell wieder in beunruhigender Weise getrübt werden, denn gerade an dem 3. August, der bis dahin stets ein so schöner Festtag für Alle — für die königliche Familie nicht bloß, sondern auch für das ganze treue Volk war, traf die Bestätigung jener Pyramonters Gerüchte bei dem Königspaar mit der Meldung ein, daß Napoleon bei der Reichsversammlung in Regensburg die offizielle Ankündigung der am 12. Juli zu Paris unterzeichneten Rheinbundsakte habe machen lassen, sowie daß Kaiser Franz die durch Jahrhunderte geheiligte Würde als des deutschen Reiches Oberhaupt preisgegeben und sich auf seinen Hausbesitz Oesterreich zurückgezogen habe — eine Kunde, der wenige Tage darauf die noch viel schlimmere aus Paris von dem Marquis von Luchefini folgte, daß der französische Kaiser in seinen Friedensunterhandlungen mit England dasselbe Hannover, das er dem Könige soeben als Tauschobjekt für Neuchâtel, Ausbach und Cleve aufgedrungen hatte, an England wieder auszuliefern sich erboten hatte, ja, daß er sich weiter bemühte, Preußen auch von Oesterreich und Rußland und zwar von jenem durch die Anweisungen auf Schlesien und von diesem durch Wiederherstellung des Königreichs Polen unter dem russischen Großfürsten Konstantin, dem Bruder des Kaisers Alexander, vollständig zu isoliren. Nunmehr konnte es auch dem blödesten Auge nicht mehr verborgen bleiben, daß Napoleon es auf nichts Geringeres als auf die Vernichtung Preußens abgesehen habe, und so war es denn Haugwitz selbst, der auf Luchefini's Bericht dem Könige die sofortige Mobilmachung der Armee anriet. Trotzdem sollte es gerade die Königin werden, sie, die sich auch jetzt noch immer, als von allen Seiten der Ruf: „Nieder mit denen, die diese neue, wie alle Schmach verschuldet, nieder mit Haugwitz Luchefini und Lombard“ den König umtönte, die größte Zurückhaltung auflegte,<sup>1)</sup> — die Napoleon der direkten Urheberin des nun ausbrechenden Krieges in seinen Manifesten bezichtigte und hierzu vor allem ihren Entschluß, den König zur Armee zu begleiten, in unedelster Weise ausnützte, indem er schon in seinem ersten Bulletin darüber spottete, „daß eine schöne Königin Zeugin des Kampfes

<sup>1)</sup> Dies geht aus ihrem vorher schon angezogenen Gespräche mit dem Staatsrat Genz deutlich genug hervor, wo sie zudem noch offen erklärte, daß sie, wenn sie zu Rate gezogen wäre, für den Krieg gestimmt hätte, da er nach ihrem Glauben notwendig war; denn „unser Lage“, soll sie geäußert haben, „war so kritisch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln; es war dringend notwendig, den Vorwürfen und dem Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem Prinzip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller selbstsüchtigen Berechnung, waren wir, soweit ich es versiehe, berufen, jenen Weg einzuschlagen“.

sein wolle; denn die Königin von Preußen sei bei der Armee, als Amazone gekleidet, in der Uniform ihres Dragonerregiments.“ Letzteres entsprach natürlich nicht der Wahrheit, wohl aber hatte die Königin es nicht unterlassen, dieses ihr Regiment, die alten „Ausbach-Bayreuther Dragoner“, denen Friedrich der Große für ihren kühnen Reiterangriff in der Hohenfriedberger Schlacht das Recht verliehen hatte, ihre Wünsche und Gesuche unmittelbar „an seine Majestät“ gelangen zu lassen, worauf fußend sie vor Kurzem erst durch den Chef der Kavallerie General Kalkreuth sich selbst von König Friedrich Wilhelm III. die Erlaubniß erbeten, „den Ehrennamen Regiment Königin Dragoner“<sup>1)</sup> fortan zu tragen, bei seinem Durchmarsche durch Berlin nach dem Thüringer Sammelplatze am 18. September 1806 zum Abschied feierlich als Regimentschef zu begrüßen, wobei sie in einem offenen, sechsspännigen Wagen saß und jenen „Spencer“ in den Farben des Regiments trug, der jetzt noch in dem Offizier-Kasino desselben als geheiligtes Andenken aufbewahrt wird. Daß sie aber zwei Tage darauf den König, ihren geliebten Gemahl, auch zur Armee nach Raumburg, wo zunächst Napoleons Antwort auf das preußische Ultimatum abgewartet werden sollte, und dann weiter bei Ausbruch des Kampfes auf das Schlachtfeld begleitete, das lag ebensosehr in ihren eigenen wie in des Königs Wünschen selbst und wurde auch, mochten die Meinungen über diese Maßregel noch so geteilt sein, von allen denen, die, wie General Kalkreuth wußten, was ihre Gegenwart für den König und seine Armee im Hauptquartiere zu bedeuten habe, aufs lebhafteste gebilligt.<sup>2)</sup> Und hierin folgte die Königin nur dem Beispiele ihrer erhabenen Ahnfrau auf dem Throne der Hohenzollern, jener Luise von Dranien, der ersten Gemahlin des großen Kurfürsten, mit der sie nicht bloß den gleichen Namen, sondern auch dieselbe fromme Hingabe an Gott und den Erlöser teilte und die ihr in Leben und Wandel allezeit das leuchtendste Vorbild war! Gab es doch auch für

<sup>1)</sup> Der König hatte diese Erlaubniß „überzeugt, daß dieses brave Regiment auch unter diesem Namen nicht nur seinen alten Ruhm behaupten, sondern sich auch denselben zu einem neuen Antriebe werde reichen lassen, sich wie bisher auch ferner vorteilhaft auszuzeichnen“, gern erteilt. Das Schreiben, in dem darauf die Königin dem General Kalkreuth für die Einsendung des Monatsrapports sowie der Rang- und Quartierliste unter dem 16. März 1806 dankte, ist uns auch noch erhalten, vergl. Adams a. a. O., S. 759. Braun No. 30. —

<sup>2)</sup> In Uebereinstimmung mit Kalkreuth, der ihn gebeten, überall gegen den Vorschlag der Wiederabreise der Königin zu sprechen, erklärt auch Genß, daß er, — nachdem er die Frage nach allen Seiten hin geprüft, und abgesehen von den Gefahren, denen sie sich aussetzte, die in ihren Augen aber kein Beweggrund waren — für ihr Dableiben gestimmt haben würde; „denn Niemand vermochte dem König ihren Verlust zu ersetzen, und da sie nicht öffentlich erschien, auch keine Ansprüche darauf machte, so überwoogen die Vorteile ihrer Gegenwart alle Einwürfe“.

sie kein schöneres Lied als jenen vielgefangenen Choral der fürstlichen Sängerin „Jesus meine Zuversicht“, von dem sie gesagt haben soll: „Er hallet fort durch der Zeiten Räume und Wechsel von Jahrhundert zu Jahrhundert; so oft man ihn in der Kirche, an Sterbebetten, an Särgen und Gräbern hört, ist er immer wieder neu in dem Troste und Frieden, den er in sich trägt und giebt.“ Und sowie derselbe ihr einst von dem Glockenturm ihrer Vaterstadt als letzter Scheidegruß ertönt war, als sie die Stätte ihrer Jugend in Begleitung ihres Vaters verließ, um dem Rufe des Schicksals in das preussische Königshaus zu folgen, so blieb er ihr fürderhin der Stab und Stecken in guten und in bösen Tagen, und „das Bild der heiligen Cäcilie kam den Anwesenden vor die Seele, wenn die Königin nachmals sich an das Klavier setzte und mit ihrer klaren Stimme und tiefer Empfindung ihr „Jesus meine Zuversicht“ anstimmte.<sup>1)</sup> In solcher Gesinnung da mochte auch sie nun, wie jene Luise von Dranien, die selbst da nicht von der Seite ihres großen Gemahls wich, als er den gewagten Kriegszug gegen die Schweden über das Haff unternahm, den König, den Freund ihrer Seele, nicht verlassen, als er seinen gefährlichen Waffengang mit dem gefürchtetsten Manne des Jahrhunderts, dem bisher alle seine Gegner im blutigen Ringen erlegen waren, begann, und auf alle Bedenken, von welcher Seite sie auch kamen, hatte sie immer nur dieselbe entschlossene Gegenrede: „Der König hat mir erlaubt, ihn zu begleiten und ich werde ihn nicht eher verlassen, als bis er es wünscht“<sup>2)</sup>. Daß Letzteres nun aber doch so viel schneller eintreten sollte, als es beide gewünscht, darauf waren weder der König noch die Königin gefaßt, wenn jener auch schon in bangem Vorgefühl der Dinge, die da kommen mußten, in jenen Tagen vor der unglücklichen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt zu dem Major Grafen Henkel von Donnerzmarck kopfschüttelnd geäußert hatte: „Das kann nicht gut gehen, denn es ist eine unbeschreibliche Konfusion. Die Herren wollen das aber nicht glauben; sie behaupten, ich wäre noch zu jung und verstehe das nicht. Ich wünsche, daß ich unrecht habe“, während die Königin, diese Worte ihres Gemahls bestätigend, auch später ihrer Umgebung ausdrücklich versicherte: „Der König habe die gegen den Feind getroffenen Vorkehrungen nicht für genügend erachtet; doch von allen Seiten sei ihm versichert, daß sie es waren“<sup>3)</sup>. Aber trotz alledem waren

<sup>1)</sup> Vergl. Horn a. a. D., S. 106.

<sup>2)</sup> Auch dies nach dem Gents'schen Bericht.

<sup>3)</sup> Adami a. a. D., S. 198. Wie sehr man in eingeweihten Kreisen des Königs natürliche Begabung zu schätzen wußte, und seinen Mangel an Selbstvertrauen namentlich jenen veralteten Generälen gegenüber, deren glorreiche Zeit, mochten sie sich auch noch so sehr in Friedrichs des Großen Feldzügen ausgezeichnet haben, wie die des Herzogs von Braunschweig und des Feldmarschalls von Mollendorf, vorüber

sie doch erstarrt, als ihnen bereits in Weimar, wo das Hauptquartier in der Frühe des 11. Oktober von Erfurt nach beschwerlicher Reise anlangte, die Herzogin Luise im Schlosse mit der erschütternden Nachricht entgegentritt, daß Tags zuvor der Prinz Louis Ferdinand, der Abgott des Heeres, nach heldenmütigster Gegenwehr gefallen sei — ein Vorfall zugleich so überraschender Art, da man den Zusammenstoß mit dem Feinde an ganz anderer Stelle erwartet hatte, daß der König mit dem sofortigen Abmarsch der Hauptarmee nach Auerstädt nicht nur einverstanden war, sondern auch seine schleunigste Ausführung befahl und selbst den persönlichen Anteil daran nahm.

Aber auch die Königin, die zunächst nun in Weimar zurückgeblieben war, litt es dort nicht über den 12. Oktober hinaus, den sie in banger Erwartung ob neuer Nachrichten vom Heere zugebracht hatte; als keine Kunde kam, da entschloß auch sie sich zu schleunigstem Aufbruche und folgte den Spuren des Königs auf dem Wege nach Auerstädt. Was sie auf dieser ihrer angstvollsten Reise empfunden, auf der sie nur mit genauer Not der Gefahr, von dem Feinde gefangen genommen zu werden, entging, das können wir heute<sup>1)</sup> aus ihrer eigenen Schilderung erfahren, wie sie uns vor kurzem Paul Bailieu in der deutschen Rundschau<sup>2)</sup> bei Gelegenheit seiner Veröffentlichung des von dem König Friedrich Wilhelm III selbst noch in Küstrin über die Schlacht von Auerstädt abgefaßten Berichtes in einer Anmerkung ihrem französischen Originale nach mitgeteilt hat und wovon hier nun wieder die deutsche Uebersetzung folgen soll: „Ich reiste um 2 Uhr von Weimar ab und schritt im Feldwagen des Königs mit der zweiten Division vor, zur Rechten hatte ich die Reizenstein'schen Kürassiere. Als ich Auerstädt schon fast erreicht hatte, und vor mir Schloß Eckartsberga sah, kam der Herzog von Braun-

war, beklagte, das beweist der kompetente Ausspruch des ritterlichen Prinzen Louis Ferdinand: „Ich kenne nur e i n e n Mann im preussischen Staate, der uns zu retten im Stande wäre, wenn er sich nur selbst vertrauen wollte, und dieser ist Friedrich Wilhelm der Dritte“ — ein Ausspruch, der uns lebhaft an das erinnert, was schon die Königin von Byrmont aus an ihren geliebten Gemahl geschrieben, wozu wir noch in Parallele zu stellen haben eine Stelle aus Gneisenau's schon nach der Katastrophe an einen Freund gerichteten Briefe: „Wenn man vieles so gut gesehen hat, als ich nachher (nach Saalfeld) Gelegenheit hatte, darf man sich über nichts mehr wundern. Glauben Sie mir, der König ist der Unterrichtetste von Allen, die ihn umgeben haben; unglücklicherweise hat er fremden Meinungen gefolgt und seine bessere hinterangeseht.“ —

<sup>1)</sup> Früher waren wir außer den Tagebuch-Notizen der Gräfin Voss auf einen Bericht angewiesen, den Gräfin Sophie von Schwerin nach den Mitteilungen ihrer Freundin, der Gräfin Ysinka von Tauentzien, die die Königin als ihre Hofdame nebst der Oberhofmeisterin auf dieser Reise begleitet hat, später niederschrieb, abgedruckt bei Horn a. a. D., S. 121 und Adami a. a. D., S. 419. —

<sup>2)</sup> Paul Bailieu „Schlacht bei Auerstädt“, Deutsche Rundschau 1900, S. 459—476.

schweig, der den Kolonnen mit dem König folgte, an meinen Wagen, mit ernster Miene (der König ging mit beschäftigtem, traurigem, ängstlichen Gesicht vorüber) und sagte sehr bestimmt (das einzige Mal, daß er seine Gefühle mir wirklich zeigte und im Augenblick des Handelns Energie bewies): „Was thun Sie hier, Madame? Um Gotteswillen, was thun Sie hier?“ Ich sprach zu ihm: „Der König glaubt, daß ich nirgends sicherer bin als hier hinter dem Heere, da der Weg, den ich nach Berlin einschlagen müßte, auch nicht mehr sicher ist, weil die Franzosen in Ahrenadt berittene Jäger haben.“ „Aber mein Gott“, sagte er, „sehen Ihre Majestät das Schloß Eckartsberga vor sich? Nun wohl, dort sind die Franzosen, sie sind vor uns auf dem Weg nach Naumburg, und morgen wird es hier eine blutige, entscheidende Schlacht geben. Hier kann Ihre Majestät nicht bleiben, es ist unmöglich.“ „Ich werde es dem König sagen, er wird entscheiden“, sagte ich zu ihm, „aber welchen Weg soll ich einschlagen?“ „Durch den Harz, über Blankenburg, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin. Uebrigens ist General Rüchel in Weimar, der wird Ihnen den weitem Weg vorschlagen.“ Darauf ließ ich den König bitten, an meinen Wagen zu kommen, ich sagte ihm, was der Herzog mir gesagt hatte, und daß er mich in der größten Gefahr glaube. Der König erwiderte hierauf: „Wenn es so ist, reise ab.“ Er gab mir die Hand, drückte sie mir zweimal, ohne ein Wort hervorbringen zu können, und so stieg ich aus seinem Wagen auf die Chaussée und hinein in den meinigen, von Infanterie, Kanonen, Bagage und andern kriegerischen Dingen umgeben. Von einem Offizier und acht Kürassieren begleitet machte ich mich traurig wieder auf den Weg nach Weimar, den ich wenige Stunden vorher ohne Ahnung der mir drohenden Trennung verlassen hatte . . . .“

Aber in Weimar war ihres Bleibens auch nicht mehr: in eiliger Flucht vor den nachrückenden Franzosen, die denn auch gleich nach der Abreise der Königin dort einzogen, ging es am 14. Oktober weiter über Erfurt, Langensalza, Heiligenstadt, Braunschweig, wo sie das Volk bereits in tiefer Trauer über die mittlerweile eingetroffene Nachricht von der tödtlichen Verwundung seines Herzogs, der, des Augenlichtes beraubt, aus der Schlacht getragen war, fand, nach Brandenburg a. N., an welchem Orte sie auch endlich jener Brief nach vielen Irrfahrten erreichte, den der Generaladjutant des Königs, Oberst von Kleist, noch auf dem Schlachtfelde selbst geschrieben hatte und der nur die wenigen aber um so erschütternderen Worte enthielt: „Der König lebt — die Schlacht ist verloren.“ Indes, so vernichtet sich auch die Königin im ersten Augenblicke über diese wahre Hiobspost fühlte, so suchte sie sich doch wieder gleich zu fassen und sagte zu ihrer Hofdame, der Gräfin Tauentzien: „Wir wollen uns nur recht zusammen nehmen, um nicht diesen Schreck in Berlin zu verbreiten.“ Doch

auch hierhin war ihr der „Schreck“ bereits vorausgeeilt, und schon harrte in dem Palais der Königin der Minister Graf Schulenburg-Keuhert ihrer Ankunft, um ihr sofort mitzuteilen, daß er die königlichen Kinder im Interesse ihrer Sicherheit, (hatte es doch geheißen, die Franzosen seien schon vor den Thoren Berlins) unter der Obhut ihrer Erzieher nach Schwedt gesandt hätte und daß die Königin selber am andern Morgen sogleich weiter nach Stettin reisen müßte — eine Maßregel, deren Notwendigkeit sie sich um so weniger verschließen konnte, als ihr ein soeben eingetroffener Courier auf ihre entsetzte Frage nach dem Könige, ob er denn nicht bei der Armee sei, nur die trostlose Antwort geben konnte: „Die Armee? sie existirt nicht mehr!“ Da eilte sie denn sofort am folgenden Morgen in Begleitung ihres treuen Leibarztes Dr. Hufeland, den sie schon um 6 Uhr früh bei sich mit den tiefschmerzlichen Worten: „Alles ist verloren. Ich muß fliehen mit meinen Kindern und Sie müssen mich begleiten“ empfing, in stiegender Mutterangst zu denselben, und hier war es, wo sie nach langer, stummer Umarmung ihrer Kinder schluchzend in die Worte ausbrach: „Ihr seht mich in Thränen. Ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat! Der König hat sich in der Tüchtigkeit der Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir unterliegen müssen,“ Worte, die ihr großer Sohn, Kaiser Wilhelm, später aus seiner Erinnerung durch Niederschrift mit eigener Hand festgestellt hat.<sup>1)</sup> Aber auch was sie sonst noch in jenen ersten Unglücksstunden, wo sie Alles verloren glaubte, gesagt, das ist schon durch damalige Aufzeichnungen so gut beglaubigt worden, daß es die Geschichte unseres Volkes mit goldenen unvergänglichen Lettern in ihre Annalen aufgenommen, und, wo auch immer jener trübsten Stunden im Leben unserer Königin gedacht wird, fehlen dürfen da auch nicht ihre erhabenen Mahnungen an ihre beiden ältesten Söhne im Schwedter Schlosse, in denen „der Schmerz einer Königin, die um das Vaterland weint, mit dem Opfermuth der Mutter ringt und aus denen allen die Größe einer Heldin, die Demuth einer Christin spricht.“<sup>2)</sup> „Ich sehe ein Gebäude,“ so soll sie sich ausgedrückt haben, „in einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es giebt keinen preussischen Staat, keine preussische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann! Ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtnis zurück. Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie in diesem Augenblick dem Umsturz meines Vaterlandes weine!

Aber begnügt Euch nicht mit Thränen allein! Handelt und entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder.

<sup>1)</sup> u. <sup>2)</sup> nach Horn a. a. O., S. 113.

Befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie Euer Urgroßvater, der Große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Ach, meine Söhne, laffet Euch nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen! Werdet Männer, welche würdig des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich sind. Kömmt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat“.

Schnell ging es nun weiter nach Stettin, wo sie nach erster Bestimmung mit ihrem erlauchten Gemahl zusammentreffen sollte; jedoch, statt seiner traf hier am 20. Oktober ein Schreiben des Königs aus der alten Oderfestung Küstrin, wohin derselbe sich mittlerweile gewandt hatte, ein, in welchem der König seine Gemahlin dorthin zu sich rief, während die Kinder unter dem Schutze der Oberhofmeisterin Gräfin Voß, sowie ihrer Erzieher sich nach dem festen Danzig begeben sollten. Aber auch in Küstrin, das einer französischen Belagerung entgegen sah, und überdies mit Flüchtlingen überfüllt war, konnte von einem längern Verbleiben des Königspaares nicht die Rede sein, und schon am 26. Oktober gingen die königlichen Reisewagen weiter nach Graudenz, wo der König den Ausfall der mittlerweile mit Napoleon angeknüpften Friedensverhandlungen abwarten wollte. Indes so hart schon die Basis gewesen, auf welcher Napoleon sich überhaupt dazu nach Jena und Auerstädt herbeigelassen und bei der es schon damals sich um die Abtretung aller Besitzungen auf dem rechten Elbufer mit Ausnahme Magdeburgs und der Altmark gehandelt hatte, als dieses Magdeburg selbst sich am 8. November 1806 ohne Schwertstreich zur größten Verwunderung des französischen Marschalls Ney, der sich auf einen erbitterten Widerstand seitens der stattlichen Besatzung gefaßt gemacht, ergeben hatte und nach dem bösen Beispiele Magdeburgs eine Festung nach der andern in der ehrlosesten Weise in die Hände der Feinde gefallen waren, so daß Napoleon höhrend an seine Generale schreiben konnte, wenn sie mit wenig Husaren so feste Plätze einnahmen, so erübrige es nur für ihn, seine Artillerie abzuschaffen, da war überhaupt für ihn von einem Frieden mit Preußen, dessen Macht er so schmähslich zusammenbrechen sah, für's Erste nicht mehr die Rede: er verwarf alle bisherigen Präliminarien dazu, die der König bereits in einer Ministerkonferenz hier zu Graudenz, in der auch Stein anwesend war, unterzeichnet hatte und wollte sich jetzt nur noch auf einen Waffenstillstand, den er seinerseits gerade anfangs ganz entschieden zurückgewiesen und statt dessen einen förmlichen Friedensvertrag verlangt hatte, und zwar wieder unter den entehrendsten Bedingungen einlassen. Den tief verstimmenden Eindruck, den dies alles, sowie die nicht weniger empörenden Nachrichten aus Berlin, wo Napoleon mit

seinen Scharen in den königlichen Schlössern nach Barbaren Art hauste und die beleidigendsten Schmähungen gerade gegen die Königin verbreiten ließ<sup>1)</sup>, auf deren Gemüt machte, das erkennen wir wieder recht deutlich aus einem Briefe, den die Königin aus jenen traurigen Graudenzern Tagen an ihre treue Oberhofmeisterin gerichtet hat. Diese hatte nämlich in- zwischen mit den königlichen Kindern, von denen die noch nicht ganz vierjährige Prinzessin Alexandrine in den ersten Novembertagen von einer heftigen Ruhr befallen war, Danzig, wo sie „ihre liebe Not gehabt“, einen Haushalt für sie einzurichten, ja überhaupt auch nur zu diesem Zwecke eine gute Küche instandzusetzen, auf die Ordre des Königs verlassen und war am 9. November mittags mit jenen „wenn auch noch nicht in ganz erwünschtem Zustand“, wie sie zunächst zu berichten gehabt, im Schlosse zu Königsberg, wo sich die ganze königliche Familie demnächst wieder zusammen finden wollte, eingetroffen. Doch bald konnte sie melden, daß die Prinzessin sich dauernd in der Besserung befinde, und daran knüpft nun das Antwortschreiben<sup>2)</sup> der Königin an, um sich dann über ihre eigene Lage und die obwaltenden traurigen Verhältnisse also zu ergehen:

„Graudenz, den 13. November 1806.

Meine liebe Voto! Heute Morgen erhielt ich Ihren Brief vom 10. d. Mts., welcher mir die trostreiche Nachricht bringt von der dauernden Besserung Alexandrines. Ich danke Ihnen millionenmal für die Freundschaft, die Sie mir wieder bewiesen haben, indem Sie meine Tochter begleiteten; seien Sie überzeugt, daß dieses neue Pfand Ihrer Freundschaft und Liebe zum König und zu mir uns mit der größten Dankbarkeit erfüllt.

Ich bin sehr unruhig, ob ihre Gesundheit nicht gelitten habe; das Wetter ist seit mehreren Tagen so schlecht, man muß auf alles vorbereitet sein. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich wohl in Acht, Sie wissen, wie Ihre Gesundheit uns teuer ist.

<sup>1)</sup> Ein Verfahren, das selbst Thiers, sonst der größte Lobredner Napoleon's, verurteilt hat, wenn er schreibt: „Napoleon hätte nicht noch die Beleidigung zum Mißgeschick fügen sollen; es sticht darin der Uebermut des siegreichen Soldaten mit wenig Rückhalt hervor.“

<sup>2)</sup> Bei Baillet a. a. O., Brief No. XXIX. Wir bringen das französische Original hier wieder in deutscher Uebersetzung. — Uebrigens ist dieser Bromberger Brief der Königin schon vor Baillet's Veröffentlichung der Briefe der Königin an ihre Oberhofmeisterin in der „Deutschen Rundschau“ von Fröhlich-Graudenz in der „Altpreussischen Monatschrift“, Jahrgang 1897, S. 442, ff. herausgegeben und eingehend „erläutert“ worden, wobei der Verfasser es aber vorzugsweise auf Darlegung der Lebensschicksale des hier erwähnten General Rückel abgesehen hat.

Sie würden mir einen sehr großen Gefallen thun, wenn Sie in meinem Namen nach Holstein zum General Rüchel schicken würden, sich nach seinem Befinden erkundigen und ihn wissen lassen, daß ich an seiner Besserung unendlichen Anteil nehmen.

Ich küsse meine lieben Kinder und sage meinen Damen und allen, die sich meiner Kinder annehmen, viel Schönes. Ich hoffe, daß Karl's Durchfall keine Folgen haben wird. Mir geht es gut und seit die unglücklichen Nachrichten nicht auch tötend sind, ist wieder Ruhe in meiner Seele. Ich bin viel magerer und sehe häßlich aus, das ist eine Folge der Thränen der in Angst und Unruhe aller Art und verzehrendem Kummer verbrachten Nächte. Liebe Voss, wer uns das vor 6 Wochen gesagt hätte! und Sie, die Sie dem königlichen Hause so ergeben sind, was werden Sie leiden.

Die aus Mecklenburg gekommenen Briefe bringen nichts Neues. Friederike wird Ihnen Karls Brief mitteilen, ich wünschte sehr, daß der König nach Königsberg reisen könnte, dann wäre ich mit Ihnen allen zusammen, das würde ein großer Trost für mich sein. — Man hat allen Grund, zu hoffen, daß der Prinz Solms<sup>1)</sup> gerettet ist, einige Zeilen seiner Hand, die meine Schwester Ihnen zeigen wird, überzeugen uns davon.

Man hört nichts von Berlin. Bonaparte schleudert Beleidigungen und Schmähungen gegen mich. Seine Flügel-Adjutanten lagen mit ihren Stiefeln auf meinen Sophas in meinen Gobelin-Salons in Charlottenburg. Das Palais in Berlin wird respektirt, er wohnt im Schloß. Er gefällt sich in der Stadt Berlin, aber er hat gesagt, daß er keinen Sand will, er werde diese Sandgräben dem König lassen. Und man lebt und kann die Schmach nicht rächen!<sup>2)</sup>

Adieu, liebe Voto, lieben Sie mich und schreiben Sie mir alles, was Sie thun. Ich bin sehr mit der Truchseß zufrieden, wenn Sie ihre Tante sehen, sagen Sie es ihr mit vielen Empfehlungen.

Ihre Freundin Luise.

Der König empfiehlt sich Ihnen ebenso wie den Kindern und meiner Schwester“.

Doch wie tief sie auch im Innersten ihres Herzens, das damals also noch durch die Erkrankung zweier Kinder in der Ferne, von denen auch die zweite in ihrem obigen Briefe erwähnte, die Erkrankung des sechsjährigen Prinzen Karl mittlerweile den sehr bedrohlichen Charakter eines schweren Nervenfiebers annahm, in neue Angst und Sorge versetzt war,

<sup>1)</sup> Zweiter Gemahl Friederikens, der zweiten Schwester der Königin.

<sup>2)</sup> Die unterstrichene Stelle ist wieder bezeichnender Weise im Originaltext deutsch geschrieben.

alle diese beispiellos harten Schicksalsschläge treffen mochten, so äußerte sie sich dennoch, wie der Kammerherr von Schladeu, den der König gleich beim Ausbruch des Krieges aus München, wo er preußischer Gesandter war, ins Hauptquartier berufen hatte und der nun sein treuer Gefährte bis Memel blieb, berichtet, mit einer Größe der Seele, die letzterer über jedes Ereigniß erhaben fand: „nur feste Ausdauer im Widerstande könne uns retten!“ Verweigern müsse man die Bestätigung des Waffenstillstandes, den Napoleon nur unter der Bedingung zugestehen wollte, daß ihm nun auch noch das ganze linke Ufer der Weichsel bis zum Frieden überlassen werden sollte, ohne daß er seinerseits über die Rückgabe der ihm auf diese Art zu überliefernden Länder sich im geringsten verpflichten wollte.<sup>1)</sup> Aber da hieß es nun auch die Festung Graudenz, zumal sich auf dem gegenüberliegenden Ufer schon Mitte November französische Truppen zeigten, auf das Schleunigste verlassen, und so ging es denn noch an demselben Tage, an dem dies Letztere geschehen war, nach einem andern Zufluchtsort und dann immer wieder an einen neuen — Marienwerder, Osterode, Ortelsburg, wo sie eben aus tiefster Seelenpein jenes obige: „Wer nie sein Brot mit Thränen aß“ in ihr Tagebuch schrieb — unter den höchsten Drangsalen und Entbehrungen, bis sie schließlich von Wehlau aus, wo der König selbst noch einen Tag in Geschäften zurückblieb, am 9. Dezember um zwölf Uhr in den Schloßhof zu Königsberg einfuhr und hier wenigstens durch die eine freudige Nachricht überrascht wurde, daß ihr kleiner Karl sich unter Hufelands sorgfältiger Pflege bereits wieder auf dem Wege der Genesung befand. Um so betrübender aber war es für sie alle, daß jetzt die treue geliebte Mutter selbst, die schon bei ihrer Ankunft in Königsberg an Fieber und Kopfschmerzen gelitten, gleich am folgenden Tage von einem so heftigen Typhus ergriffen wurde, daß man um die Weihnachtszeit dieses fürchterlichen Jahres — es war die Nacht des 22. December, die Hufeland, der bei der Königin wachte, als die schrecklichste bezeichnet hat, da gleichzeitig ein so fürchterlicher Sturm wütete, daß er den Giebel des alten Schlosses, in dem die Kranke schon fast zu Tode erschöpft darniederlag, herabriß — bereits auf das Äußerste gefaßt sein mußte. Und dazu nun wieder die immer trauriger werdende politische Lage! Zwar hatten sich die preußischen Streitkräfte, die, noch etwa 40000 Mann stark, der General L'Estocq befehligte, im Verein mit den Truppen des Kaisers Alexander von Rußland dem unaufhaltjam nach dem Osten der Monarchie vordrängenden Franzosenkaiser entgegengeworfen, doch es war nur ein kurzer Sonnenblick gewesen, den die durch blasende Postillone nach Königsberg von dem vermeintlichen Sieg der Russen bei Bultusf gebrachte Nachricht über das Schmerzenslager der Königin ausbreitete: die Russen waren wieder zum Rückzuge gezwungen, und jene

<sup>1)</sup> Vergl. Adami a. a. D., S. 216.

Siegesbotschaft löste alsbald zu Beginn des neuen Jahres die Schreckens-  
kunde ab, daß Napoleon mit seinen wieder siegreichen Schaaren schon der  
alten Königsstadt ganz nahe sei, eine Kunde, der die Königin, trotzdem sie  
noch völlig an's Bett gefesselt war, sofort mit der entschlossenen und zugleich  
so Gott ergebener Erklärung begegnete: „Ich will lieber in die Hände  
Gottes, als dieser Menschen fallen!“ Ueberhaupt ist es tiefergreifend, zu  
hören, was die Gräfin Voß über jene Stunden, die die ganze Umgebung, vor  
allem den König ängstigten, dessen „Lebensmut schon derart herabgestimmt  
war, daß er es nur natürlich gefunden hätte, wenn ihn auch noch dieses Letzte  
und Neueste — der Verlust seiner Luise getroffen hätte“, in ihren Tage-  
büchern von der Gemütsverfassung ihrer angebeteten Königin berichtet;  
sie schreibt darüber am 28. Dezember 1806 (a. a. D. S. 266). „In dieser  
schweren Krankheit habe ich den Mut und die Gelassenheit meiner teuren  
Königin und ihre völlige Ergebung in den Willen Gottes erkannt. Ihr  
Leben ist ihr selbst nur von Wert um ihres Mannes und ihrer Kinder  
willen, und die vollständige Hingabe ihres Willens in den Ratschluß des  
Allerhöchsten giebt ihr diese große Geduld und diesen inneren Frieden.“

Und in dieser geduldigen Fassung da trieb sie es, auch ihren geliebten  
Vater und ihre teuren Geschwister daheim in der Ferne über ihr Schicksal  
zu beruhigen, und so ließ sie es sich nicht nehmen, noch im letzten Augen-  
blick vor ihrer Abfahrt nach Memel an den ersteren nach Strelitz eigen-  
händig zu schreiben:

„Königsberg, den 5. Januar 1807.

Ich bin zum Erstaunen wohl, mein bester Vater, und erhole mich  
schnell. Es ist heute der 26. Tag meiner Krankheit. 21 Tage dauerte  
das affreuse Fieber. Vor solcher Krankheit behüte Gott jedermann.  
Ich habe viel gelitten, denn alles sitzt in dieser Krankheit in den Nerven.  
Ein Nervenfieber ist fürchterlich und ich hab' es leicht gehabt. Soeben  
packe ich mich nach Memel. Mein Wagen ist ein Bett geworden,  
Hufeland folgt mir auf dem Fuße, und so hoffe ich mit Gottes Hülfe  
in vier Tagen hinzukommen. Ich liege zu Füßen der G.-M. (Groß-  
mama) dem D. E. (Dankel Ernst, jüngerer Bruder ihres Vaters) viel  
schönes. George drücke ich an mein Herz und danke ihm für seine  
teuren Briefe, Karl ebenfalls. Der Freundin B. (Frau von Berg)  
tausend Schönes. Adieu, bester Vater. Gott segne Sie und Ihr Land!  
Ich bin ewig Ihre treue  
Luise.“<sup>1)</sup>

Und so wurde denn die Königin, nachdem am 3. Januar bereits  
die Königlichen Kinder nach Memel vorausgeschickt waren, am 5. Januar  
1807 — wie ihr treuer Leibarzt diese Reise schildert — „bei der heftigsten  
Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturm und Schneegestöber in den Wagen

<sup>1)</sup> Horn a. a. D., S. 120. — Adami a. a. D., S. 225. — Braun No. 37.

getragen und 20 Meilen weit über die kurische Nehrung nach Memel transportiert.“<sup>1)</sup>

„Wir brachten, fährt Dr. Hufeland fort, drei Tage und drei Nächte, die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu. Die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee auf ihr Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung. So hat noch keine Königin die Not empfunden! — Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgnis, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Mut, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle. Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig; statt sich zu verschlimmern, besserte sie sich auf der bösen Reise. Wir erblickten endlich (am 8. Januar) Memel am jenseitigen Ufer, zum erstenmal brach die Sonne durch und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruhe- und Wendepunkt werden sollte. Wir nahmen es als ein gutes Omen.“

Und es war ein gutes Omen! Die Besserung hielt an, und trotzdem sie, noch kaum genesen, wieder von Herzenssorgen um ihren gleichfalls am Nerverfieber erkrankten Sohn Wilhelm und ihren nicht weniger in seiner Gesundheit schwer erschütterten Gemahl beunruhigt wurde und sich sofort auch wieder mit dem alten Opferte der Pflege ihrer Lieben widmete, so konnte sie dennoch zu Beginn des Frühlings, der aber hier im Norden noch den rauhen Winter nicht überwunden hatte, an ihren Bruder Georg mit neubelebter Hoffnung schreiben: „Ich bin ganz hergestellt, aber noch nicht völlig wohl — sehr empfindlich für alle Einwirkungen der Luft. Das Klima ist schrecklich. Eis und Schnee. — Kein Weilchen giebt es hier, doch es grünt noch in meinem Herzen und meine Zuversicht zu Gott stirbt nicht.“<sup>2)</sup> Dazu aber hatten auch die politischen Ereignisse der Zwischenzeit, die einen Umschwung zum Besseren in nahe Aussicht zu stellen schienen, das ihrige beigetragen. Denn daß die Schlacht bei Preussisch-Eylau, die am 7. und 8. Februar 1807 unter den blutigsten Verlusten auf beiden Seiten geschlagen war, für Napoleon, trotzdem er in seinen Manifesten den Sieg für sich in Anspruch nahm, keineswegs einen solchen bedeutete, das ließ schon die Thatsache auf das deutlichste erkennen, daß er danach nichts Eiligeres zu thun hatte, als an den König von Preußen, dessen Sturz den offensichtlichsten Zweck seines Feldzuges bildete, einen Brief wie den folgenden zu schreiben:

<sup>1)</sup> Eine Situation, die unser Landsmann, der Maler Heydeck, in seinem berühmten Gemälde festgehalten hat.

<sup>2)</sup> Den Schluß dieses am 5. April 1807 in Memel geschriebenen Briefes haben wir bereits vorher S. 30 als ein Dokument ihrer Tochterärzlichkeit gegen ihren Vater citirt. (Braun No. 33.)

„Mein Herr Bruder! Ich sende an Eure Majestät den General Bertrand, der mein ganzes Vertrauen besitzt. Er wird Ihnen Mitteilungen machen, welche Ihnen, hoffe ich, angenehm sind. Mögen Eure Majestät glauben, daß dieser Augenblick der schönste meines Lebens ist. Ich schmeichle mir, daß er die Epoche einer dauerhaften Freundschaft zwischen uns einleiten wird.“<sup>1)</sup> Indes, was ihm mit einem Haugwitz gelungen, das scheiterte an dem ehrenfesten Charakter Friedrich Wilhelms III., der sich auch auf die lockenden Versicherungen des nun am 16. Februar in Memel eintreffenden Abgesandten Napoleons „sein Kaiser setze geradezu einen Ruhm darein, den König in seine Staaten und in seine Rechte zurückzuführen; auch wolle er sich ohne Vermittelung eines andern, wer es auch sein möge, den Dank dafür verdienen,“ nicht dazu bewegen ließ, seinem Freunde, dem Kaiser Alexander von Rußland, worauf es Napoleon doch nur abgesehen hatte, die beschworene Freundestreue zu brechen, zumal auch die Königin, wie von ihr nicht anders zu erwarten stand, auf Bertrands Versuche, auch ihren Einfluß für den Abschluß des Friedens mit Napoleon in Anspruch zu nehmen, ihm nur die ebenso würdige wie bestimmte Antwort erteilte, „die Frauen hätten nicht über Krieg und Frieden mitzusprechen,“ ja sogar noch nach der Darstellung ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Boß<sup>2)</sup> den König selbst auf das Innigste bat, fest zu bleiben und nur jetzt nicht Frieden zu schließen. Und so hatten es beide denn auch mit doppelter Freude begrüßt, als Kaiser Alexander bald darauf am 1. April mit seinen Garden an der preußischen Grenze erschien, um die russischen Truppen, die unter Bennigsen mit den Preußen vereint bei Eylau gekämpft hatten, zu verstärken und im Angesichte dieser seiner Elitetruppen, die er dem Könige und seiner erlauchten Gemahlin, nachdem er ihnen einen mehrtägigen Besuch in Memel abgestattet, in Kydullen bei Georgenburg vorführte, ersterem unter herzlichster Umarmung die bewegten Worte zurief: „Nicht wahr, keiner von uns beiden fällt allein? Entweder beide zusammen oder keiner von beiden!“ — Worte, die so treu gemeint sie damals auch gewesen sein mögen, ihn später allerdings nicht abgehalten haben, sich in Tilsit Napoleons „Freundschaft“ gefallen zu lassen. Wie sehr aber diese Vorgänge, die für die Zukunft Preußens damals so viel Besseres erhoffen ließen, die Königin erfrischt und gehoben hatten, das beweist schon der Umstand allein, daß sie gleich darauf eine so beschwerliche Reise ohne nachtheiligen Schaden für ihre

<sup>1)</sup> Adami a. a. O., S. 226.

<sup>2)</sup> Vergl. die Aufzeichnungen derselben vom 20. Februar a. a. O., S. 284. Am 21. Februar fährt sie darin fort: „Gottlob, daß unser König allen Vorschlägen Napoleons, die nur das völlige Verderben des Landes herbeiführen würden, mit einer Standhaftigkeit widersteht, die um so schöner und bewunderungswürdiger ist, da Alles zum Unglück ausfällt und unser Mißgeschick kein Ende zu nehmen scheint.“

noch zarte Gesundheit überstehen konnte, wie sie sie am 10. April 1807 direct von Rydullen bei schlechtestem Wetter und grundlosen Wegen nach Königsberg unternahm, um ihrem teuren Gemahl dem Könige, der den Kaiser Alexander mit seinen Truppen ins Hauptquartier nach Bartenstein begleitete, näher zu sein. Sie schreibt darüber an die Gräfin Voss am 17. April 1807 aus Königsberg folgendermaßen:

„Liebe Voto! Ich bin hier, weil Gott es gewollt hat, denn eigentlich hätte ich auf dem Wege umkommen müssen. Ich habe den reizenden Aufenthalt in Rydullen teuer bezahlen müssen, indem ich die entsetzlichste Reise, die ich je in meinem Leben gemacht habe, hinter mir habe, auf Wegen, von denen ich mir wirklich bis jetzt hätte keine Vorstellung machen können, die ich unglücklicherweise passieren mußte. Mit Lebensgefahr bin ich durch ausgetretene Flüsse gegangen und mein Wagen ist mitten auf der Landstraße im Schmutze stecken geblieben, wo zwei Pferde im Schmutz verschwunden sind. Nur durch große Anstrengung hat man Menschen und Vieh aus dem Abgrund von Schlamm herausgezogen. Mehr tot wie lebendig kam ich vor drei Tagen hier an, elend vom Wege, von den Strapazen der Reise im offenen Wagen und von der kalten Luft (ich mußte ihn von Rydullen nehmen, denn mein großer Wagen war zerbrochen), vom schlechten Wetter, vom Regen und Wind, der mir ins Gesicht wehte, und mußte erst einige Tage der Ruhe pflegen, um mich ein wenig zu erholen, aber ach, meine Kräfte sind noch nicht so wie sie vorher gewesen sind, ich segne Gott, daß alles ohne Rückfall in die Krankheit vorbei gegangen ist. Ich habe sofort an den König geschrieben, um ihm zu sagen, daß ich darauf rechne so lange hier zu bleiben, bis ich imstande bin, den Weg nach Memel ohne Lebensgefahr machen zu können, ich erwarte stündlich seine ferneren Befehle. Die schlechten Wege, die ausgetretenen Flüsse und Ströme haben die Kaiserliche und Königliche Majestät verhindert von Rydullen fortzufahren, sie wollten am 12. abreisen, keine Möglichkeit, der 14. war der letzte Termin. Gott weiß, ob sie abgereist sind, ich glaube es nicht, denn ich habe noch bis heute, d. i. am 17., keine Nachricht von Schippenbeil, wo sie bleiben wollten.

Meine Schwester<sup>1)</sup> ist Gott sei Dank sehr wohl und hat ein prächtiges Kind, ich, mit nahendem Schnupfen, bin sonst auch wohl. Ich kann nichts über mein Kommen sagen, es hängt von guten Wegen, meinen Kräften und dem König ab. Küßen Sie meine lieben Kinder herzlich von mir. Ich danke Gott, daß Fritz besser ist und daß es Wilhelm gut geht. Meiner Schwägerin<sup>2)</sup> und Cousine tausend Zärtlich-

<sup>1)</sup> Die Prinzessin Friederike von Solms.

<sup>2)</sup> Prinzess Marianne (Wilhelm) und Prinzess Radziwill.

teiten, ich bitte Sie, ihr meinen Brief mitzuteilen. Die preussischen und russischen Offiziere haben sich eine Cour erbeten und haben sie gehabt. Die Damen, die mich zu sehen wünschen, kommen nach und nach abends zum Thee.

Die befriedigenden Nachrichten von den Schweden<sup>1)</sup> haben Ihnen wie uns allen große Freude gemacht. Zwei dieser Nation sind von ihrem Herrn zum König geschickt, welche darauf brannten seine Befehle zu erwarten, wo sie ihn fänden. Man sagt, daß er einmal in seinem Leben verständig ist, und daß er soviel er nur kann helfen will. Wenig hilft wenig, aber es ist doch besser als der Schaden.

Hier sind die Briefe, die ich für Sie aus Copenhagen bekommen habe. Zürnen Sie mir nicht, liebe Voto, daß ich zwei Siegel erbrochen habe, aber da ich davon überzeugt war, Briefe für die Moltke<sup>2)</sup> darin zu finden, so beging ich diese Ungebührlichkeit. Ich schwöre Ihnen, daß ich nichts gelesen habe und sie sofort wieder verpackt, sobald ich die Briefe für die Moltke gefunden hatte. Verzeihen Sie mir, liebe Voto, aber Sie wissen selbst, daß jeder glücklich ist, wenn er die Hoffnung hat, die Schriftzüge dessen zu sehen, der uns teuer ist. Noch einmal, verzeihen Sie mir und behalten Sie immer lieb  
Ihre Freundin Luise.

Meine Grüße den Damen, ich bin mit den beiden sehr zufrieden und Köckritz und Delbrück. Friederike küßt sie, sie ist wohl!

In einem freudigeren Tone war schon wieder das nächste Schreiben gehalten, in dem die Königin ihrer guten Gräfin ihren Dank dafür abstattete, daß sie in der Zeit ihrer Abwesenheit von Memel ihren Kindern am 4. Mai die Freude einer Landpartie nach Krottingen bereitet hatte; ihre herzlichen Worte gehen dabei zugleich wieder in einen muntern Bericht über ihre eigenen Erlebnisse in Königsberg über, der, soweit er nicht ganz private Verhältnisse intimerer Natur betrifft, sondern neue Schlaglichter auf die politische Lage selber wirft, mit jenen hier gleichfalls zur Mittheilung kommen soll. Die Königin schreibt also unter dem 8. Mai 1807 von Königsberg nach Memel Folgendes:

„Nein, meine liebe Voto, keiner schreibt besser wie Sie. Welch' reizenden Brief, Welch' entzückende Beschreibung, Welch' charmanten Humor, Welch' scharfsinnige Bemerkungen und vor allem welche Güte, meinen lieben

<sup>1)</sup> Vergl. Gräfin Voß a. a. D., 18. April, S. 296: „Briefe der Hofdamen aus Königsberg sagen, die geliebte Königin sei wohl, sie wohnt bei der Prinzess Solms, die Andern im Schloß; Alle sind glücklich über die Erfolge der Schweden; man atmet auf, einmal wieder etwas Glückliches zu hören. — Die tapferen Schweden marschieren jetzt auf Stettin. Zwei englische Kriegsschiffe sind vor Danzig angekommen. Nüchel hat Schiffe in Pilsan armiren lassen, um sie auf der Nehrung hinzuschicken, und Alles ist geglückt. Krüdener sagte mir, Hardenberg sei erster Minister geworden, was mich sehr freut“.

<sup>2)</sup> Gräfin Moltke, Hofdame der Königin.

Kindern ein Vergnügen zu bereiten, das man in ihrem Alter so gern genießt, und das dazu angethan ist, den Wetteifer in ihren kleinen Studien zu erwecken. Sagen Sie ihnen das von mir mit 1000, 1000 zärtlichen Küffen. . . . Ich bin im Himmel, daß keine Reise Sie anstrengt, das beweist mir Ihre Kraft und alles, was mich ein langes Leben für Sie hoffen läßt, entzückt mich. Meine Gesundheit ist gut, das Wetter ist sehr schön gewesen, ein starkes Gewitter, das um 3 Uhr anfang und um 5 zu Ende war, hat die Luft gereinigt, und darauf regnete es.

Der Kaiser von Rußland hat den guten, ehrenhaften Goerke (namhafter Chirurg) zum Ritter des heiligen Annenordens 2. Klasse gemacht. Die Freude, die ich darüber empfinde, ist ohne Grenzen, er verdient ihn so sehr, der Heilige, den wir verehren, hat seine Sache gut gemacht. . . .

Ich habe an den König geschrieben und ihn wegen der Trauer gefragt für die Kaiserin von Oesterreich.<sup>1)</sup> Wenn er mir geantwortet hat, werde ich Ihnen schreiben und Sie werden den Brief weiter geben, so daß wir am selben Tage in Königsberg und Memel Trauer anlegen. Ich glaube, daß es das Beste ist, es hier durch die Komtesse Moltke als meine erste Ehrendame dem Adel ankündigen zu lassen, da meine Großmeisterin nicht hier ist. Was meinen Sie?

Adieu, meine liebe Voto, küssen Sie meine lieben Kinder, die großen und kleinen, und behalten Sie immer lieb Ihre Freundin

L u i s e.

Ich werde für Muffin Puschkin bei der ersten Gelegenheit sorgen, oder ich schreibe an den Kaiser. Schrötter und Zastrow sind Hardenberg<sup>2)</sup> gegenüber in schöner Laune. Nur Schladen<sup>3)</sup> teilt das Glück, oder vielmehr nimmt aufrichtig teil an dem Guten, das Hardenberg uns bringen wird.

In dieser gehobenen Stimmung, die durch den Umgang mit so würdigen Männern, wie dem damaligen Prediger an der Neuroßgärtner Kirche, dem nachherigen evangelischen Bischof Borowsky, dessen Kirche die Königin mit innerer Erbauung gerne besuchte, und dem schon früher erwähnten, noch so geistesfrischen, wenn auch schon greisen Kriegsrat Scheffner, dessen lehreiche Bekanntschaft sie in dem Hause ihrer Schwester Friederike von Solms gemacht hatte, erheblich verstärkt wurde, fühlte sich denn auch die zärtliche Tochter, sobald sie dazu nur eine sichere Gelegen-

<sup>1)</sup> Die am 13. April † Kaiserin Maria Theresia, 2. Gemahlin Kaiser Franz II.

<sup>2)</sup> Nach jenen verunglückten Friedensverhandlungen, die der Niederlage von Jena und Auerstädt gefolgt waren, hatte der König in Graudenz gegen Ende November 1806 den Minister Haugwitz entlassen und nun nach Erneuerung seines Bündnisses mit Kaiser Alexander durch Kabinettsordre vom 26. April Hardenberg mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraut, wodurch die bisherigen Minister Schrötter und Zastrow sich gekränkt fühlten. (Vergl. Ranke-Hardenberg, Bd. III., S. 387, ff.)

<sup>3)</sup> Es ist der schon früher erwähnte Münchener Gesandte, Verfasser von „Preußen in den Jahren 1806 u. 7“.

heit gefunden hatte, veranlaßt, ihrem treuen Vater wieder eingehendere Nachricht über ihre neue, anscheinend so verbesserte Lage zukommen zu lassen, und es war die Abreise des ihr so werthen Generals Blücher<sup>1)</sup>, der mittlerweile in Königsberg eine Truppendivision ausgerüstet hatte, an deren Spitze er in Verbindung mit den Schweden den Krieg in Pommern führen sollte, und der ihr an ihrem abendlichen Theetische ein gern gesehener Stammgast gewesen war, die sie dazu nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte. Es ist dies das erste Schreiben, mit dem sich uns nun die Reihe jener großen, der Bewunderung aller Zeiten gewissen Briefe aus ihrer eigentlichen Märtyrer-Periode eröffnet:

„Königsberg, den 15. Mai 1807.

Bestter Vater! Die Abreise des Generals Blücher giebt mir gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wieviel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag mit einem neuen Unglück begleitet, davon Details nicht möglich sind, weil gottlob mein Gedächtnis nicht hinreicht, um sie aufzuzeichnen, und es ein wahres Unglück wäre, wenn die Erschütterungen anhaltend fortwirken könnten. Die gewonnene Schlacht bei Pultusk war das erste glückliche Ereignis nach drei Monaten schrecklicher Leiden; die viel entscheidendere bei Preußisch-Eylau das zweite Glück und die Ankunft unseres wahren Freundes, des Kaisers von Rußland, die dritte glückliche Epoque. Nun hab' ich wieder Mut, mit der Zunahme meiner physischen Kräfte nehmen auch meine Seelenkräfte und Hoffnungen zu. Die Schlacht bei Eylau war sehr wichtig in ihren Folgen. Freilich hat man nicht allen Vorteil davon gezogen, den man hätte ziehen können, allein die Franzosen sind auf eine unerhörte Weise geschwächt, sie verloren wenigstens 30-Tausend Mann, und die Unbeweglichkeit, die bei ihnen ist seit drei Monaten, ist wohl der sicherste Beweis, daß sie so geschwächt sind, daß sie nicht an neue Eroberungen denken können. Einer ihrer déserteurs, der noch von mehreren begleitet war, sagte mir, daß die bataille von Eylau ihnen vierzigtausend

<sup>1)</sup> Blücher hatte sich zwar auch mit seiner Schaar, die er aus der Schlacht bei Jena und Auerstädt gerettet hatte, bei Lübeck den Franzosen ergeben müssen, aber seine Kapitulation ward für ihn zum persönlichen Siege. Seinen Truppen war gestattet worden, mit fliegenden Feldzeichen und allen Kriegsehren vor der französischen Armee vorüberzuziehen; die Offiziere behielten ihre Waffen, und Blücher selbst durfte unter die Kapitulation schreiben: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition mehr habe.“ Dann war er gegen den französischen General Victor ausgewechselt worden und hatte sich zum König nach Bartenstein begeben, um sich ihm zur Verfügung zu stellen. Der König in tiefster Nahrung schloß seinen Bayard in die Arme und verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden. Er wußte, was er ihm that, was er in ihm wiedergewonnen hatte: „Blücher bedeutete ihm eine Armee.“ (Horn a. a. D., S. 124).

Tote und Blessierte gekostet hätte und daß sie schlechterdings nichts zu leben hätten und mit dem größten Elend aller Art zu kämpfen hätten. So viel ist sicher, daß sie den Russen und den Preußen 18-Tausend Tote und Blessierte gekostet hat und daß Königsberg fürchterlich ist wegen der leidenden Menschen, die überall nicht gehen, sondern kriechen. Doch die gute Jahreszeit, der Patriotismus, der sich mit der erwachenden Natur in jedes Preußen Brust wieder einfindet, die Aktivität, die man bei uns wahrnimmt, die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern, alle die reservebataillons, die erst seit Monaten organisiert sind und jetzt teils vorgehen, teils schon gut gefochten haben, alles dieses belebt mit neuen Hoffnungen. Mehr als alles dieses, die herrliche, ja wirklich göttliche Freundschaft des Kaisers und Königs, der feste Gang in der Politik, die Wiedereinsetzung Hardenbergs, wird uns Freunde, Vertrauen und hohe Achtung verschaffen.<sup>1)</sup>

Ja, bester Vater, ich bin überzeugt, es wird noch alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal wieder glücklich sehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich unbegreiflich (vortrefflich), die Soldaten haben unbegreifliche Lasten zu tragen, aber die Einwohner geben ihnen Wein und Fleisch, um sie zu stärken. Sie wollen von keiner Uebergabe reden hören, lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an ihrem König handeln. Ebenso benimmt sich Graudenz und Colberg. Gottlob, daß man einmal wieder auf ehrliche, ihrer Pflicht getreue Menschen stößt. Gott! was haben wir für entsetzliche Erfahrungen gemacht, was für Menschen haben wir kennen lernen. Solange wir an den Folgen einer unglücklichen Schlacht litten, so war ich gefaßt; man hat schon mehr ähnliche Fälle gesehen, und mit der Zeit konnte man hoffen, es wieder gut zu machen; als aber die Infamie der Menschen mit ins Spiel kam, da war ich — ich gesteh es — trostlos. Denn von nun an hörte alle Berechnung auf. Die festen Plätze gingen durch Feigheit und

<sup>1)</sup> Wie hoch die Königin diesen Staatsmann schätzte, und welche Erwartungen sie an seinen Eintritt in die Geschäfte knüpfte, das geht am deutlichsten aus dem folgenden Schreiben hervor, das sie gelegentlich seiner Berufung als erster Ratgeber des Königs an Hardenberg selbst unter dem 19. Mai 1807 gerichtet hat: „Sie mögen überzeugt sein, mein lieber Baron, daß ich glücklich und ruhig bin, Sie an der Spitze der Geschäfte zu wissen. Niemals hätte der König eine bessere Wahl treffen können. Ich sehe Ihren Wiedereintritt in's Ministerium als den Beginn einer neuen Zeit für die Monarchie an.“

Das Vertrauen, das wir in den fremden Kabinets verloren hatten, wieder zu gewinnen, wird eine der glücklichen Folgen, die uns aus diesem Wechsel erwachsen, sein, und ich setze Gott alle Tage dafür, daß er die Dinge bis hierher geführt hat.“ („Die Königin hatte also“, wie Hardenberg in seinen Memoiren, — Ranke, Memoiren Hardenbergs II., S. 395 — selbst schreibt, „ohne mein Wissen auf die Entschlüsse des Königs gewirkt“.)

Verrat über, die uns Schutz und dem Unglück Grenzen setzen sollten. Der Kommandant hatte dem König in die Hand versprochen, Cüstrin als ehrlicher Mann und Soldat zu defendieren, und acht Tage darauf war es durch Verrath dieses . . . . in den Händen des Feindes. — Doch genug von den vergangenen Gräueln, wenden wir unsern Blick zu Gott, zu ihm, der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen.“

Jedoch schon in dem Nachtrage zu diesem Briefe, den sie am 17. Mai, also zwei Tage später noch unmittelbar vor der Abreise des Generals Blücher machen konnte, da war wiederum ein neuer Schatten über ihre Seele gekommen, denn von Memel war am 16. Mai ganz unerwartet nach den letzten Briefen von dort die Nachricht eingetroffen, daß ihr vor Kurzem erst genesenes Töchterchen die vierjährige Prinzessin Alexandrine von neuem nicht unbedenklich erkrankt sei, daher denn der folgende schwermütige Ausbruch der sonst so gefassten Königin:

„Den 17. Mai.

Ich wollte viel, recht viel schreiben, bester Vater, allein es ist nicht möglich. Ich bekam gestern die Nachricht, daß Alexandrine die Masern bekäme, heute schreibt mir Hufeland, daß die Masern wieder hereingegangen sind und daß das Gift der Krankheit auf die Lungen gefallen ist. Beklemmungen, Seitenstiche, starkes Fieber, ein anhaltender trockener, starker Husten machen Hufeland sehr besorgt. Ich erhielt den Brief in dem Augenblick, als ich zur Taufe des kleinen Alexander von Friederike in eine Gesellschaft von 50 Personen hinaus gehen sollte. Das Uebermaß der Kräfte, die ich anwandte um contenance zu halten, die tiefe Trauer und Angst meines Herzens, haben mich so angegriffen, daß ich nicht mehr imstande bin zu schreiben.

G. Blücher geht morgen früh mit Tagesanbruch weg, und ich kann nicht mehr heute. — Der König ist mit dem Kaiser bei der Armee, er geht in ein paar Tagen auf einige Wochen (14 Tage) nach Memel, dann zurück zur Armee und bleibt bei der Armee so lange mit dem K. Alexander, als dieser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, auf unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück gegründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer. Nur durch Beharrlichkeit kann man siegen, davon ist nun alles überzeugt. Hardenberg à la tête des affaires, Zastrow n'est plus des affaires parce que sa vanité était blessée d'être le second. J'espère, qu'on le chassera, car il y a 10 raisons pour une pour le désirer. (Hardenberg ist an der Spitze der Geschäfte, Zastrow nicht mehr, weil seine Eitelkeit verletzt war, der zweite zu sein. Ich hoffe, man wird ihn entfernen, denn es sind zehn Gründe für einen vorhanden, um es zu wünschen.) Ich küsse Großmama die Hände, zärtlich küß' ich meine Brüder und Oncle Ernst. Karls Wünsche hab' ich dem König an's Herz gelegt. Ich war

recht glücklich bei und mit Friederike. Wie ich hierher kam, wird sie Ihnen schreiben. Ich kann nicht mehr, George und Karl müssen mir es nicht übelnehmen, daß ich nicht schreibe, aber die Ursache, die Ursache —

Wie tief hat mich Ihr Andenken an den 10. März gerührt. Ich küsse Ihnen die Hände für Ihre Gnade, und ich küsse Großmama und die Brüder für ihre Güte.

Meine Augen, mein Kopf reichen nicht mehr zu. Auf ewig Ihr treues Kind und ich darf sagen Ihre Freundin

L u i s e.

Gottes Segen über den besten Vater!"

Doch der Kelch der Angst um das Leben eines geliebten Kindes sollte auch diesmal an der Königin bald wieder vorübergeh'n, denn schon am 19. Mai konnte sie dankerfüllten Herzens ob der mittlerweile eingetretenen Meldung zum Besseren an die Gräfin Voß schreiben:

„Königsberg, d. 19. Mai 1807.

Meine liebe Voto! Ich habe entsetzliche Stunden durchlebt, ich wollte abreißen, zu meinem Kinde fliegen, aber die guten Nachrichten vom 17. und der Wille des Königs hielten mich hier zurück. Denken Sie, liebe Gräfin, daß ich Ihren Brief und den von Hufeland mit den sehr schlechten Nachrichten in dem Augenblick erhielt, wo ich zur Taufe des Kindes meiner Schwester in eine Gesellschaft von mindestens 50 Personen gehen sollte. Die Anstrengungen, die ich machte, um an mich zu halten und nicht zu weinen, der heilige Akt, die Uebereinstimmung der Namen „Alexander“, welchen dieses reizende Kind trägt, der Gedanke, daß sie nicht mehr lebend sein könnte, daß vielleicht in diesem Augenblick, wo ich dieses Kind so zu sagen in die Welt setze, ich mein geliebtes Kind verlieren könnte, alles dies nahm mich so mit, daß ich nachher ganz leidend war. Gott sei gedankt, daß Ihre treue Sorgfalt und die Hufelands, des Guten, mir die Ruhe und Hoffnung zurückgegeben hat, ich segne Gott dafür. Ich erwarte mit Ungeduld die heutigen Nachrichten. Ich bitte Sie, Herrn Hufeland meinen aufrichtigsten Dank für seine Mühen und seine Berichte zu sagen, die mir, da ich fern sein muß, ein großer Trost sind.

Das Wetter ist gestern und vorgestern hier sehr schön gewesen, aber ein Regen, ein Platzregen hat die Luft erfrischt und solcher Art die Promenaden aufgeweicht, daß alle Vorteile, die die schöne Jahreszeit mit sich bringt, verschwunden sind. Ich werde bald nach Memel kommen. Ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen und meine lieben Kinder, die ich alle zärtlich küsse. Sagen Sie Fritz, daß der König mir geschrieben hat, daß augenblicklich keine Russen in Pillau sind, aber, aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

Adieu, ich liebe Sie von ganzem Herzen.

L u i s e.

Ich küsse meine liebe Alexandrine und bin sehr entzückt zu hören, daß sie so verständig und so gehorsam ist. Sagen Sie ihr, ich werde ihr etwas mitbringen, wenn ich zurückkomme.

Meine Grüße Mariannen und der Cousine. Friederike läßt Ihnen sagen, daß sie Sie lieb hat, trotzdem Sie sie vernachlässigen. Die Briefe der Voto sind Feste für uns, werden alle gelesen und drei mal."

Und da nun die Nachrichten aus Memel von Tage zu Tage noch immer besser wurden, so erfahren wir denn aus dem nächsten Briefe, den die Königin am 26. Mai aus Königsberg an die Gräfin Boß richtet, daß sie sich auch wieder an der harmlosen Geselligkeit beteiligte, mit welcher der treue Kreis ihrer dortigen Freunde und Verehrer sie zu erfrischen bemüht war. Dies Schreiben — das letzte, das noch frei von jedem neuen politischen Mißton ist — lautet also:

„Königsberg, d. 26. Mai 1807.

Meine liebe Freundin! Wie soll ich Ihnen genug für Ihre beständige Güte danken, mit der Sie mir so genaue Nachrichten von meiner lieben Alexandrine geben? Gott sei Dank, daß ich täglich bessere empfangen. Ich küsse Sie tausendmal in Gedanken für Ihre Güte. Ich werde Montag oder Dienstag<sup>1)</sup> bei Ihnen sein. Der König ist vorgestern des Morgens hier angekommen, ist gestern Mittag wieder nach Pillau abgereist, bleibt heute dort, kommt morgen wieder, und wird bis Sonnabend in Königsberg bleiben. Dann geht er nach Tilsit, und ich mache mich auf den Weg nach Memel.

Wilson<sup>2)</sup> ist hier in rosenroter Laune, spricht viel von Ihrer Güte und Ihren liebenswürdigen Eigenschaften und scheint Ihnen wirklich sehr ergeben. Wir haben zweimal den Thee in einem sehr hübschen Garten getrunken und den Abend mit einer Wasserpartie beschlossen. Gestern waren die drei großen Persönlichkeiten von Rußland, Nowossilzow, Strogonow und Czartoriski<sup>3)</sup> mit uns, ebenso der prächtige Hardenberg, der Graf Dohna mit seiner Frau<sup>4)</sup>, und den Tag beschloß ein Abend=

<sup>1)</sup> Den 1. und 2. Juni. Thatsächlich kam die Königin erst am 10. Juni wieder in Memel an. (Baillet).

<sup>2)</sup> Oberst Wilson ist einer von den drei in den Memoiren der Gräfin Boß öfter genannten Engländern, die den königlichen Hof schon von Königsberg nach Memel begleitet hatten und mittlerweile auch wieder dorthin zurückgekehrt waren; außer dem Genannten Lord Gower und der Gesandte Mr. Jackson.

<sup>3)</sup> Die drei Ratgeber und Günstlinge Kaiser Alexanders, der sogenannte Wohlfahrts-Ausschuß. (Baillet.)

<sup>4)</sup> Gräfin Dohna von Finckenstein hatte in Königsberg der Königin ganz besondere Zuneigung gewonnen, „sie pflegte die Gräfin, deren vier Söhne für das Vaterland fochten, die spartanische Mutter zu nennen, denn die opferfreudige Liebe zum Vaterlande gehe ihr selbst über das Leben ihrer Kinder“. (Adami a. a. D. S. 234.)

essen in Eile arrangiert und in besagtem Garten eingenommen. Man war sehr lustig und es war alles sehr anständig. Engländer waren auch da und noch viele Russen, alle sehr liebenswürdig. Heute fahren wir in englischen Boten mit der gestrigen Gesellschaft nach Holstein<sup>1)</sup> und trinken dort Thee. Friederike küßt Sie und ich meine lieben Kinder von ganzem Herzen.

Leben Sie wohl, meine liebe Boto, für's ganze Leben Ihre Freundin  
Luise."

Aber, wie vorher gesagt, es war dies der letzte Brief, der sich noch einmal von nur harmonischen Akkorden durchklungen zeigt; schon am folgenden Tage hatte die politische Lage mit dem Falle Danzigs, des so wacker verteidigten, für sie wieder ein ganz verwandeltes Aussehen angenommen, und wie sehr sie sich dagegen sträubt, es sind doch schon bange Ahnungen noch schwererer Schläge, mit denen die Königin bei der lässigen Kriegsführung des russischen Oberbefehlshabers in ihren nächsten Herzensergießungen an den treuen, verständnisinnigen Bruder Georg zu kämpfen hat. An ihn schreibt sie sogleich nach dem Eintreffen dieser so unerwarteten, schlimmen Nachricht folgenden tiefbewegten Brief:

„Königsberg, den 28. Mai 1807.

Bester George! Es läßt sich wahrhaftig nicht beschreiben, was ich bei dem Durchlesen Deiner Briefe empfand. Tausend Thränen stoffen Deiner zärtlichen Anhänglichkeit, Deiner Treue gegen mich und uns, und den tausend Beweisen der Liebe, die man für mich hat. Mein Herz rief unaufhörlich bei jeder Stelle der Art: „o, wie süß, so geliebt zu werden“, wie die unglückliche Marie fühlt ich: „ich werde viel geliebt.“<sup>2)</sup> — Ich hoffe, alles endet glücklich; allein, bester George, es giebt einzelne Momente, Ereignisse, Fälle, wo der Mut sinkt und Trauer die Seele bemeistert und so ist der jetzige. Danzig! Danzig! ist dahin, seit gestern in französischen Händen!<sup>3)</sup> in diesen verhassten, über alles gräßlichen Händen. Meine schöne Hoffnung, vor 14 Tagen dem besten Vater so fröhlich mitgeteilt, dahin, auf das schrecklichste, dahin! Nein, es ist entsetzlich! Der Platz war zu retten, wenn Bennigsen eine kleine Diversion gemacht hätte, um die Aufmerksamkeit der Belagerer zu teilen. Sein Sieg

<sup>1)</sup> Ueber Holstein vergl. den gleich folgenden Brief an ihren Bruder Georg.

<sup>2)</sup> Schillers Maria Stuart V., 6: „Ich bin viel — gehasset worden, doch auch viel geliebt!“

<sup>3)</sup> Vergl. Memoiren der Gräfin Boß vom 30. Mai: „Stalkreuth hat capituliert am 24., die Truppen sind mit Waffen und Gepäck abgezogen, die Einwohner sollen frei von Contributionen bleiben; aber die Versprechungen dieses Feindes sind falsch, er hält keinen Vertrag.“ Und vom 4. Juni: „Der König ist noch in Königsberg; er will dort die Danziger Truppen abwarten, um sie noch zu sehen und ihnen zu danken.“ Der König ernannte alsdann den General von Stalkreuth, den heldenmütigen Verteidiger Danzigs, zum Feldmarschall. —

wäre ihm gewiß gewesen, da die Hauptarmee des Napoleon außerordentlich geschwächt war und also der Feind leichter als je zu schlagen gewesen wäre. Bennigsen hatte 67tausend Mann wirklich zusammengezogen den 14. Mai, hat zwei Tage bivouakirt, Kaiser und König dabei, in der Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und wie sie nun glaubten, es ginge los, so wurde Marsch, zwar Marsch kommandiert, aber nicht etwa zum attackieren, sondern zum retirieren, d. h. von Heilsberg, wo diese Armee hingeeilt war, nach Bartenstein zurück, wo das russische Haupt-Quartier ist. Alle Menschen, wie Du denken kannst, waren über solche équipés außer sich, von den Bekrönten bis zum Fuhr-Knecht herab. Die Apathie, wie ich es noch nennen will, des Bennigsen läßt sich nicht beschreiben, und alle meine Hoffnungen auf ein recht glorreiches Ende müssen schwinden, wenn nicht hier große Veränderungen vorgenommen werden, oder wenn nicht das Glück unbegreifliche Dinge hervorbringt, Resultate herzaubert, welche stärker, mächtiger wirken, als die Dummen begreifen und vollbringen können. Bennigsen spricht wieder von einer entscheidenden Affaire, die er zwischen heute und übermorgen liefern will, ich glaube aber nicht mehr daran, glaube aber stark, daß übler Wille die Oberhand bei ihm hat. Er hat zwei Schlachten gewonnen, die bewirkten ihm alle Orden des russischen Reiches und außer seiner unerhörten Gouverneur-Pension noch eine neue von 12 Tausend Rubel. Das ist genug für den Menschen, der so heißt, weil er auf zwei Beinen geht, deshalb aber noch kein Mensch ist; denn derjenige, der nicht von dem großen Gedanken durchdrungen ist: „Ich fürchte für die Menschheit überhaupt, für die Freiheit der Welt (wo Preußen nur ein Teil davon ist), für das Glück, die Unabhängigkeit der künftigen Generationen“, wer nicht von dieser Wahrheit zu dem edelsten Enthusiasmus hingerrissen wird, richtet nichts aus — O, edler Enthusiasmus wo bist Du geblieben, wo sind die Feldherrn hin, die sich im 7 jährigen Kriege unsterblich machten! — Ich bin außer mir, ich gesteh es, und vielleicht seh' ich zu schwarz. Gott wolle es. Aber denke, fühle, begreife. Danzig hat entsetzlich Menschen gekostet! Danzigs Bürger haben sich als brave Patrioten, alle als Menschen bewiesen, die Truppen Wunder von Tapferkeit und Ausdauer aller Art bewiesen. 51 Tage und Nächte unterm Gewehr, ehrenvolle Ausfälle außerdem gethan und alle diese Anstrengung um nichts, belohnt durch Capitulation! Doch gerecht muß ich sein auch mitten in meinem Schmerz, die Capitulation ist die ehrenvollste, die man sich denken kann, mit Sing und Sang, mit armes und bagages freier Abzug! Kalkreuth hat alle Ehre davon. Er hatte kein Pulver mehr, und da hört alles auf. Und nur so konnt' sich dies fürchterliche Trauerspiel enden. —

Nun zurück zu einem etwas heiteren Gegenstand. Deine Ahnung, daß Friederike körperlich vereint mit mir sein würde, wenn ich deinen

Brief erhalten könnte, ist richtig eingetroffen. Von dem 12. April bis jetzt sind wir vereint durch den glücklichsten Zufall der Welt. Der russische Kaiser kam den 2. nach Memel, wünscht' dem König und mir die Garde zu präsentieren, wir gingen den 4. nach Kydullen ab, kamen den 5. an, bewunderten den 6., 7. die Garden, am 8. und 9. ruhte ich mich aus, den 13. reiste ich, mit Wind und Wetter und Schmutz ringend, ab, kam den 12. hier an, wohnte bei F., schlief mit ihr in einem Zimmer, war alle momente mit und bei ihr, lebte wirklich so glücklich und froh, wie man es im jetzigen Augenblicke sein kann, mit ihr und durch sie. Oft sagt ich ihr zwar, ach! Gott, Friederike, ich sehe diese glückliche Zeit nicht als Belohnung vergangener unglücklicher Zeiten an, sondern als eine Quelle der Stärkung zu neuen Unglücksfällen. Und wie wahr hab ich gesagt! Der Anfang ist nun wieder gemacht, und nun folgt gewiß noch vieles. Glaube deshalb nicht daß mein Geist auf der Erde liegt, so gebeugt, daß ich den Kopf nicht mehr heben kann. Bewahre Gott, Mut, der Mut verläßt mich nicht. — Daß aber eine Seele, ein Gemüt, wie das meine, alles tief und lebhaft empfindet, ist natürlich, es ist keine nuance, die ich nicht zergliedert empfinde bis auf die letzte; aber wenn einmal alles durchgegangen, so finde ich mich auch wieder. —

Heute morgen las ich deinen Brief unter Gottes freiem Himmel. Der König war in Pillau, um die retranchements auf der Mehrung zu sehen und die da liegenden Schwedischen und Englischen Kriegs-Schiffe, die Blücher und sein Corps mitgenommen haben und noch mitnehmen. Ich war ihm mit F. (Friederike) eine Meile weit entgegengefahren, nach Holstein, ein göttliches Landhaus, was an dem Pregel liegt und eine herrliche Aussicht hat. Dorten setzten wir uns in eine Laube und lasen deinen Brief, mit welchen Empfindungen läßt sich nicht beschreiben. Alle die so interessanten Beilagen verfehlten ihren Zweck nicht. Der Bethmann ihr Brief und deliciouses Schnupstuch, Jfflands<sup>1)</sup> Aeußerungen, alles dieses — die Verse nicht vergessend, hat mir unaussprechlich viel Genuß

<sup>1)</sup> Jffland, Director des königlichen Theaters in Berlin, war für seine Absicht einer Bühnenfeier des Geburtstages der Königin von dem französischen Gouvernement mit Gefängniß bedroht, was ihn aber keineswegs davon abhielt, das nächste Mal wenigstens eine „verblümete Feier“ zu veranstalten: er erschien nämlich am 10. März 1808 abends zur Vorstellung mit einer frischen Rose an der Brust, was auf sein Geheiß auch die übrigen Mitglieder der Bühne gethan hatten, und rief dadurch bei dem Publikum, das diese Blumensprache wohl verstand, eine so stürmische Begeisterung hervor, daß alle Anwesenden in ein feuriges Lebehoch auf die Königin ausbrachen, was dann allerdings Jfflands Verhaftung und Bestrafung mit zwei Tagen Hausarrest zur Folge hatte. Jffland ward später nach der Rückkehr des Königspaares nach Berlin beim ersten Krönungs- und Ordensfeste am 18. Januar 1810 mit dem Roten Adler-Orden ausgezeichnet — der erste Schauspieler, dem eine Ordensdekoration zu teil wurde. (Vergl. Adami a. a. O., S. 354 ff.).

verschafft. Gott, wann wird die Zeit wiederkommen, daß ich diesen guten Menschen mündlich und glücklich, frei und in allen Ehren dafür danken kann. Das sind Fragen, wo allein nur Gott Antwort geben kann, und was der in seinem Ratschluß beschlossen hat, ist ja allen ein Geheimnis. Die Stelle in meinem Brief vom März, wo du dich so sehr darüber freust, daß trotz des Klimas es doch noch in meinem Herzen grünte, kann ich leider nicht erneuern. Im Gegenteil all die herrlichen Aussichten, die wir hatten, und die kein Hirngespinnst waren, sind sehr vermindert, wo nicht geschwunden. Der Grund, die Basis, worauf wir hofften, existiert freilich noch und ist nicht gering; es ist nämlich die ganze vortreffliche Russische Armee, die einzige ihrer Art, wo National-Geist verbunden mit einer Tapferkeit, die keiner andern eigen ist, alles vermag und gewiß alles ansichten wird, was sie unternimmt. Aber geführt will sie sein, angeleitet und richtig gebraucht, wo dieser Führer aber zu finden ist, ist uns allen unbekannt. Der Sieger von Pultusk und Preuß.-Eylau ist ein — —. Gott weiß noch was alles außerdem, aber die Ruhe, die seit dem 8. Februar herrscht, ist doch merkwürdig, das Hinfinken Danzigs, wo auch nicht ein Flintenschuß geschah, das Abwarten der heimkehrenden Corps von Ney, Soult, Lefevre<sup>1)</sup> und Gott weiß noch alles was, welches die Armee des Napoleon, wie Kalkreuth behauptet, um 40 tausend Mann stärker macht, dieses abzuwarten, um etwas zu unternehmen, ist doch arg. Denn denke dir, daß seit drei Tagen die Rede ist, daß B. etwas unternehmen will und daß gerade heute alle die französischen Truppen wieder gegen ihn heran sind. Ich bin zwar überzeugt, daß nicht das allergeringste vorgenommen wird, denn an diesem *Virum larum* hat er uns schon seit 4tehalb Monat gegängelt. Was aus uns werden wird, weiß Gott. Doch gebe ich dir die Ueberzeugung, daß gewiß nichts gegen die Ehre Preußens gethan wird. Ein Separat-Frieden ist ein Ding, was wir gar nicht kennen. Mit dem Kaiser ist so einer intimiert, in den Kabinetten auch; wir haben uns so mit Leib und Seel' an den guten Engel verschrieben (nicht an den Doktor Faust wie J. (Zastrow) wollte), daß nichts in der Welt geschehen kann, als mit ihm und durch ihn. Diese Beruhigung giebt mir dann Kraft, wenn alles in schweren Gewitterwolken neben mir und um mich ist, und der Gedanke, der Franz den Ersten so stark belebte, als er auch im größten Unglück war, *Tout est perdu, hormis l'honneur*, soll mich stark machen bis in den Tod.

Mais je suis éloignée d'être de l'opinion de Mr. Panclos, aussi faut-il dire, que lorsque le bon philosophe écrivit sa philosophie, le diable n'avait pas apparu encore aux hommes sous des

<sup>1)</sup> Lefevre war der französische Marschall, der Danzig schließlich zu Fall gebracht hatte, und dafür von Napoleon zum Herzog von Danzig ernannt worden war.

formes humaines. Ceci change beaucoup, et il ne dirait plus que le monde est le plus beau des mondes. Le climat de la Prusse au reste est plus détestable qu'on peut ne le dire. Aucun lilas n'a paru encore, Frédérique et moi nous nous promenons en douillettes Woites (ouates) et par 2 belles journées nous avons 10 et 15 de froid et vent du nord. (Alles ist verloren — nur die Ehre nicht. Aber ich bin weit entfernt von der Meinung des Herrn Panclos, auch weiß man, daß, als der gute Mann seine Philosophie schrieb, der Teufel den Menschen noch nicht unter menschlicher Gestalt erschienen war. Das ändert viel, und jetzt würde er nicht mehr sagen, daß diese Welt die beste aller Welten ist. Das Klima Preußens ist mehr als abscheulich. Noch blüht kein Fliederstrauch, und Friederike und ich gehen in rauhen, warmen Watthüllen spazieren. Auf zwei schöne Tage kommen 10 und 15 mit Kälte und Nordwind.) Dieses alles wäre nichts, wollte Gott nur Verstand, guten Willen, Einsicht, Ausdauer, Erleuchtung geben. Oestereich hat der Schlag gerührt, denn es ist in einer anhaltenden Stagnation. England zählt noch immer, darüber gehen die, die nichts mehr zu zählen haben, zu Grunde. Schweden will thätig sein, die Zeit wird lehren, ob das Zusammentreffen der Umstände alles secundieren wird. Betet für uns, das ist alles, was ich sagen kann. Der guten Berg tausend Schönes. Gott, wie werde ich mich freuen, wenn ich sie sehen werde. Der König wird, wenn er einige dringende Geschäfte in Memel abgethan hat, nach Tilsit zum Kaiser gehen, ich bin dann frei und kann viel mit dem Bary (?) sein, schreib' ihm das, daß er bald komme, denn der Aufenthalt ist wohl sehr précaire und wird von dem Glück oder Unglück seiner Waffen abhängen. In 2 Tagen gehet ein Schiff ja wohl, doch für Dich, für meine Wünsche gehet keins, das Schicksal mit der eisernen Hand hält alle beinahe, die ich liebe. Carl (der Königin zweiter Bruder) ist notirt und schon gar vorgeschlagen, doch Gott weiß, wie der Teufel es halten wird, da bei ihm kein Gesetz heilig ist, noch gilt. Sonst wird Major gegen Major gewechselt, allein, da er Prinz und der geliebten K. v. Pr. (Königin von Preußen) Bruder ist, ist's die Frage. — — — — —

Wir sind alle recht betrübt über den Tod des Kronprinzen von Holland; ich will eine neue Farbe erfinden, um den holden Zweig der Hoffnung aller Käse zu betrauern. — Manchmal lach' ich noch, es wird mir aber hart eingesalzen. Adieu für heute. Den 30ten.<sup>1)</sup>“

Schon Blücher hatte sich über Bennigsen, an den ihn der Kaiser Alexander selbst bei jener vorher erwähnten Zusammenkunft in Bartenstein mit seinen damaligen Kriegsvorschlägen gewiesen hatte, bei seinen Ver-

<sup>1)</sup> Nach Horn S. 126.

handlungen mit ihm in seiner drastischen Weise geäußert: „Aber der russische Oberbefehlshaber, an den mich der Kaiser gewiesen, ist entweder ein Schwachkopf oder ein Filou. Ich traue dem Kerl nicht. Vor Allem hat er keine Courage“.<sup>1)</sup>

Jetzt, nach diesen neuerlichen Vorgängen, die die russische Heeresleitung in ein immer bedenklicheres Licht stellten, glaubte die Königin in ihrer Angst, daß unter solchen Verhältnissen eine neue Niederlage Preußens die unausbleibliche Folge sein würde, kein Mittel unversucht lassen zu dürfen, um dem drohenden Unheil noch rechtzeitig vorzubeugen, und so entschloß sie sich denn, an den russischen Kaiser selbst die schriftliche Bitte um Abstellung jener augenfälligen Mißstände zu richten, jedoch nicht ohne vorher den Staatsmann, dem, wie wir oben sahen, ihr ganzes Vertrauen gehörte, „ihren prächtigen Hardenberg“, in einer so delikaten Angelegenheit zu Rate gezogen zu haben. Von letzterem erfahren wir darüber selbst in seinen Memoiren<sup>2)</sup> Folgendes: „Als ich den dritten Junius 1807 zu dem Kaiser von Rußland nach Tilsit vorausging, gab mir die Königin ein Schreiben an denselben mit, in welchem sie mit Recht über das Benehmen des Generals von Bennigsen klagte, in Absicht auf welchen sich alle Stimmen immer lauter erklärten. Sie fragte mich aber vorher um meinen Rat über dessen Inhalt durch das folgende Billet:

„Beim nochmaligen Lesen meines Briefes<sup>3)</sup> an den Kaiser bin ich darüber erschrocken, daß mein Eifer für die gute Sache und meine Verstimmung gegen den General Bennigsen viel zu offen und stark ausgesprochen sind; ich sende Ihnen das Schreiben zur Einsicht und wünsche Ihre Meinung über seinen Inhalt zu wissen. Ich glaube wahrhaftig, daß es so nicht geht. Indessen, wenn Sie der Ansicht sind, daß es den Kaiser nicht verdrießen und nicht mehr schaden als nützen werde, da es etwas gerade heraus gesagt ist, und daß es mir die Freundschaft des Kaisers nicht entzieht, auch wenn er findet, ich sollte mich lieber um meine eigenen Angelegenheiten bekümmern, dann anbei mein Petschaft zum Versiegeln des Briefes; wo nicht, so verbrennen Sie ihn oder schicken Sie ihn mir zurück.  
Ihre Freundin Louise.“

„Sagen Sie mir Ihre offene Meinung.“

Hardenbergs Antwort darauf lautete:

„Madame<sup>4)</sup>. Da Ew. Majestät mir gestatten, meine Meinung über beiliegenden Brief zu äußern, so erlaube ich mir zu bemerken, daß nur der Satz: „Warum stellen Sie sich nicht selbst an die Spitze einer mit

<sup>1)</sup> Horn a. a. D., S. 124.

<sup>2)</sup> Ranke, Hardenberg II. Teil, S. 441 f.

<sup>3)</sup> So übertragen aus dem französischen Original bei Adami a. a. D., S. 239 f.

<sup>4)</sup> Nach eigener Uebersetzung.

Ruhm bedeckten Armee, welche, gut geführt, allüberall neue Lorbeeren pflücken würde?“ mir einer Aenderung bedürftig zu sein scheint. Vielleicht könnten Ew. Majestät so sagen: „Ihre ruhmbedeckte Armee würde allüberall neue Lorbeeren erwerben, wenn sie gut geführt würde“ u. s. w. So würde es vermieden werden eine Saite zu berühren, welche mir in mancher Hinsicht unendlich empfindlich erscheint. Der Kaiser würde sich ohne Zweifel nichts Besseres wünschen, als sein Heer selbst zu befehligen, aber er ist immer sehr selbstständig, wo er den Beruf dazu in sich fühlt, um so mehr, als in seinem Reich diese Maßregel nicht allgemein populär sein würde. Ich glaube indessen, daß er damit endigen wird.

Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madame, daß ich Ihnen, falls Sie meine Begründung billigen, die Mühe mache, Ihren Brief noch einmal schreiben zu müssen.“  
Hardenberg.

In der Unterredung nun, die Hardenberg gleich nach seiner Ankunft im russischen Hauptquartier zu Tilsit am 4. Juni mit Kaiser Alexander hatte, erklärte ihm dieser: „Der General Bennigsen habe sich vorgestern wirklich mit der Armee in Bewegung gesetzt; Er wolle nun abwarten, was jener thun würde; wenn er aber unthätig bliebe, oder ihm wieder Ursache zur Unzufriedenheit gäbe, würde er sogleich den General von Essen I. an Bennigsens Stelle setzen.“ Und zunächst gewann es denn auch wieder den Anschein, als ob noch nicht alles verloren sei, wenn die Lage auch trotz Bennigsens erneutem siegreichem Vorgehen namentlich für die preussischen Truppen unter Ostocq noch immer mißlich blieb, worüber die Königin, die sich jetzt im Angesicht der immer näher rückenden Kriegsgefahr in Königsberg nicht mehr sicher fühlen konnte, der Gräfin Woz unter gleichzeitiger Ankündigung ihrer unmittelbar bevorstehenden Rückkehr nach Memel, folgende vertrauliche Mitteilungen machte:

Königsberg<sup>1)</sup>, d. 9. Juni 1807.

„Liebe Voto! Ich reise Mittwoch ab, werde Mittwoch Abend (den 10. Juni) ankommen, und meine lieben Kinder und die teure Voto aus Herzensgrund küssen. Ich verlasse Friederike mit Herzwieh, das zu schwer ist, um es zu schildern. Darunter hat meine Gesundheit etwas gelitten. Wolle Gott, daß es nur ein bißchen Schwäche noch von der Krankheit her ist. Ich bitte Sie, nicht davon zu sprechen. Adieu, Ihre aufrichtigste Freundin L u i s e.

Bennigsen hat zwei Erfolge nahe Guttstadt gehabt, den 6. hat er die Stadt Guttstadt eingenommen, vorgestern hat er zwei Meilen von dieser Stadt zum zweitenmale den Marschall Ney geschlagen, 2000 Gefangene gemacht, einen General, 5 Stabsoffiziere und 30 Subalterne. Der Verlust ist nicht groß gewesen, jedoch hat man neue Hospitäler für

<sup>1)</sup> Baillet a. a. O., Briefe der Königin an jene, No. XXXIV.

die Russen eingerichtet, in denen schon 2000 Verwundete unterkommen können.

L'Estocq hat ein zweimal so starkes Heer<sup>1)</sup> wie das feindliche gegen sich, man ist um ihn und um Königsberg in lebhafter Unruhe. Sprechen Sie nicht darüber, nur mit den Prinzessinnen, denen ich es gemeldet habe. Unser Schicksal muß sich in diesen Tagen entscheiden, ich bin sehr unruhig, hoffe keine große Sache.“

Und in der That, ihre Sorge und Unruhe war wieder nur zu berechtigt gewesen. Zwar konnte die Gräfin Boß noch einmal — es war am 12. Juni — in ihrem Tagebuche die freudige Botschaft verzeichnen: „Bennigsen hat die Franzosen bei Heilsberg (10. Juni) besiegt, und unsere Truppen haben sich herrlich geschlagen. Die Königin war ganz außer sich vor Freude; der König schreibt sehr glücklich über diesen Sieg“; doch bereits am 16. Juni, nachdem jene Freude schon an den Tagen zuvor durch die neue unbegreifliche Kunde von Bennigsens Rückzug von Heilsberg auf Bartenstein und Schippenbeil erheblich herabgestimmt war, muß sie bei Beschreibung der Tagesereignisse in die Klage ausbrechen: „Heute war ein schrecklicher Tag. Wir erfuhren, daß die Franzosen auf Königsberg marschieren und daß L'Estocq gezwungen worden ist, zurückzuweichen, und nach Tische traf Major von Rauch ein und brachte die furchtbare Nachricht, daß die Feinde bereits in Königsberg eingerückt seien. — Bennigsen hat die Schlacht bei Friedland am 14. verloren, L'Estocq hat sich auf Labiau zurückgezogen. Die Königin war in Verzweiflung, der König ganz gebrochen, Hardenberg allein ruhig, aber auch sehr gebeugt.“ So lag denn Preußen von Neuem am Boden und schon nahte der Schicksalstag eines Tilsiter Friedens.

Um so rührender aber ist es in den Memoiren der Gräfin an dem nächsten Tage, dem 17. Juni, zu lesen:

„Wir waren in angstvoller Erwartung weiterer Nachrichten, aber es kamen keine andern als die, daß Bennigsen sich auf Tilsit zurückziehe. Rüssel kam noch gestern ganz spät an. Die Königin kam dann zu mir und sprach sich mit großer Bewegung aus, aber wie immer, ganz ohne Bitterkeit“ — sie hatte vorher schon jenen herrlichen Brief an ihren Vater geschrieben, aus dem wir in wahrhaft erschütternder, aber auch erhebender Weise zu erfahren bekommen, wo sie sich bereits den rechten Seelentrost gesucht und gefunden: jenes „sanctum providumque“, wovon wir in unserer Darstellung ausgingen, hier sprudelt's schon in erquickenden Strömen!

<sup>1)</sup> Napoleon hatte durch die bei Danzig freigewordene Belagerungsarmee sein Hauptheer erheblich verstärkt und bedrohte von Neuem Königsberg.

„Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter tausend Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit hab' ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld und unbefchreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nie ganz unglücklich sein. — Ich habe zwei Monate sehr viel Freude erlebt; ich war mit der guten Ita (Friederike) vereint und habe das Glück ganz genossen. Freilich hatte ich die Ahndung, daß es nicht Belohnung für vergangene Leiden war, die mich so froh gemacht, sondern, indem mein Herz sich dankbar zu Gott wandte, so fühlte ich deutlich, daß es Stärkung zu neuen Leiden sein sollte — und — ich hab' mich nicht geirrt! Es ist wieder auf's Neue ein ungeheures Unglück und Ungemach über uns gekommen und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen, — vielleicht auf immer —; bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmut mein Haupt beugt. Zwei Trostgründe habe ich, die mich über alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des Schicksals, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns; der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräter zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. Doch nun zur Sache. Seit dem 7. Juni ging Bennigsen vor und hatte nur Vorteile. Den 10. kam es zu einer wirklichen bataille, die ganz zu unserm Vorteil ausfiel und wobei die Preußen sich ungemein auszeichneten. Bennigsen, statt Gebrauch davon zu machen, den Feind zu verfolgen, ging zurück; den 14. kam es zu einer bataille, die höchst unglücklich für ihn ausfiel. Seine linke Flanke ward genommen und die Stadt Friedland, wodurch er seine retraiten nehmen sollte, von den Franzosen in Brand gesteckt. Durch diese unglückliche Schlacht kam Königsberg in französische Hände. — Bennigsen, schon in Tilsit immer vom Feinde verfolgt, nur noch 14 Meilen von hier, und ich und meine Kinder in der Nothwendigkeit, Memel bald zu verlassen, so bald als Gefahr ist. Der Kaiser von Rußland war den zwei Sibirischen inspectionen entgegengegangen, ehe der Spektakel ganz ausbrach, so daß er noch nicht zurück von Willna ist. Der König war die Zeit zum Vergnügen hierher gekommen, hat aber nur Leid getroffen wegen des Ungeheuern, was sich begab. Er wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen (er sitzt neben mir und sagt mir eben tausend Schönes an meinen Vater), um das

Weitere zu beschließen; ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga. Gott wird mir helfen, den trüben Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze meines Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich hefte meinen Blick gen Himmel, von da alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet und geschätzt von Nationen und werden ewig und immer Freunde haben, weil wir es verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deshalb seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir n i e ganz unglücklich sein können, und daß mancher mit Kronen und vom Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. — — — — —  
 Noch eins zu Ihrem Trost, nämlich, daß nie, nie etwas von unserer Seite geschehen wird, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Der König steht mitten im Unglück ehrwürdig und charaktergroß da. Das wird auch Sie trösten, das weiß ich, so wie alle, die mir angehören, George, Karl und Onkel Ernest.

Ich lege mich der guten Großmama zu Füßen und bin auf ewig Ihre treue, gehorsamste, Sie innig liebende Tochter und, Gottlob, daß ich es sagen darf, da mich Ihre Gnade dazu berechtigt, Ihre Freundin  
 L u i s e.

Den 24. Juni.

Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur der Wind, sondern der Sturm contraire ist und alles Auslaufen der Schiffe unmöglich ist. Ich schicke Ihnen einen sichern Menschen und fahre fort, deshalb Nachrichten von hier mitzuteilen. Wenigstens ist hinter der Memel, und von hier aus machte er einen Waffenstillstand auf 4 Wochen. Es ist alles von der grünen Seite so abgespannt, daß sie alle nach dem Delzweig ächzen und er wird vermutlich ihnen und uns werden, nur erlaube man mir zu zweifeln, daß er jemals grüne und blühe. — Oftmals klärt sich der Himmel auf und die Sonne scheint, wenn man trübes Wetter vermutet; es kann auch hier sein; niemand wünscht es so wie ich, doch Wünsche sind noch keine festen Basen und noch weniger Realität. Also, alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! Mein Zutrauen soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, es ist meine Seele, es ist mein Herz. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn lesen, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben, ja, wenn es sein muß, Brod und Salz essen, nie, nie werde ich unglücklich sein. Nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer so wie ich

von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute, o! kein Mensch ergreift, genießt, empfindet es dankbar so wie ich, aber hoffen kann ich nicht mehr. Kommt Unglück, so setzt es mich auf Augenblicke in Verwunderung, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht, nur Unzuverlässigkeit des Guten unserer Seits bringt mich zu Grabe, da komm ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind des Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint, seit gestern sind sie beide in Taurroggen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo Napoleon ist. Ich bin zu Ihren Füßen, ganz die Ihrige.

Luise.

Was nun die hier zuletzt erwähnten Mitteilungen von der Vereinigung der beiden Monarchen in Taurroggen anbetrifft, so hatte die erste Begegnung derselben nach der unglücklichen Schlacht bei Friedland in Szawl stattgefunden, einem ehemaligen Jagdschlosse der polnischen Könige, wohin sich auf des Kaisers zweite<sup>1)</sup> Einladung König Friedrich Wilhelm III., „wenn auch schon ganz empört darüber, daß die Zusammenkunft statt in Preußen in Polen sein sollte“<sup>2)</sup>, doch noch immer im festen Vertrauen auf die russische Bündnistreue sofort am 19. Juni begeben hatte. Jedoch hier fand er — wie Hardenberg in seinen Memoiren schreibt — bereits „das ganze System“ (wonach auf Grund des am 18. April 1807 zu Bartenstein abgeschlossenen Vertrages, keine der beiden Mächte die Waffen ohne die andere ruh'n lassen sollte) „auf einmal wie durch einen Zauberschlag verändert und in das völlige Gegenteil desjenigen verwandelt, was es bis dahin gewesen war“ (nämlich das gemeinschaftliche Streben, eine allgemeine Befreiung von Napoleons Uebermacht herbeizuführen); „die Waffenstillstandsunterhandlungen durch den Fürsten Lobanoff waren nicht allein in vollem Gange, sondern auf dem Punkte abgeschlossen zu werden, ohne Preußen mit einzubegreifen. Das Steuerruder war dem Kaiser entrißen;“<sup>3)</sup> er

<sup>1)</sup> In seinem Schreiben vom 16. Juni hatte der Kaiser den König allerdings zuerst nach Taurroggen mit den Worten eingeladen: „Es wäre unerlässlich, daß wir zusammen kommen und eine gemeinsame Entschliebung fassen;“ aber am 18. überbrachte Graf Nesselrode eine andere Einladung nach Memel, welche jetzt nicht mehr nach Taurroggen, sondern eben nach Szawl, 17 Meilen weiter rückwärts, lautete. Vergl. Duden, das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege. II. Bd., S. 287.

<sup>2)</sup> So lesen wir es in den Tagesnotizen der Gräfin Voß vom 19. Juni 1807. S. 300.

<sup>3)</sup> Vergl. Adam a. a. O., S. 242, wo außer obigen Citaten aus den Hardenbergischen Memoiren noch der Zusatz zu finden ist: „Der Großfürst Konstantin, (Alexanders Bruder) hatte soeben Szawl verlassen — er soll dem Kaiser stark zugelegt, ihm den Geist seiner Armee höchst nachtheilig geschildert, ja sogar seinem Schreckbilde das Schicksal des Kaisers Paul (ihres Vaters) hinzugefügt haben.“

glaubte es dadurch wiederzugewinnen, daß er es ergriffe und das Schiff nun in der Richtung leitete, welche diejenigen diesem gegeben hatten, die das Steuer ihm nahmen. Er beschloß noch am 22. Juni Abends nach Tauroggen (4 Meilen von Tilsit dem Hauptquartier Napoleons) abzugehen, ohne weitere Nachrichten zu erwarten. Wie ein Donnerschlag für uns kam noch in dem Augenblicke vor der Abreise des Kaisers ein Courier mit dem einseitig abgeschlossenen russischen Waffenstillstande an.“ Das waren die niederschmetternden Nachrichten, die die Königin zu der mehr als resignirten Aeußerung in dem Nachtrage vom 24. Juni zu ihrem obigen Brief an ihren Vater veranlaßt hatten: „Es ist alles von der grünen (das ist russischen) Seite so abgespannt, daß sie alle nach dem Delzweig ächzen und er wird vermutlich ihnen und uns werden, nur erlaube man mir zu zweifeln, daß er jemals grüne und blühe.“ Daß er auch für Rußland, wenn er ihm jetzt auch noch so zu grünen schien, zu keiner Blüte kommen sollte, das haben die nachfolgenden Ereignisse, als unsere hehre Königin nicht mehr unter den Lebenden wandelte, bewiesen; — hatte doch Napoleon den Kaiser Alexander nur scheinbar „zum Teilhaber, in Wahrheit zum Werkzeug seiner Weltherrschaft“<sup>1)</sup> machen wollen, — zunächst aber sollte sie selbst es am schmerzlichsten empfinden, daß aus diesen vermeintlichen Delzweigen die Dornenkrone gewunden ward, die ihr schon so bald in Tilsit durch den Uebermut des Eroberers auf ihr unschuldiges und ihrem Volke so geheiligtes Haupt gedrückt werden sollte.

Nichts aber spiegelt die Angst und die Aufregung, die sich ob jener nun von Tage zu Tage immer höher steigenden Drangsale des ganzen Hofes zu Memel bemächtigte, so treu wieder, als die Aufzeichnungen der Gräfin Voß, die am 23. Juni schon in ihr Tagebuch schrieb: „Bennigsen hat einen Waffenstillstand auf vier Wochen abgeschlossen; der Kaiser hat ihn bestätigt, die Königin und wir alle sind in Verzweiflung darüber! Welch ein Schmerz — nun noch dieser letzte Schlag! — Gott, barmherziger Gott, wirst Du unserm Elend durch diesen Menschen kein Ziel setzen?“, um am 26. Juni in die noch herbere Klage auszubrechen: „Heute war ein sehr trauriger Tag für die arme Königin, aber auch für mich und für Alle, die ihr Vaterland lieben. Es hat eine Zusammenkunft der drei Monarchen stattgefunden — — — Die arme Königin weinte lange . . . ach wie unglücklich bin ich über dies Ende aller Hoffnungen!“ Und nun vollends, als sie am 28. Juni über die näheren Umstände dieser Vorgänge melden muß: „Heute kam ein Brief des Königs an die Königin über die Zusammenkunft am 26. Dieser elende Napoleon hat den König mit gesuchter Gleichgültigkeit und Kälte behandelt, und er schreibt sehr aufgeregt und entriistet. Es waren zwei kleine Häuschen auf der Brücke

<sup>1)</sup> Vergl. Duden a. a. D., S. 287.

über die Memel errichtet, in dem einen waren die beiden Kaiser, in dem andern der König. Welche Hofenz gegen ihn! Auch aßen die beiden Kaiser zusammen in Tilsit, unser König mußte allein in einem Dorfe, eine Meile von der Stadt, bleiben. Welch' entsetzliche Friedensbedingungen werden wir bekommen nach einem Vorspiel von so ausgefuchter Feindseligkeit und solchem Uebermut.“ Und ein Vorgeschnack von letzteren hatte denn auch schon in ihrer Aufzeichnung vom Tage zuvor gelegen, wonach Napoleon von dem Könige verlangt hatte, daß Hardenberg<sup>1)</sup> und Müchel, die treuesten Ratgeber und Diener des Königs, die auch, wie wir schon wissen, in dem Vertrauen der Königin obenan standen, „fortgeschickt werden sollten.“ Und wenn es nun auch Napoleon schon um des Kaiser Alexander willen für angezeigt hielt, gegen den König von Preußen sich in den nächster Tagen eines höflicheren Benehmens zu befleißigen, so gönnte er ihm „doch auch fernerhin über das Friedensgeschäft selbst kein Wort“, sondern verhandelte auch über Preußens Schicksal zunächst nur mit dem russischen Kaiser, daher denn auch die Gräfin Boff am 1. Juli sich zu der keineswegs hoffnungsvolleren Niederschrift veranlaßt sieht: „Die Königin hatte zwei Briefe hintereinander von dem Könige. Er ist jeden Mittag mit dem Kaiser bei Napoleon, der jetzt etwas höflicher ist, aber im Uebrigen ist er wenig zufrieden mit ihm. Man hat daran gedacht, ob die Königin nicht gut thäte, hinzugehn, aber ich hoffe, das wird nicht gescheh'n!“ Wie die Königin über den letzten Punkt dachte, das geht aus folgendem an den General Müchel, der beim König in Tilsit war, in jenen Tagen dorthin gerichteten Schreiben<sup>2)</sup> hervor:

„Ich danke Ihnen herzlich für die mir mitgetheilten Nachrichten und Ihre geistreichen Bemerkungen. Ich pflichte Ihnen in allem bei. Aber mir deucht, es sind große Mißgriffe geschehen. Das ganz geänderte, politische System russischer Seits, ist eine Sache, die ich nicht begreife. Warum diesen Napoleon zu gewinnen suchen auf alle Art, da, wo man so gut vorschreiben kann als er: die Ursachen haben Sie so gut an (den) König auseinandergesetzt, daß ich sie nicht wiederhole. Der König schreibt mir sehr weitläufig über seinen Empfang, er war anständig

<sup>1)</sup> Napoleon hatte bei jener Zusammenkunft zu Friedrich Wilhelm III., nachdem er sich überhaupt über die Zustände des preussischen Heeres und der preussischen Verwaltung in den wegwerfendsten Urtheilen ergangen, über Hardenberg geäußert: „Ich bin rachsüchtig, ich gestehe es, der Baron Hardenberg kann ein achtbarer Mann sein, aber er hat mich beleidigt, mich und die französische Nation durch sein Benehmen gegen meine Minister; es ist, als hätte er mich persönlich gehohlet.“ Duden a. a. D., S. 288 f.

<sup>2)</sup> Nach Duden a. a. D., S. 289, wo zugleich ein Facsimile beigegeben ist; es wurde gelegentlich der Enthüllung des Luise-Denkmals im Berliner Tiergarten am 10. März 1880 von der „Vossischen Zeitung“ mit Erlaubnis seines Besitzers, des Landgerichts-Direktors Lessing, zu Berlin veröffentlicht.

und N. (Napoleon) äußerst höflich. Es war sehr viel die Rede von mir, von meinem Haß für ihn, (lieben kann ich nur das Gute), wie sehr er hoffe, daß ich meinen Frieden machen würde, u. s. w. u. s. w. Seine Höflichkeit an (der) Tafel ging so weit, daß er dem König meine verhaßte Gesundheit zutrank. Es ist stark die Rede unter den Franzosen, daß ich hinfommen möchte, allein solange er selbst, der N., den Wunsch dem König nicht sehr höflich zu erkennen giebt, komme ich nicht; dann aber, kömmt besonders der Wunsch des Königs dazu und die Ueberzeugung, ich könnte nur durch meine Gegenwart etwas Gutes stiften, so fliege ich dahin, wo mein Herz nie sein wird und trinke den Wermut und leere den Becher mit der Würde, die der Preußen Königin zukommt.

Luise.

Ernsthausen muß ein edler junger Mann sein. Schlesien ist uns gerettet durch Alexander.<sup>1)</sup> Doch tiefes Geheimnis. Jerome hat es haben und behalten sollen.“

Und in der That, gar bald sollte sich die Königin zu diesem Opfergange anzuschicken haben; denn der König gab, wenn auch nicht ohne inneres Widerstreben, dem Drängen des Feldmarschalls Grafen Kalckreuth, der im Verein mit dem Grafen Goltz an Stelle des so schroff von Napoleon abgelehnten Ministers Hardenberg nach Abschluß eines schon an und für sich wenig günstigen Waffenstillstandes die schwierigen Friedensunterhandlungen zu führen hatte und sich allein noch von der Gegenwart der Königin einen günstigeren Einfluß auf ihren Fortgang und Milderung der überaus harten Bedingungen versprach, zumal Napoleon selbst die Königin zu sehen wünschte, nach, und so hatte denn die treue Dienerin bereits am 3. Juli die neue Klage zu verzeichnen: „Wir erhielten den Befehl<sup>2)</sup> des Königs nach Tilsit zu kommen, und das bereits morgen Alle in wahrer Verzweiflung! — Die Tauenzien, ich und Buch (der Kammerherr der Königin) soll mit.“ Ja in Verzweiflung auch die Königin

<sup>1)</sup> Dementsprechend hieß es denn auch in der Erklärung, die Napoleon am 4. Juli über das Schicksal Preußens abgab, ausdrücklich: „Das Fürwort des Kaisers Alexander wird den König von Preußen in den Besitz aller Länder wieder-einführen, welche an die beiden Haffe grenzen, und von der Quelle der Oder bis an's Meer reichen.“ (Vergl. Duden a. a. D., S. 289.)

<sup>2)</sup> Nach Bailen, der in dem erst vor kurzem erschienenen dritten Jahrgange des vorher schon öfters citierten Hohenzollern-Jahrbuches 1899 auf Grund so authentischer Quellen, wie eine „Eigehändige Aufzeichnung der Königin“ und ein „Schreiben der Prinzessin Luise Radziwill“ (an ihren Gemahl, den damals in Wien weilenden Fürsten Anton N.) die hier zum erstenmale in ihrem französischen Originaltexte mitgeteilt werden, die Reise der Königin nach Tilsit nach Anlaß und Verlauf in einer eigenen Skizze, betitelt „Königin Luise in Tilsit!“ ausführlich (S. 221—240) geschildert hat, hatte der König sich zuerst nur damit begnügt, seiner erlauchten Gemahlin am 30. Juli ein Schreiben „Kalckreuth's, der nach dem Räte eines Ungenannten — es war Murat — die Reise der Königin

obgleich sie sich schon seit Tagen, wie der Brief an General Rüdchel zeigte, darauf vorbereitet hatte, auch diesen Kelch, wenn er nun einmal getrunken sein mußte, mit Fassung an ihre Lippen zu setzen. „Je me flatte de rien“, das war gleich ihr erster Ausruf, als sie den so dringend mahnenden Brief des Königs empfing, und „unter tausend Thränen, als ginge es in den Tod“, nahm sie Abschied, als sie am nächsten Morgen den Wagen bestieg, der sie durch die in frischestem Grün prangenden Ebenen Lithauens von Memel nach Pictupöhnen trug, dem korsischen Imperator entgegen.“<sup>1)</sup> Es würde uns nun zu weit führen, wollten wir im Einzelnen die Ereignisse erläutern, die sich dort in Pictupöhnen und dann zu Tilsit in so tragischem Wechsel von Furcht und Hoffnung abgespielt haben, um schließlich doch nur mit völliger Verzweiflung zu enden. Nur der ersten so berühmten Begegnung, die die Königin mit Napoleon am 6. Juli in Tilsit gehabt, und an die sie noch einmal die schönsten Hoffnungen zu knüpfen gewagt hatte, sei ausführlicher gedacht, zumal wir hier jetzt in

nach Tilsit empfahl, die auch Napoleon anscheinend wünschte und die jedenfalls eine gute Wirkung haben werde, zur Erwägung mit der Bemerkung zu übersenden, daß „ihr die Sache gewiß recht unangenehm sein würde.“ Da nun aber die Friedensunterhandlungen nicht vorwärts rückten, ja der Kaiser Alexander selbst über die Schwierigkeiten der Verhandlung, über die Hinterlist der Napoleonischen Anträge klagte, da war es nicht mehr Klarkreuth allein, der von der bezwingenden Ammut und Liebenswürdigkeit der Königin „der fée enchanteresse“, die einst, fünf Jahre früher, bei der Zusammenkunft in Memel den russischen Kaiser bezaubert hatte, auf den Franzosenkaiser eine ähnliche Wunderwirkung erhoffte, sondern auch Hardenberg glaubte jetzt an den Zauber und die Möglichkeit eines solchen Wunders, und erst infolge ihrer beiderseitigen Ueberredung richtete der König jenes oben von der Gräfin Boß erwähnte zweite Schreiben an die Königin, das ihr die Reise nach Pictupöhnen, wo der König sein Quartier aufgeschlagen hatte, in „dringendsten Worten“ anempfahl, ohne daß dabei von einer „förmlichen Einladung“, wie die Königin sie noch in ihrem Briefe an General Rüdchel als erste Bedingung aufgestellt hatte, die Rede war. Daß dem Könige aber so geraten werden konnte, darüber hat die Geschichtsschreibung unserer Tage allgemein den Stab gebrochen; „denn“, meint Duden, (a. a. D., S. 289), „daß dieser Schritt, der dem Herzen der Königin allerdings die größte Ehre machte, erfolglos sein würde, mußte jeder Staatsmann vorausseh'n, und deshalb hätte Hardenberg die letzten Stunden seines Einflusses benutzen sollen, um nicht für, sondern gegen denselben seine Stimme zu erheben“, wie denn auch Ranke, (Memoiren Hardenbergs, Teil IV., 93) geurteilt hat: „Das Allerfalscheste war es wohl, die stolze und schöne Königin von Preußen mit Napoleon in Berührung zu bringen; das Gemüt, das sich über erfahrene Beleidigungen hinwegsetzt, um dem Lande zu nützen, mit dem Manne des Calculs, der nur die zukünftigen Erfolge berechnet.“ Noch schärfer urteilt Mommsen a. a. D., S. 28. Indes, es ist andererseits doch auch nicht zu leugnen, daß es vornehmlich dies königliche Opfer in Tilsit gewesen ist, aus dessen die Seele unseres Volkes von allen seinen Schlacken reinigenden Flammen der preussische Adler, wie ein neuer Phönix, seinen dann unaufhaltbaren Auferstehungsflug nehmen sollte. —

<sup>1)</sup> So Baillet a. a. D., S. 226.

den Stand gesetzt sind, ihre eigenen Worte, sowie den authentischen Bericht ihrer Schwägerin, der Prinzessin Luise von Radziwill, die, wie sich's begeben, von der Königin selber gehört, unserer Schilderung zu Grunde zu legen. Schöner denn je, wie alle Augenzeugen versichern, „die glänzend großen Augen in Schwermut leicht verschleiert, die sonst schon zur Fülle neigende Gestalt, die jetzt, durch zehrenden Kummer zu zartem Ebenmaß verfeinert, wie vergeistigt schien, gehüllt in ein weißes, silberbesticktes Kreppkleid, dessen Falten anmutig an den schlanken Gliedern herabfloßen, auf dem biegsamen Halse das stolz erhobene Haupt unter dem Perlen- diadem — stand die Königin Luise da, in Schmerz und Trauer, in hingebendem Opfermut, eine rührende Verkörperung von Frauenschönheit und Frauenhoheit“, als Napoleon am 6. Juli zum ersten Male in Tilsit sie zu begrüßen kam! Kein Wunder, wenn wir in dem eigenen Bericht der Königin über die erste Audienz zu lesen bekommen: „Er war sehr verwirrt und ich, erfüllt von dem großen Gedanken meiner Pflicht, ich war es nicht.“<sup>1)</sup> Nach den ersten Höflichkeiten, die zwischen beiden ausgetauscht wurden und wobei die Königin mit leiser Ironie für ihn und seine Truppen den Aufenthalt im nordisch rauhen Preußen beklagte, kam die Königin rasch und ohne Zagen auf das, was sie hergeführt hatte. „Sire,“ begann sie, „ich weiß, daß Sie mich angeklagt haben, mich in Politik zu mischen“; Napoleon wollte das Gegenteil beteuern, aber die Königin fuhr fort: „Nein, Sire, ich bin dessen sicher“, und ich muß Sie aufklären über den Schritt, den ich jetzt thue . . . . Ich bin Gattin und Mutter und als solche empfehle ich Ihnen das Schicksal Preußens, eines Landes, an das mich so viele Bande knüpfen und wo man uns rührende Beweise der Anhänglichkeit giebt. Der König hängt mehr als an einer andern Stadt an Magdeburg und dem linken Ufer der Elbe, das die ersten Vorschläge Ew. Kaiserlichen Majestät ihm entreißen. Ich wende mich an Ihr edelmütiges Herz, von Ew. Majestät erwarte ich — unser Glück.“ Napoleon versuchte abzulenken; wie es seine Art war Damen gegenüber, begann er von Toilettefragen zu sprechen, in denen er gern den Kenner zu spielen liebte. „Sie haben da Madame,“ unterbrach er sie, „ein superbes Kleid; wo ist es gearbeitet?“ „In Breslau.“ „Macht man Krepp in Ihren Fabriken?“ „Nein, Sire, aber Ew. Majestät,“ lenkte die Königin unbeirrt zu ihrem Ziel zurück, „sagt mir kein tröstendes Wort über die mir so teuren Angelegenheiten,

<sup>1)</sup> Im Original: „Il était fort embarrassé et moi, remplie de la grande idée de mes devoirs, je ne l'étais pas“. Ähnlich äußert sich die Prinzessin Radziwill: „Au haut de l'escalier il fut reçu par la Reine d'une beauté remarquable et qui eut le bonheur de n'être ni interdite, ni embarrassée“. (Oben an der Treppe empfing ihn die Königin, die sehr schön aussah und weder bestürzt noch verwirrt war.) (Baillon a. a. D., S. 232 u. S. 236.)

die allein mein Herz in diesem Augenblicke beschäftigen, wo ich von Ew. Majestät eine glücklichere Existenz für alle, die ich liebe, zu erhalten hoffe. Das Herz Ew. Kaiserlichen Majestät ist zu edel, es verbindet mit seinen Eigenschaften einen zu großen Charakter, als daß es gegen meine Leiden unempfindlich sein könnte.“ Napoleon hörte mit Interesse zu, die Königin sah in seinem Gesicht etwas Mildes, einen Zug von Güte um seinen Mund und in seinem Lächeln, welches ihr Erfolg verkündete, als der Eintritt des Königs die Unterhaltung unterbrach. Napoleon sagte, als er Alexander wieder sah: „Der König von Preußen ist zur rechten Zeit eingetreten, eine Viertelstunde später und ich hätte der Königin alles versprochen.“ Dies Wort gab ihr mehr Hoffnung und mehr Mut, zumal Napoleon auch bei dem nachfolgenden Mittagessen und den sich daran anknüpfenden neuen Unterredungen der Königin soviel Ehrerbietung und Aufmerksamkeit erwies und sie auch bei wiederholter Berührung der schwebenden Friedensverhandlungen seiner vollen Ergebenheit, freilich ohne alle positive Zusage, versicherte, so daß Kaiser Alexander die preußischen Majestäten noch an demselben Tage zu dem günstigen Eindrucke, den die Gegenwart der Königin gemacht hatte, und zu den Vorteilen, die sich für Preußen daran knüpfen würden, beglückwünschen kam. Er hatte Napoleon mit Herrn von Talleyrand verlassen und schmeichelte sich, am folgenden Tage, wo die Königin wieder eingeladen war, die Sachen auf die befriedigendste Art zu beendigen. Statt dessen wurden am folgenden Tage die Herren von Kalckreuth und von Goltz von den demütigenden Bedingungen unterrichtet, welche Napoleon dem Könige machen ließ: „der Verlust der Länder zwischen Elbe und Weser, des linken Elbufers und der Provinzen Sachsen und Schlesien und aller der Gebiete, die durch die dritte Teilung Polens erworben waren“ — er ließ dem König kaum die Hälfte seines Staates. Das war nach den Illusionen vom Abend vorher und all den schönen Hoffnungen, in denen man sich gewiegt hatte, ein schrecklicher und — wie sich bald herausstellte, unabwendbarer Schlag.<sup>1)</sup>

Ließ sich doch Napoleon gleich darauf bei einer erneuten Unterredung der drei Monarchen, als König Friedrich Wilhelm III., der selten Gelegenheit erhielt, seine eigenen Interessen zu vertreten, nun von selbst das Wort ergrieff, um mit Wärme von den erniedrigenden Bedingungen zu sprechen, die jener ihm vorschrieb, zu der zornigen Aeußerung fortreißen: „Es liegt in meinem System, Preußen zu demütigen, ich will, daß es keine Macht in dem politischen Gleichgewicht Europas sei,“ eine Drohung, die sich auf die vermittelnden Gegenvorstellungen Kaiser Alexanders schließlich sogar zu dem instinktiven Haßausbruch steigerte: „Es muß für immer ein ausgesprochenes Haß gegen die Franzosen in den Herzen der

<sup>1)</sup> Größtenteils wörtliche Uebertragungen aus dem französischen Briefe und Berichte der Prinzessin Nadzwill. (Baillet, S. 236 ff.).

Preußen leben. Diese Nationen können sich nie ausöhnen, und ich will Preußen wenigstens in die Unmöglichkeit versetzen mir zu schaden.“<sup>1)</sup> So konnte denn nur bei dem nachfolgenden Mahle, das die Königin noch einmal an Napoleons Tische mit den drei Herrschern vereinigte, die düsterste Stimmung herrschen, die es bloß zu einer spärlichen Unterhaltung über gleichgültige und unbedeutende Dinge kommen ließ, und erst im Augenblicke des Fortgehens fand die Königin die geeignete Gelegenheit, ihrem gepreßten Herzen in den vorwurfsvollen Worten Luft zu machen: „Sire, nach den Gesprächen, welche wir gestern hier zusammen geführt haben, nach all' dem Liebenswürdigen und Verbindlichen, was Eure Majestät mir dabei gesagt, verließ ich Sie getröstet, ich glaubte Ihnen unser Glück, das des Landes und meiner Kinder zu verdanken. Heute sind alle meine Hoffnungen zerstört und mit ganz andern Gefühlen verlasse ich Sie.“ Und als Napoleon, der ihr den Arm gereicht, um sie zu ihrem Wagen zu führen, diesen Vorwurf seinerseits mit dem Ausrufe abzuwehren suchte: „Aber Madame, wie können Eure Majestät mich zu guter Letzt noch martern wollen?“, da hatte die Königin nur noch die vorwurfsvolle Entgegnung: „Sire, ich habe Ihnen nur meinen Schmerz ausgedrückt!“<sup>2)</sup> Und wie tief dieser Schmerz in ihrem Gemüte nachzitterte, das beweisen uns die Zeilen, die sie am 8. Juli des folgenden Jahres aus Königsberg an ihre Freundin, die Frau von Berg, richtete: „Vorgestern war es ein Jahr seit meiner ersten Zusammenkunft mit Napoleon, gestern eines seit meiner letzten mit ihm. Ach, welche Erinnerung! Wieviel habe ich um mich und um andere gelitten. Ich weinte um die Liebe zur Menschheit, um unser Unglück und das Princip, das die Welt regiert, und ich war nur eine Frau! Schwach von Natur, aber erhaben über diese Elenden und diese Schwachen. Ach Gott! es ist viel über mich ergangen.“<sup>3)</sup>

So war denn der Schmerzensgang der Königin, wenn sich auch Napoleon ihrem Zauber an und für sich keineswegs hatte entziehen können,

<sup>1)</sup> Ganz ähnlich hat nachher Napoleon alle Vorstellungen des Grafen Goltz, der auch an den Seelenadel des Kaisers appellierte, mit den Worten zurückgewiesen: „Mein Herr, vergessen Sie nicht, daß die Rache das erste Gefühl ist, das mich leitet und daß ich sie befriedigen will. Die Preußen haben mir geschadet und ich will mich dafür rächen. Ich lese auf den Gesichtern aller Preußen den Haß, welcher sie gegen mich und die Franzosen besetzt.“ (Baillen a. a. D., S. 238.)

<sup>2)</sup> Wieder nach dem Bericht der Prinzessin Radziwill. (Baillen a. a. D., S. 238.)

<sup>3)</sup> So nach dem französischen Originale, das Baillen a. a. D., S. 232 also citirt: „Avant-hier un an de la première entrevue de Napoléon et hier la dernière entre lui et moi. Hélas, quel souvenir, combien j'ai souffert pour moi et pour d' autres. Je pleurais l'amour de l'humanité, notre malheur et le principe qui gouverne le monde et je n'étais que femme! Faible physiquement, mais élevée aux dessus de ces misérables et ces faibles. Ach Gott, es ist viel über mich ergangen.“ (Vergl. auch Adams a. a. D., S. 396.)

wie er dies später Talleyrand gegenüber auch unumwunden in den Worten bekannte: „Ich wußte, daß ich eine schöne Frau sehen würde und eine Königin von großer Haltung, aber ich fand auch eine Königin zum bewundern und zugleich eine der interessantesten Frauen, denen ich begegnet bin“, dennoch, da Napoleon, wo es sich um Politik und vollends um Erfüllung seiner rachsüchtigen Pläne gegen Preußen handelte, nach seinem eigenen prahlerischen Geständnis<sup>1)</sup> das „Wachstuch“ blieb, „über welches jenes Alles nur weglitt“, ohne allen Erfolg geblieben, und sie konnte nicht einmal den Trost aus Tilsit mitnehmen, „Preußen auch nur ein Dorf erhalten zu haben“, was sie noch immer für einen opferwerten Preis, wie sie vor ihrer Abfahrt von Memel zu ihrer Umgebung geäußert hatte, angesehen hätte.

Indes, mochte sie darob auch bald nach ihrer Rückkehr seufzend an ihre Schwester Friederike, die sich damals zur Kur in Teplitz aufhielt, schreiben: „Was für Schritte ich gethan habe, um Preußens Schicksal zu mildern, und wie wenig sie mir gelungen sind, das weiß die Welt; aber ich war sie als liebende Gattin dem König, als zärtliche Mutter meinen Kindern, als Königin meinem Volke schuldig, das Gefühl, meine Pflicht erfüllt zu haben, ist mein einziger Lohn“<sup>2)</sup>, so war denn doch dieser Lohn ein solcher, daß er gleichzeitig für sie die Hoffnung, die nimmer zu Schanden gehen läßt, die Hoffnung auf die göttliche Anwartschaft einer bessern Zukunft in sich schloß und ihr schon am 12. Juli, nachdem sie kaum mit dem schwer geprüften König wieder in Memel eingetroffen war, in jenem Briefe an ihren Vater, dessen Anfang wir schon oben S. 18 mitzuteilen Gelegenheit gehabt haben, die doch schon wieder so trostreichen, wenn auch von schwermütigen Ahnungen anderer Art getragenen Schlußworte eingab: „Ich bin gewiß, lieber Vater, Preußen wird dieser schmachliche Frieden und die Art und Weise, wie er geschlossen, wenn ich es auch nicht erlebe, über kurz oder lang Segen bringen. Auch hätte der König nach Eylau (wo er, wie sie eingangs dieses Briefes erwähnt, einen vorteilhaften Frieden hätte machen können) einen treuen Wirt verlassen müssen, das wollte er nicht, der die Treue und Wahrheit selbst ist. Noch einmal: diese Handlungsweise des Königs wird Preußen einst Glück bringen, das ist mein fester Glaube.“ Und in diesem Glauben auch ihren tiefgebeugten Gemahl zu heben und zu stärken, da ist es rührend in den Memoiren der Gräfin Wofz zu lesen, wie sie sich ihm, dessen landesväterliches Herz sich in immer neuen Sorgen zu verbluten drohte, mit unentwegter Liebe zu widmen suchte: „Die Königin“, schreibt die Gräfin am 14. Juli, „geht jetzt jeden Morgen

<sup>1)</sup> So schrieb er an seine Gemahlin Josephine nach seiner zweiten Zusammenkunft mit der Königin. Vergl. Adami a. a. D., S. 251.

<sup>2)</sup> Adami a. a. D., S. 260 und danach Braun No. 42.

und jeden Abend mit dem König allein spazieren und ist so viel als möglich immer mit ihm, um ihn zu trösten.“ Hatte doch der König überhaupt erst nach fünftägiger Weigerung, als er sich in seinem Widerstande gegen die Napoleonischen Forderungen von seinem bisherigen Verbündeten endgiltig verlassen sah, jenen „schmählichen Frieden“, der ihm nicht bloß mehr als die Hälfte seines Königreichs entriß, sondern auch noch eine Contribution von 100 Millionen Francs auferlegte, unterzeichnet. Und jetzt hieß es wenigstens hinsichtlich der Zahlungsfrist jener enormen Summe, die Napoleon neuerlich auf den 1. November jenes Jahres festgesetzt, und bis zu deren völliger Begleichung er ganz wider die bisherigen Verabredungen seine Armeen in dem schon bisher so gebrandschatzten Lande stehen lassen zu wollen erklärte, leichtere Bedingungen zu erwirken, zu welchem Zwecke der König auch bereits den General von Knobelsdorf an den Kaiser nach Paris abgeordnet hatte.<sup>1)</sup> Doch welche Aufnahme derselbe mit seiner Mission dort gefunden, das bekommen wir wieder am Bezeichnendsten von der Königin selber zu hören, die darüber im September 1807 an Frau von Berg aus Memel schreibt: „Wie es uns geht, ist nicht zu glauben. Gestern erhielten wir Nachrichten von Knobelsdorf aus Paris, wo er behandelt wird, wie ein Lafai. Seine Vorstellungen an Napoleon zu bringen, ist ihm unmöglich, da er nur einmal und wie von ungefähr vorgelassen wurde. Der Prinz von Baden und Cambacerès<sup>2)</sup> waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn aufgenommen wie ein Krümchen Brod. Die Umgebung Napoleons ist ebenso gestempelt; unter anderen hat Champagny<sup>3)</sup> zu Knobelsdorf gesagt, „man werde sehen, wie Preußen sich jetzt benehmen würde, hoffentlich hübsch nachgiebig gegen des Kaisers Willen, denn alle Schuld liege an uns, — an unserm bösen Willen,“ obgleich der Friedens-tractat vorliegt! Nach unserm Verhalten würde Frankreichs Verfahren gegen uns für die Zukunft eingerichtet werden u. s. w. So wird auch jetzt ein Teil von Schlesien noch fortgerissen, der uns doch ausdrücklich beim Friedensabschluß unter dem Namen Neu-Schlesien vorbehalten war, und als Knobelsdorf darüber Vorstellungen machte, hat Champagny gesagt, es wäre ein Schreibfehler und ein Irrtum! Sagen Sie selbst, ob das nicht zum Verzweifeln ist! Ach mein Gott, warum hast Du uns verlassen! Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost. Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen!“

<sup>1)</sup> Vergl. den Brief der Prinzessin Nadziwill a. a. O., S. 239 und die Memoiren der Gräfin Voss, S. 312.

<sup>2)</sup> Früher zweiter Konjul, nach Napoleons Thronbesteigung Erzkanzler des Reichs.

<sup>3)</sup> Minister des Aeußern, 1808 zum Herzog von Cadore erhoben.

Was nun diese letzte Aeußerung der Königin anbetrifft, so hatte es damit folgende Bewandtnis. Nachdem nämlich Hardenberg, und zwar sofort nach Napoleons bestimmter Erklärung, „er würde lieber noch 40 Jahre Krieg führen, als ihn an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten lassen“ seinen Abschied genommen und auch bereits am 10. Tilsit verlassen hatte, weil er meinte, „daß es besser für den König wäre, wenn Napoleon ihn nicht von seinen Ratschlägen beeinflusst glauben konnte<sup>1)</sup>“, hatten sich aller Blicke auf den Freiherrn von Stein gewendet, der sich freilich seit dem 3. Januar 1807, wo ihn der König in Folge einer heftigen Kontroverse über die Uebernahme des Ministeriums des Auswärtigen in den ungnädigsten Ausdrücken überhaupt als Staatsminister verabschiedet hatte, tiefgefränkt nach Nassau zurückgezogen hatte. Jetzt aber im Auftrage des Königs von der Prinzessin Luise von Radziwill und gleichzeitig auch von Hardenberg dringend ersucht, die Leitung der Geschäfte wieder zu übernehmen, hatte er nicht einen Augenblick gezögert, dem allgemeinen Rufe, der ihn als den einzigen Retter des Vaterlandes bezeichnete,<sup>2)</sup> Folge zu geben und sich seinem trotz Allem, was zwischen ihnen vorgekommen, doch so geliebten und in seiner jetzigen Not so überaus verehrungswerten Könige zu unbeschränkter Disposition zu stellen, wobei er es in seinem diesbezüglichen Schreiben an seinen königlichen Herrn noch besonders wohlthuend betonte: „In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigne Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, umsomehr da Eure Majestät Selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.“ Keiner aber war von diesem hochherzigen Entschlusse des großen Staatsmannes freudiger berührt, als die edle, nun so schwer geprüfte Königin, die jenes unselige Vorkommnis seiner Zeit auf das Tiefste beklagt und ihrem Kummer darüber in den sorgenvollen Worten, die sie bald danach an Frau von Berg richtete:<sup>3)</sup> „Sie waren ja hier wie Stein fiel, wie er so ganz unwürdig untergehen mußte. Sie wissen ja wie mich das angriff, wie ich teil daran nahm, wie viel Angst wegen der Folgen ich ausstand, wie unzufrieden ich mit allem war,“ offenherzigen Ausdruck gegeben hatte; ihr der gleichgestimmten Freundin, die es auch ihrerseits nicht versäumt hatte, den ihr seit einer Reihe von Jahren wohl befreundeten Freiherrn in einem rührenden Schreiben zu beschwören, schon um der Königin willen, die man bei der Reinheit ihres Wesens lieben

<sup>1)</sup> Vergl. den Brief der Prinzessin Radziwill bei Baillet a. a. D., S. 235 f., und die eigenhändige Aufzeichnung der Königin ebendasselbst, S. 232.

<sup>2)</sup> Schrieb ihm doch unter andern Graf Finkenstejn, der preußische Gesandte in Wien: „Sie allein werden im Stande sein, mit kräftigem Arm das Ungeziefer der Selbstsüchtigen, der Verräter, und was eben so schlecht ist, der Dummköpfe auszurotten, welche den Staat bis in seine Grundlagen untergraben haben und die vorzüglichsten Ursachen unsers Verderbens sind.“ (Braun a. a. D., S. 87.)

<sup>3)</sup> Vergl. Adami S. 399. Braun No. 34.

müsse, das Geschehene zu vergessen,<sup>1)</sup> hatte denn auch die Königin kurz vor ihrem Briefe über die schmachliche Behandlung des preussischen Unterhändlers in Paris die so viel erfreulichere Mitteilung zugehen lassen: „Stein kommt und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf.“ Freilich ließen die immer drückender werdenden Tagesnöthe hier ihre Freude über das doch für König und Staat so hoch bedeutsame Ereignis noch nicht zu vollem Ausbruche kommen, vielmehr fährt sie gleich wieder klagend fort: „Doch Zukunft giebt es nicht ohne Selbstständigkeit, und wo ist diese jetzt in der Welt? Marschall Soult ist ein entsetzlicher Mann, und fährt er so fort, so hält er uns gefangen hier in Memel — jahrelang. Denn er thut was er will, und ist recht gereift in der Schule, die ihn erzog.“<sup>2)</sup>

Indes, als nun Stein endlich am 30. September in Memel eingetroffen und tags darauf von dem Könige, der ihm zum Zeichen seines Vertrauens sofort den roten Adlerorden verlieh, auf das Beste empfangen war, da überkommt es sie doch nun ganz wie eine Erlösung, und jetzt meldet sie der Freundin in aufjubelnder Hoffnung<sup>3)</sup>: „Wie glücklich bin ich, daß Stein wieder hier ist; ja seitdem ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist es mir, als könnt' ich mich höher aufrichten, und

<sup>1)</sup> Hierbei giebt sie folgende schöne Charakteristik von der Königin: „Sie verschmäh't die kleinen Mittel, welche ihr Macht geben könnten; man muß sie um so höher achten. Es ist in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin, daß sie sich hingiebt und alle Neigungen und Meinungen des Königs theilt, daß sie diejenigen verteidigte, welche er verteidigte. Könnte man ihr einen Vorwurf daraus machen? Indessen ist das Unglück der Zeiten so groß und so grausam gewesen, daß ihre Augen über viele Dinge geöffnet sind. Sie ist Mutter und die Zukunft ihres Sohnes, ihrer Kinder, kann sie nicht gleichgültig lassen; dazu hängt sie innig an ihrem Lande. Die Königin ist nicht geeignet, in das Einzelne der Verwaltung einzugehen, was auch im Allgemeinen für Frauen nicht paßt, denn es bringt sie in zu viele Verhältnisse und schadet dadurch, ohne irgend einen Vortheil, der Einfachheit und Gleichmäßigkeit des Lebens, dieser Quelle so vieler Tugenden; aber die Königin muß eine Stütze finden, sie muß sie finden für jeden sittlichen Zweck, für Sicherung der Umgebung des Königs gegen Menschen, die seine und des Landes Wohlfahrt und Ehre in Gefahr bringen, für die Erziehung ihres Sohnes und für jeden Zweck, der die Würde des königlichen Hauses und das Wohl des Staates zu erhalten dient. Seien Sie also diese Stütze!“ (Adami a. a. D., S. 264 f.).

<sup>2)</sup> Vergl. Adami S. 264, Braun No. 43. Wie sehr berechtigt diese Klagen waren, das zeigen uns in noch düsterem Lichte die Aufzeichnungen der Gräfin Voß, die am 6. September vom Könige schreibt: „Der arme König war ganz außer sich über das Benehmen des Generals Soult, der durchaus nicht fort will, trotz der feierlich gegebenen Versprechungen, und überdem schreibt er noch die insolentesten Briefe; Gott wolle dem armen König die Kraft geben, so viel Kummer zu tragen“ und am 11. September in noch verzweifelterem Tone fortfährt: „Die Königin ist schrecklich unglücklich, daß an allen Orten, wo der Konvention zufolge die Franzosen abmarschieren sollen, sie fort und fort bleiben und die Einwohner vollends an den Bettelstab bringen“.

<sup>3)</sup> Vergl. Adami S. 399. Braun No. 49.

als würde mein sorgenschweres Haupt mir leichter zu tragen.“ Denn was konnte der Königin sympathischer sein, als die Großartigkeit der Auffassung, mit der ein Mann, wie Stein, sofort an seine hehre Aufgabe, den Staat aus seiner tiefen Erniedrigung zu neuem vollkräftigen Leben zu erwecken, herantrat. Ging er doch „von dem hehren Grundgedanken aus, einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Mut, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für Unabhängigkeit von Fremden und für Nationalehre einzuflößen und die erste günstige Gelegenheit zu ergreifen, um den blutigen Gang für beides zu beginnen“ — ein Ziel freilich, „zu dessen Erreichung durchgreifende Maßregeln allüberall nötig waren, sowohl in der innern Verwaltung, wie in dem Finanz- und Kriegswesen.“ Und dazu war Stein fest entschlossen, dessen ganze Richtung nichts weniger „als die Herstellung der ursprünglichen, auf dem Recht beruhenden Freiheit erstrebte<sup>1)</sup>.“ Daß er damit bei den Männern des alten Systems auf einen harten Widerstand und, was noch gefährlicher war, wieder auf geheime Intriguen stoßen würde, das ließ sich von vorn herein erwarten, und so konnte denn auch eine so treue Dienerin, wie die erfahrene Oberhofmeisterin der Königin, schon am 2. Oktober bei aller Freude ob der Ankunft des so sehnsüchtig erwarteten Mannes in ihrem Tagebuche doch nicht die Besorgnis unterdrücken: „Der König hat ihn sehr gut empfangen, Gott gebe, daß es so bleibt. Er hat eine große Aufgabe vor sich und große Hindernisse zu bekämpfen.“ Aber darüber war sich auch Niemand klarer, als die Königin selbst, die denn auch von Anfang an auf das eifrigste bemüht war, nicht bloß „von dem Könige alle persönlichen Einflüsse fern zu halten, die den Absichten und Zielen Steins hinderlich werden konnten“, sondern auch zwischen zwei so verschieden gearteten Naturen, wie es der König und sein Minister, letzterer schon in der Form sich zu geben, waren, die sänftigende Vermittlerrolle zu übernehmen. Und hier ist es denn wieder ein Brief der Königin an ihren alten Vertrauten, ihren Bruder Georg, der uns einen tiefen Einblick in all' die einschlagenden Verhältnisse staatlicher wie häuslicher Natur thun läßt — ein Brief überdies<sup>2)</sup>, von dem einer ihrer ersten Biographen geurteilt hat, daß ihm „wenige ihrer bekannten brieflichen Mitteilungen und Auslassungen gleich

<sup>1)</sup> Nach „Steins Leben“ von Perz, aus dem wir obige Sätze auch bei Horn S. 138 citiert finden.

<sup>2)</sup> Horn a. a. O., S. 138, er hat auch diesen bedeutenden Brief zum ersten Male veröffentlicht; vergl. Braun No. 45, der ihn an einer Stelle noch vervollständigt hat.

kommen dürften an Eigentümlichkeit des Stils, an Freimut der Aeußerung, an Klarheit des Urteils, an Wärme der Empfindung, an Ueberblick über die politische Lage.“ Die Königin schreibt:

„Memel, den 7ten, 8ten (Oktober) 1807.

Loben will ich mich gerade nicht, aber beiläufig muß ich doch sagen, daß es erst 6 Uhr früh ist, und daß, da der Courier heute fort soll nach Berlin, ich meinen Schlaf verscheuchte, um Euch ein paar Zeilen zu schreiben. Denn wenn es jemand verdient, daß man ihm Opfer bringt, so ist es wohl niemand mehr als Du, dessen folianten ich gestern um 6 Uhr bekam. Der gestrige Tag war komplet einer von denen, die da heißen, sie gefallen mir nicht, doch nur äußerlich, gottlob! Es wurde den ganzen Tag nicht Tag, regnete nur einmal, und alle Menschen gingen in Stiefeln über die Straße, um nicht zu versinken, Weiber und Mädchen. Ein schöner grauer Himmel, der alle Blicke gen Himmel verscheuchte, eine Toten-Stille, mit einem Wort, lieber Georg, so eine Sehnsucht nach Erlösung aus Preußen, die beinahe in Heimweh ausartete, verließ mich weniger als jemals. Da kam aber Labsal die Fülle, 2 Couriere, der eine etwas früher mit 2 Briefen vom lieben Bary,<sup>1)</sup> der andere mit Deinem himmlischen, und wieder 2 B. von der Berg u. einem von Therese aus Paris, ohne Karl seinen zu vergessen. Ich war gerade bei Marianne (Prinzessin Wilhelm), als ich diese Schätze bekam, und mußte mich also gedulden bis nach Hause, um dieses alles zu savouriren (mit Behagen zu genießen). Da scherte ich mich in mein Kämmerlein und verbrachte ein paar herrliche Stündlein ganz allein. Der König ging und kam, aber ich las fort und war recht froh. Also tausend Dank, bester George, für Dein Labsal, es hat herrlich gewirkt. Deine Liebe und Deine Zufriedenheit mit mir ist gewiß eine der süßesten Belohnungen für die liebende Brust, und gewiß, lieber George, Du kannst außer Sorgen sein; ich ermüde gewiß nicht. Stein's Ankunft beruhigt mich auf viele Weise, aber es hat denn auch schon böse Stöße gekostet wegen Beyme.<sup>2)</sup> Dieser hat sich sehr edel benommen und den König um seinen Abschied aus dem Kabinet gebeten. Das machte freilich der Sache ein Ende, aber den König schmerzt es; und dann war dieses doch nicht ein Entschluß und eine Sache, die in einer Sekunde abgemacht war, und die Sekunden, die dazwischen pick pick machten, waren Erdstöße, die viel Schwefel und böse Dünste auswarfen. Mehr kann ich nicht sagen, ausmalen kannst Du es Dir aber doch und sprechen mit niemand als der Berg und Papa,

<sup>1)</sup> Wer unter „Bary“ gemeint wird, ist nicht bekannt.

<sup>2)</sup> Stein hatte bei Uebernahme seines neuen Amtes die Entfernung des Kabinet-rats Beyme, dessen Einfluß er nicht ohne Berechtigung für schädlich hielt, aus der Umgebung des Königs zur Bedingung gemacht; daranshin wurde dieser denn auch zum Präsidenten des Kammergerichts in Berlin ernannt.

wenn Du willst. Dabei bemerkte ich noch eins. Ich glaube, in Berlin wird man den neuen Kammer-Präsidenten erst durch diesen Courier erfahren (er ist nämlich an Schleinig Stelle), spreche also lieber garnicht davon, damit mein Name nicht applaudirend, nicht mißbilligend in dieser Sache erscheine. Wenn nur Stein in seinen Formen Herr ist, und immer weniger sein will, als er ist, dann gehet die Sache. Dissentiren nicht disputiren ist die Hauptsache (erörtern, nicht streiten) und viel Geduld. Der König hängt an sanfter ehrerbietiger Form sehr, und Hardenberg ist einzig darin. Umstrahlt von Tugend trat er immer als ein Verkürter herein, machte seine Vorstellungen mit einer Art, daß der König immer König blieb, und das ist viel. — Die gestrigen Nachrichten aus Paris sind nicht so grau, wie gewöhnlich, ohne im geringsten hell zu sein; aber das Grau rührt sich etwas freundlicher. Therese schreibt mir — Il me parait qu'en général il y a un changement en bien, il me semble qu'il y a plus de cordialité, et moi-même on me traite avec plus de destination depuis quelques jours. (Es scheint mir, daß im Allgemeinen ein Umschlag zum Bessern da ist. Nach meiner Ansicht zeigt man mehr Freundlichkeit, und mich selbst behandelt man seit einigen Tagen mit mehr Auszeichnung). Dieselbe Bemerkung macht auch Knobelsdorf. Ach, George, Du kannst nicht glauben, wenn ein Tag nur nicht so noch üblers bringt, als der vorhergehende, wie man da schon zufrieden ist. Ja, es ist weit gekommen. Ich klage nicht mehr über die Folgen des fürchterlichen Friedens. Nach solch' einem unglücklichen Kriege mußte man sich auf Opfer gefaßt machen, wir brachten unerhörte; aber wir mußten uns unter das eiserne Schicksal beugen, und jedes suchte Kraft der Seele, um die nun einmal eingetretenen, notwendig gewordenen Opfer zu bringen. Doch die Willkür zu ertragen und ein Spiel der Laune der Marschälle und employés von Frankreich zu werden, dazu hatte keiner, keiner mehr Kraft, und ich war diese letzte Zeit nicht wohl, denn es kam wieder viel Infames zusammen. Doch wenn sich der graue Klumpen nur etwas sanfter regt, dann kann es noch bessere Tage geben, wenn man nur billig gegen uns ist, so gebe ich auch mein letztes her ohne Murren. Ich verzage nicht für das innere Wohl des Landes, das Elend ist jetzt ohne Grenzen, allein es ist noch manche Kraft unerwacht, manche Quelle nicht aufgethan, die doch wo nicht Segen, doch Ersatz bringen kann. Und der große Meister ist ja bei uns, der dieses alles beleben kann und wird, da Talent und Wille, Kraft und Energie beisammen ist. — Wann wir uns übrigens in Berlin wiedersehen? Das weiß Gott! — und das kümmert mich in meiner jetzigen Lage mehr als jemals, denn nur Berlin ist gut zu solchen Expeditionen.

Du gehst nicht nach Paris, auch ein Trost, denn ich habe die Ueberzeugung, daß die Reisen eigentlich nichts helfen, als daß sie viel Geld

kosten; doch auf der andern Seite, sobald man sie von einem verlangt, muß man sie nicht ausschlagen, denn die Beruhigung, sich sagen zu können, „Du hast alles gethan“ ist man sich in der heutigen Zeit schuldig, wo man nur von inneren Capitalien lebt. Wie oft, wenn alles hier verzweifelte, trat ich auf und bat, man möchte mich nach Paris schicken, ich scheue nichts, was Recht ist. Stein sagte ich dieses auch, und er antwortete mir: noch nicht! — Die Achtung des Kaisers ist mir gewiß, und er sagt stets Gutes und Liebes von mir. Theresens Briefe sagen dasselbe. Er selbst sprach mit mir in Ausdrücken, sagte sie, „qui ont fait du bien à mon coeur,“ ihr letzter vom 20ten 7bre ward geschrieben einen Augenblick nach der Präsentation bei der Kaiserin, wo ihr die wieder sagte — je saisie cette occasion pour Vous rendre tout ce que l'Imp. m'a dit d'agréable sur Votre compte. L'Emp. m'a l'elle dit, m'a beaucoup parlé de la Reine de Prusse: il dit qu'elle est la femme la plus aimable et la plus intéressante et qu'il regrette bien de ne l'avoir pas comme plutôt — S'il a eu des préventions, il en est bien revenu, et il a bien regretté que la politique a été plus forte que sa volonté! — Voila la quintessence de ce qu'elle m'a dite et repetée de différentes manières. (Ich ergreife diese Gelegenheit, um Ihnen alles mitzuteilen, was der Kaiser mir Angenehmes über Sie gesagt hat. Der Kaiser, berichtete sie mir, hat viel zu mir von der Königin von Preußen gesprochen. Er sagte, daß sie die liebenswürdigste, interessanteste Frau sei und daß er nur bedauere, sie nicht früher gekannt zu haben. Wenn Voreingenommenheiten bestanden, so ist er davon zurückgekommen, und bedauernd sprach er aus, daß die Politik stärker war als sein Wille. Das ist der Inhalt dessen, was sie mir gesagt und in verschiedener Weise wiederholt hat.) Diese Aeußerungen zusammengenommen geben mir den Gedanken, daß seine Eitelkeit geschmeichelt durch eine Stimme, die mit Würde und Anstand Recht fordert, mit Formen, die seine Sinne bestechen, in dem reinsten Sinn genommen, doch etwas Gutes für den König und 6 Millionen unglücklicher Menschen hervorbringen könnte. Es ist ein großer Entschluß und eine Königin, die selbst bittet, etwas Unerhörtes! Aber ich thu' es, sobald ich hoffen kann, nur etwas Gutes zu stiften. —

Du forderst Nachrichten von meinen Kindern; sie sind alle lieb und gut. Fritz giebt die schönsten Hoffnungen, sein Herz ist gut, und viel Geist und Wißbegierde; nur seine Manieren sind noch détestables, und erfordern all' meine Strenge und Aufmerksamkeit; denn das Aeußere hat gar zu viel Zusammenhang mit dem Innern. Wer lieber mit dem Ellenbogen stößt als mit der Hand sanft und höflich (nach Umständen) schiebt, um etwas hinweg zu räumen oder jemand aufmerksam zu machen u. s. w., der hat etwas Aehnliches in seinem

Gemüt, welches eine schöne Harmonie des Innern eben so unangenehm stört, als ein Anstoß der Grazie äußerlich das Auge verletzt. Glaube mir, George, ich habe recht darüber nachgedacht und geprüft. Fritz empfindet sehr lebhaft; als ich von Tilsit zurückkam, sagt' ich ihm sehr bewegt: Ich will dir einmal recht umständlich erzählen, welches große Opfer ich dem Könige, meinen lieben Kindern und dem Lande gebracht habe, es hat mir viel Kraft gekostet, aber Euer Glück war mir lieber, es ist mir alles —," da fing er so an zu weinen, daß er sich den ganzen Abend nicht erholen konnte und ganz in sich gekehrt war. Er muß früh lernen, Opfer, von andern gebracht, zu würdigen, damit der Entschluß mit ihm wachse und reise, auch Alles zu thun, was recht ist. Wilhelm auch klug und gut, körperlich immer schwächlich. Charlotte rein wie Gold, gut, sanft, lustig, so daß St. Louisen s h u p t e Teufelchen mir manchmal einfällt. Carl so eine Art wie Fritz, nur jetzt durch der Voss (Kinderfrau) ihre Aufmerksamkeit schon gehobelter als er. Ich und der König nennen Alexandrine la petite autocrate, denn sie hat so etwas Dezidiertes und Nürrisches als möglich. — Die alte Voss ist immer dieselbe, lustig, traurig nach Umständen, sie hat viel über unser Unglück gelitten, denn sie hat eine Geistes-Regsamkeit, die doch wirklich unbegreiflich ist für 80 Jahre. — — — — —

Noch ehe ich schließe, muß ich dir doch den Trost geben, daß ich freier atme, seit die Briefe aus Paris gekommen sind, die doch im Ton etwas besser stimmen als wie bis jetzt, wo alle Töne verstimmt waren auf diesem Instrument. Adieu, wenn ich heute der Berg nicht schreibe, so zeige ihr doch diesen Brief, ich muß Therese heute noch einen wichtigen Brief schreiben, und da wird denn wohl der Courier fort gehen ohne weiteres, denn ich bin jetzt schon matt. Adieu, liebster bester George, sage dem Karl, ich hätte dem König alles gesagt, was Bezug auf seine Reise hätte, und er sollte ruhig sein. Es bleibt bei der Garde, rate aber darum zu schreiben. Vielleicht, wenn es lange dauert, seh' ich Euch hier, vielleicht aber auch wird man sanfter gegen uns und wir sehen uns in Berlin. Und das wäre doch noch etwas nach vielem Fürchterlichen.

Ich liege allen Menschen zu Füßen, drücke und küsse dich und bin  
 ewig deine  
 Luise."

So sehen wir denn also aus vorstehendem Briefe, mit welch' hingebendem Vertrauen die Königin zu Stein „dem großen Meister“, von dessen hervorragenden Eigenschaften des Geistes wie des Charakters sie allein noch eine Wendung zum Guten erwartete, erfüllt war, und wie sie selbst dabei als treue Bundesgenossin sein großes Werk zu fördern sich bemühte, das beweist schon der Umstand allein, daß sie auch ihrerseits ihre Ansichten und Pläne für „die Hebung des sittlichen, religiösen und vater-

ländischen Sinnes“ zu Papier brachte und dem ihr so unvergleichlichen Staatsmanne mit folgendem, wieder so rührend bescheidenen Bilette unterbreitete: „Voila ma Memoire. Streichen Sie, setzen Sie zu nach Belieben, ich werde sehr dankbar sein. Renvoyez la moi bientôt et ne riez pas de fautes d'orthographe, mais c'est plus fort que moi et je m'en facherai toute la vie sans y remedier comme il faut. Pardon des peines que je Vous donne.

M. ce 8.t.

Louise“<sup>1)</sup>

Darum lag ihr aber auch alles daran, die „bösen Stöße“, die es gleich anfangs wieder in einer so heiligen Personenfrage zwischen dem Könige und seinem energischen Minister, der sich nur schwer darin finden mochte, daß der König, um den Wechsel in seiner Umgebung weniger auffallend zu machen, den Kabinettsrat Beyme noch einige Zeit zu den Beratungen zugezogen wissen wollte, gegeben hatte, nicht zu neuem Unheile ausarten zu lassen, und so folgt denn gleich in dem nächsten Briefe an den als „Ritter“ doch auch vom Könige so freudig Begrüßten die bewegliche Bitte nach:

„Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach, daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meine Kinder, meiner selbst willen darum Geduld!  
Luise“.

Wäre doch nichts verhängnisvoller gewesen, als wenn das Staatsschiff schon, da die Brandung noch immer höher stieg, seines kundigsten Steuermannes, dem freilich aus andern Gründen schließlich doch nur eine 18monatliche Thätigkeit als vornehmster Ratgeber seines Königs beschieden blieb, hätte enttraten sollen! Denn kaum hatte die Königin den Brief an ihren Bruder, in dem sie, wenn auch nicht viel, so doch wenigstens einiges Gute aus Paris zu melden gehabt, abgeschickt, so hatte sie schon im Verlauf von nur drei Tagen an Frau von Berg wieder einen so trostlosen Brief, wie den folgenden, zu schreiben:

„Memel, den 10. Oktober 1807.

Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Konvention zukamen, waren von der Art, daß Stein zum ersten Male wie zu Stein wurde. Die Kontribution beträgt an 154 Millionen; davon soll ein Drittel sogleich baar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen

<sup>1)</sup> Der Brief ist facsimiliert in Stein's Leben von Berg II., zu Seite 38. Deutsch: „Senden Sie es mir bald zurück und lachen Sie nicht über die orthographischen Fehler, aber Sie sind stärker als ich und ich werde mich mein ganzes Leben darüber ärgern, ohne daß sich dies ändern ließe, wie es sich ziemte. Verzeihung für die Mühe, welche ich Ihnen verursache“.

100, also 50 Millionen in Promessen, die andere Hälfte durch Domänen-Verkauf; um gewiß zu sein, daß die Zahlungs-Termine inne gehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand fünf Festungen: Graudenz, Kolberg (die beide so tapfer gegen den Feind verteidigt und behauptet worden), Stettin, Küstrin und Glogau. Diese sollen mit 40 000 Mann französischer Truppen besetzt werden, worunter 10 000 Mann Kavallerie, die der König einkleiden, bewaffnen und ernähren soll und dazu die Summe von 12 Millionen Thaler anweisen. Die Domänen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen zwischen der Elbe und Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen. Begreiflich ist, daß 40 000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich — was bleibt dem König übrig? Und was bleibt er mitten in seinen Staaten? Dieses, da es nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm, der Aufträge hat, die von Stein redigiert sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß uns Gott noch nicht ganz verlassen hat. — So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher Alles hier darniederliegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart — besonders da es unverdient ist! Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines anderen Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit weg als Privatleute zu leben und zu vergessen — womöglich! Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit — verfolgt aus Uebermut — geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen! Savary<sup>1)</sup> hat versichert, daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde; hat uns aber den guten Rat geben lassen, unsere Schwelgen und Kostbarkeiten zu veräußern. — Uns dies sagen zu dürfen!“

Durch solchen Hohn mußte sich der Königin Gemüt um so tiefer verletzt fühlen, als ihr hochherziger Gemahl schon von selbst mit der größten Opferfreudigkeit sein goldnes, von seinen Ahnherrn ererbtes Tafelgeschir in die Münze geschickt hatte, um mit dem daraus geprägten Gelde Zahlungen zu leisten für das schwerbedrückte Land und beide Majestäten sich eines so einfachen Haushaltes in Memel bestreuten, „daß ihre Gäste bezeugten, man habe damals an bürgerlichen Tischen besser gespeiset“ — ein Umstand freilich, der so wenig ihrer königlichen Würde, die schon aus ihren Herzen nach außen strahlte, Abbruch that, daß vielmehr einer derselben, der damalige russische Geschäftsträger, noch nach Jahren bekannte:

<sup>1)</sup> Savary, französischer General, damals Gouverneur von Ostpreußen.

„Nicht 1000 Hoffeste mit goldenen Uniformen und Sternen möchte ich in meiner Erinnerung vertauschen gegen jenes Schauspiel. Eine Königin sitzt am ärmlichen Tische, der wie sie selbst alles äußern Schmuckes entblößt ist; aber ihre Anmut, Schönheit und Würde leuchten um so heller. Neben ihr sitzt die älteste Prinzessin wie die Knospe neben der entfalteten Rose, und indem sie mit der Mutter die kleinen Hausgeschäfte theilte, entzückten beide durch lebenswürdige Aufmerksamkeit und ließen in meiner Seele ein lebendiges Bild zurück, welches kein späteres Ereignis verlöschen konnte.“ — Angesichts eines so rührend erhabenen Bildes, welches sich in ähnlicher Weise damals hier in unsern Mauern tagtäglich vor den Augen aller Beschauer entrollte und in den mannigfaltigsten Zügen von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde, da können wir es wohl von Herzen verstehen, wenn ein anderer der begeisterten Biographen der hehren Königin, nachdem er in scharfem Kontraste „zu jener Achtung gebietenden sittlichen Einfachheit und Hoheit des Unglücks“ das schamlose Treiben im Süden an dem üppigen Kasseler Hofe „des neugebackenen Königreichs Westphalen“ gebrandmarkt hat, in die Worte ausbricht: „Das Leben der Königlichen Familie von Preußen in Memel<sup>1)</sup> ist eine wahre Glanzperiode aus jener Zeit schmachvollster Erniedrigung; die Schilderung von den Entbehrungen und Leiden der Königin Luise hat damals manches Herz in heiligem Zorn aufwallen lassen und in ihm den Entschluß gereift, volle Vergeltung an denen zu üben, die jene Leiden verschuldeten.“<sup>2)</sup> Und in der That, wer kann sich noch heute des Ingrimms erwehren, wenn er die Königin schließlich in voller Verzweiflung aufsteigen hört:<sup>3)</sup> „Und wenn man nur ein Ende absehen könnte! — ein Endziel all' dieser Leiden! Aber es giebt keines!“ Hatte doch der neue, so erlauchte Sendbote mit seinen von Stein selber, wie die Königin vorher schrieb, redigierten Aufträgen noch kaum die Heimat verlassen, da waren schon wieder neue Hiobsposten aus der Hauptstadt, wo Napoleons Bevollmächtigter, Graf Darn, neuerdings die härtesten Forderungen stellte, eingetroffen, was die Königin noch selbigen Tages zu folgendem Billet an Stein veranlaßte:  
 „Memel, den 29. Oktober 1807.

Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die bösen Nachrichten von Berlin nicht Konferenzen erfordern oder zu fassende Entschlüsse Sie

<sup>1)</sup> Eingehend hat den damaligen Aufenthalt der Königlichen Familie in Memel mit allen seinen Beziehungen zu Stadt und Umgegend, namentlich dem Lieblingsaufenthalt der Königin, dem nahegelegenen Tauerlanken, der Direktor der hiesigen Töchterschule, Herr Halling,\* von mehrfachen Aufsätzen im „Memeler Dampfboot“, der hiesigen Tages-Zeitung, abgesehen, insonderheit in seinen Schulprogrammen aus den Jahren 1893, 96 u. 97 beschrieben, auf welche hiermit verwiesen wird.

<sup>2)</sup> Engel a. a. O., S. 142.

<sup>3)</sup> So in einem Briefe noch aus dem nämlichen Winter 1807 an ihren Bruder, vergl. Horn S. 144, Braun No. 51.

abhalten, so wünsche ich sehr und außerordentlich den Trost zu haben, Sie um 5 Uhr zu sprechen. Mitteilung des Schmerzes, das Urteil eines klugen, gefühlvollen Mannes ist von unendlichem Wert. Gott, wo sind wir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurteil ist gesprochen.

Luise.“<sup>1)</sup>

Als nun endlich auch des Königs eigener Bruder, Prinz Wilhelm, trotzdem dieser „durch Kaiser Alexander bei Napoleon gut angeschrieben stand,“ und schließlich dem dennoch hartherzigen, wenn auch wieder äußerlich höflichen Feinde Preußens sich sogar selbst wie seine der Königin Luise von Charakter so verwandte und ihr innig ergebene Gemahlin, die oft genannte Prinzessin Marianne mit deren Einverständnis als Geißeln bis zur völligen Zahlung der Kriegsschuld anbot, trotz zehnmonatlicher Verhandlung zum erhofften Ziele zu gelangen sich außer Stande sah, da kam denn die Königin nicht anders, als nunmehr an ihren Bruder, der nicht lange vorher, als eigene Landesangelegenheiten ihn nach Paris geführt,<sup>2)</sup> auch seinerseits Gelegenheit genommen hatte, für Preußens Schicksal seine wärmste Fürsprache in unerschrockenen aber ebensowenig von Erfolg begleiteten Worten bei Napoleon einzulegen, die ebenso ergebungsvollen wie tieftragischen Worte zu schreiben:

„Man muß die Uebertaue kappen und das Schiff der Flut überlassen, wo menschliche Hilfe nutzlos ist. Die Sendung Wilhelms war einer der *coup désespérés* (Verzweiflungsschritte). Es blieb uns als einziges übrig und dann? Hört Alles auf — nun, so haben wir uns nichts vorzuwerfen und die Nachwelt wird uns richten!“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Abami S. 268, Braun No. 48. Wie man in Berlin und in Preußen überhaupt hauste, davon geben die jetzt wieder immer beweglicher werdenden Klagen der Gräfin Voß in ihren Tagebüchern den beredtesten Beweis: so die vom 11. Oktober: „Die Franzosen verkaufen die ganzen Bestände der königlichen Porzellanfabrik usw.“, vom 3. November: „Diese abscheulichen Franzosen wollen alle Festungen demolieren und Alles, was darin dem Staat gehört, verkaufen, sie werden uns nichts übrig lassen“; endlich am Bezeichnendsten vom 4. November: „Ich fand die Königin heute früh so erschüttert und verzweifelt über die letzten Nachrichten, daß ich den Entschluß faßte, für sie an Napoleon zu schreiben. Ich frug Stein um Rat, der mir sagte, ich solle es versuchen. Ich zeigte ihm meinen Brief, er war zufrieden mit demselben. Die Franzosen wollen nun wirklich alle Festungen behalten und wollen aus Berlin nicht fort. In diesem Falle müßte die unglückliche Königin den ganzen Winter hier oder in Königsberg bleiben und das wäre zu hart für Alle“. Indes der preussische Gesandte in Paris schenkte sich, den Brief der Oberhofmeisterin an Napoleon zu übergeben: „Denn sie stände bei diesem nicht in gutem Geruch.“

<sup>2)</sup> Hierauf bezieht sich die Briefnotiz der Königin vom Oktober 1807. (Horn S. 141, Braun No. 150.) „Wenn Du Gelegenheit hast, so sage dem Kaiser etwas, und wenn Du nicht weißt, worin das bestehen könnte, so sage ihm nichts von mir.“

<sup>3)</sup> Nach Braun No. 57 aus einem Königsberger Briefe vom Frühjahr 1808.

Indessen so resigniert diese Worte auch klingen mögen, es lag nicht in dem Wesen der Königin, wie wir es schon so vielfach zu bewundern hatten, sich einer trostlosen Gegenwart ohne Widerstand auf die Dauer hinzugeben. Mochte es auch weiter noch Augenblicke geben, wo von Neuem ihre momentane Verzweiflung sich in Worten wie den folgenden an ihren Vater Luft macht: „Unser Schicksal ist schrecklich und ich fürchte, daß wir noch nicht einmal zur Hälfte des Trauerspiels, das die Zukunft oder vielmehr das Ende ohne Zukunft für uns sein wird, gelangt sind“,<sup>1)</sup> ihr Leidtragen um die Not der Zeiten war jene göttliche Traurigkeit, aus der sich die Seele bald wieder emporringt zu den strahlenden Höhen jener Berge, von welchen uns Hilfe kommt. Und so bricht denn jetzt auch in den Briefen der Königin immer heller, immer sieghafter jene glaubenstreue Zuversicht durch: „Es ist die Hand Gottes, die das schwere Joch auferlegt; Napoleon nur sein Werkzeug; er widersteht den Hoffärtigen, den Demütigen aber giebt er Gnade; er demütigt, um zu erhöhen; wo Gott mit seinen Züchtigungen über die Menschen kommt, da ist's unmöglich, nur Nacht zu sehen; da läßt sich allemal auch der Schimmer der Morgenröte erkennen, welche den neuen Tag verkündet!“ So drängt sich ihr schon im nächsten Briefe an Frau von Berg, dessen hoffnungsvolle, auf ihre Kinder bezüglichen Schlussworte wir bereits oben (S. 45) zu erwähnen hatten, bei der Schilderung der entsetzlichen Vorgänge im spanischen Königshause, dessen Sturz kein anderer als Napoleon allein zu einem so furchtbar tragischen gestaltet habe, ganz unwillkürlich zuletzt der Hinweis auf das biblische Strafgericht an Babels hoffärtigem Könige auf, wie sie das in folgenden tieferregten Worten ausführt: „Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien? Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der gebeugten Stirn Europas ruht? ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? — Mitten im Frieden seinen ersten Bundesgenossen entthronen! Die Saat der Zwietracht säen zwischen Vater und Sohn! Den Infanten vom Vaterherzen zu reißen, ihn aus dem Vaterhause, aus dem Vaterlande zu verjagen! — Was haben wir, wir in unserer Lage zu erwarten? Der unglückliche Karl<sup>2)</sup> hat nur geschrieben, was der Unerbittliche ihm in die Feder gesagt, hat geschrieben, daß Ferdinand's Schuld eine moralische Scheidewand aufgerichtet habe zwischen Vater und Sohn. Aber wessen Hand es eigentlich war, die diese Wand baute — können Sie darüber

<sup>1)</sup> Wieder aus einem Königsberger Briefe vom 7. Juli 1808 an ihren Vater.

<sup>2)</sup> Karl IV. von Spanien, durch eine Palastrevolution am 19. März 1808 gezwungen, zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand abzutreten, rief Napoleon um Beistand an, der dies nur als eine willkommene Gelegenheit ansah, sie beide in hinterlistiger Weise ihrer königlichen Rechte zu berauben und seinen Bruder Joseph zum Könige von Spanien einzusetzen.

im Zweifel sein? Ich frage Sie! — Ach mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene, Mene, Tekel an diese Mauer schreibt?“

Kein Brief aber spricht klarer und inniger für die auf diesem Erkenntniswege fortschreitende religiöse Vertiefung der Königin, als jenes wieder so rührende Schreiben, in dem sie in den nämlichen Tagen der Frau von Krüdener für den seelischen Gewinn, den sie gerade aus ihren Gesprächen über Gottes Führungen gezogen habe, ihren Dank abstattet. Mit ihr, der abgesehenen Witwe des früheren russischen Gesandten von Krüdener am Berliner Hofe, die mit der ganzen Glut einer begnadigten Sünderin für Christus, den gekreuzigten Erlöser, zu zeugen sich berufen fühlte, war die Königin nämlich an den Krankenbetten der Soldaten in Königsberg zusammengetroffen, und wenn ihre gesunde Natur auch vor jener „pietistisch-mystischen“ Richtung, in welche jene merkwürdige Frau allmählich immer tiefer hineingeriet, sich von vornherein zu wahren wußte, so verdanken wir doch dem Umgange mit ihr folgende köstliche Perle unter den seelenvollen Briefen unserer Königin<sup>1)</sup>: „Ihrem trefflichen Herzen bin ich ein Bekenntnis schuldig, und Sie werden es, davon bin ich überzeugt, mit Freudenthränen vernehmen. Sie haben mich besser gemacht, als ich war. Ihre Sprache der Wahrheit, unsre Gespräche über Religion und Christentum haben einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Ich vertiefte mich ernster in die Dinge, deren Dasein und Wert ich zwar schon gefühlt, aber mehr geahnt als gewußt habe. Diese Betrachtungen hatten sehr tröstliche Ergebnisse für mich. Ich trat näher zu Gott, mein Glaube wurde stärker, und so bin ich mitten im Unglück, unter zahllosen Kränkungen und Unbilden niemals ohne Aufrichtung geblieben, niemals ganz unglücklich gewesen. Rechnen Sie dazu die Güte des Gottes der Liebe, welche niemals mein Herz verhärtete, es immer dem Wohlwollen und der Liebe für meine Mitmenschen zugänglich erhielt, es immer mit dem Drange erfüllte, ihnen zu helfen und nützlich zu werden. Sie begreifen, wie ich dabei niemals ganz unglücklich werden kann, indem ich stets die Quellen der reinsten Freuden besitze. Mit dem Scharfblick der Wahrheit habe ich die Eitelkeit der irdischen Größen erkannt, ihre Nichtigkeit im Vergleich mit den himmlischen Gütern. Ja, ich bin zu einer Seelenruhe und zu einem innern Frieden gelangt, welche mich hoffen lassen, daß ich mit der Fassung und Demut einer echten Christin alle Fügungen und alle Leiden ertragen werde, die Gott mir zu meiner Läuterung schickt. Denn aus diesem Standpunkte betrachte ich alle die

<sup>1)</sup> Adams S. 320, Horn S. 123, Braun No. 69. Ueber den Lebensgang der Frau von Krüdener, ihr weltliches Vorleben, ihre geistliche Erweckung, ihr Wanderleben, ihre Beziehungen zu Jung-Stilling und zu Kaiser Alexander von Rußland und ihre sonstigen Schicksale, vergl. Braun a. a. O., II., S. 155 ff.

Heimsuchungen, die uns hienieden beugen. Ich habe mich wiedergefunden im Geräusche der Welt. Versprechen Sie mir, daß Sie immer mit der Stimme der Wahrheit zu mir reden.“

Wer wollte nach diesem in Wahrheit erhebenden Briefe also zweifeln, daß die Königin bei so gestimmter Seele — sie, „deren große Eigenschaften von einem ganzen Volke mit wahrer Anbetung verehrt wurden —“<sup>1)</sup> nicht auch all’ der neuen Prüfungen immer wieder Meisterin geworden, die nun in Königsberg, von wo die letzterwähnten Briefe schon geschrieben sind, trotz Sena und trotz Tilsit mit kaum geringerer Schwere ihrer harteten. — Zunächst freilich hatte das Jahr 1808 nicht ohne Lichtblicke für die königliche Familie eingesetzt, denn endlich hatten die Franzosen das Land bis zur Weichsel geräumt, und am 15. Januar waren König und Königin, nachdem sie Tags zuvor „in Tauerlauken der Kaufmannschaft“ ein Diner gegeben,<sup>2)</sup> und alsdann mit dem gleich eingangs dieser Arbeit mitgetheilten königlichen Dankschreiben von „der braven und guten Bürgerschaft Memels“ sich herzlich verabschiedet hatten, mit dem ganzen Hofe wieder nach Königsberg, wo ihnen ein begeisterter Empfang aus allen Schichten der Bevölkerung bereitet wurde, übergestedt. Auch waren hier kaum 14 Tage nach ihrer Ankunft vergangen, als die Königin am 1. Februar eines Töchterchens genas, deren Gedeihen sie nachmals ihrem Vater mit den glückseligen Worten meldete: „Meine kleine Luise ist wirklich ein Engel. Sie ist ordentlich schön und so ruhig, wie man sich die Verklärten denkt. — Ihr Blick ist süß und schön, — ihre Züge fein und angenehm — mit einem Worte, sie ist göttlich. Gott wolle sie uns erhalten.“<sup>3)</sup> — Ueberdies hatte sich das Taufest dieser kleinen Luise, wie „der gute König“ selber, ganz „außer sich vor Freude über ihre Geburt,“<sup>4)</sup> sie nach der geliebten Mutter benannt hatte, am 28. Februar zu einem ganz einzigartigen patriotischen Feste gestaltet, da die gesammten Stände Ostpreußens — „der Edelmann, der Gewerbe treibende Bürger, der Ackerbauer“ — auf des Königs Einladung in einmütiger Anhänglichkeit

<sup>1)</sup> So die Gräfin Voß in ihrem „Rückblick auf mein Leben, Memel im Januar 1808“, den sie nach obigem Ausrufe und dem Zusätze „umgeben von Kindern, die es schon jetzt zeigen, wie ausgezeichnet sie zu werden versprechen, wenn es uns nur gelingt, uns wieder zu erheben!“ mit dem Gebete schließt: „O, mein Gott, einzige Zuflucht, zu der ich mich in meinem Kummer wende, ich sehe Dich an, errete doch dieses königliche Haus aus dem furchtbaren Unglück, das über ihm zusammenschlägt wie ein wildes Meer, gieb dem neuen Mut, neue Hoffnung und Entschlossenheit in’s Herz, auf dem Alles ruht, und laß mich alte Frau, ehe ich sterbe, noch die Erhöhung meines Flehens für die erleben, denen mein ganzes Leben gehört.“ (Vergl. a. a. D., S. 328.).

<sup>2)</sup> Vergl. Memoiren der Gräfin Voß vom 14. Januar 1808. S. 238 f.

<sup>3)</sup> Braun No. 55.

<sup>4)</sup> Gräfin Voß, S. 331.

und unverbrüchlicher Treue die Patenschaft übernommen hatten. „Mit diesem neuen Luisekinde,“ sagt Horn S. 145, „wurde gleichsam die neue Zeit aus der Taufe gehoben, das ganze Volk vertrat dabei Patenstelle.<sup>1)</sup>“

Endlich ward im Frühling jenes Jahres, als die königliche Familie, insonderheit um der Erholung der Königin willen, vor den Thoren Königsbergs „jenes kleine Landhaus“ auf den Huben „Hippels Garten“ bezogen hatte, hier von der Königin mit dem Kriegsrat Scheffner, den sie bekannntermaßen bei ihrem ersten Königsberger Aufenthalte in dem Hause ihrer Schwester Friederike kennen und schätzen gelernt hatte, nun jener rege geistige Verkehr, dessen Mittelpunkt „die Geschichtsvorlesungen“ des Professors Süvern bildeten, angeknüpft, über dessen vorbildliche Art schon gleich zu Anfang in der Einleitung die hauptsächlichsten Daten gebracht worden sind. Hier, in der schönen, freien Natur, die sie von jeher über alles liebte,<sup>2)</sup> bei so vortrefflicher Beschäftigung fühlte sie sich so wohl, daß sie, da anderen die Räume ihrer Sommerwohnung doch zu beschränkt erschienen, erwiderte: „Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, die diese Stürme erregen.“ Wie diese Stürme aber durch die vergangenen Jahrhunderte vorbereitet worden seien, das war es, was sie vornehmlich von jener größten Lehrmeisterin für Fürsten und Völker, der Geschichte, unter kundiger Führung lernen wollte, und hier ist es nun, wo wir in Ergänzung unserer früheren Ausführungen das besonders hervorzuheben haben, daß sie dabei mit Vorliebe ihren Blick auf ihr „vielgeliebtes Germanien“ und dessen große Herrschergestalten richtete und sich über letztere unter andern zu folgendem, ihr kerndeutsches Wesen in schönstem Licht offenbarendem Urteil in einem Brief an ihren Bruder Georg<sup>3)</sup> veranlaßt fühlte: „Ich höre und lese fleißig die Süvernschen Hefte und bin jetzt bei Karl dem Großen, der doch eigentlich der Stifter des deutschen Zeitalters war; er steht lebhaft vor mir in aller seiner glänzenden Größe und Tapferkeit; er zieht mich lebhaft an, aber minder als Theodorich. Dieser war ein echter Deutscher und seine Gerechtigkeitsliebe, die Geradheit seines Charakters, die Tiefe seines Gemüts und die Großmut seines Herzens ziehen mich innig an. Du weißt warum zunächst. Der Charakter Karls des Großen trägt schon das Gepräge des Frankentums,

<sup>1)</sup> Vergl. darüber die Auslassungen des damaligen Regierungs-Assessors Heinrich Bardeleben, des Verfassers der Schrift: „Preußens Zukunft“, welche nach dem Tilsiter Frieden erschien und auch auf Stein wirkte, zugleich eines der thätigsten Mitglieder des im Frühjahr entstandenen Tugendbundes — bei Adams S. 280 f.

<sup>2)</sup> Dafür spricht unter anderem auch ihre Aeußerung von hier an ihren Vater: „Im Sommer läßt sich alles Unglück eher ertragen als im Herbst und Winter, wo es ewig regnet. Alles ist so feucht und wie der Erdboden werden alle bösen Gedanken aufgeregt.“

<sup>3)</sup> Nach Braun No. 64; vergl. auch Adams S. 290.

und ich gestehe, dies schreckt mich etwas ab.“ — Daß sie dabei ihrerseits das Heil Europas schon immer von dem echten Deutschtum und seiner Umgestaltung zu einem wirklich nationalen Kaiserreiche erwartet hatte, das bezeugen schon ihre Aeußerungen in jener welthistorischen Unterredung mit Genz unmittelbar vor der Schlacht bei Jena, wo sie sich mit allem Nachdrucke gegen „die ihr angedichtete Parteilichkeit für die Russen“ als die von allen ungerechteste und widersinnigste Beschuldigung gewehrt hatte: „Was den Eifer, die Hingebung und persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander betreffe, so habe sie diesen stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde dies auch immer thun; allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europas zu betrachten, habe sie dessen Beihülfe nur immer als die Hülfquelle angesehen, und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel ganz allein in der engsten Vereinigung aller Derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten.“ Um so mehr und um so tiefer fühlte sich daher auch die Königin in der Folge wieder beunruhigt, als zu Anfang des Jahres 1809 bei dem bevorstehenden Ausbruch eines neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich Preußen in eine noch üblere Lage zu kommen schien, als anno 1805 in den Tagen des Mangens und Bangens vor Austerlitz; was sie befürchtete, spiegelt sich wieder in ihrem sorgenvollen Briefe an Frau von Berg vom 12. März 1809,<sup>1)</sup> wo sie der Freundin über ihren soeben in tiefer Niedergeschlagenheit verlebten Geburtstag also schreibt: „Ich habe heute wieder einen Tag erlebt, einen Tag, wo die Welt mit allen ihren Sünden auf mir liegt. Ich bin krank, und ich glaube, so lange die Sachen so gehen, werde ich auch nicht wieder genesen! Der Krieg mit Oesterreich wird losbrechen, das weiß alle Welt, aber was Sie nicht wissen und was mich bis in den Tod betrübt, das ist, daß Rußland durch seine neue Verbindung mit Napoleon am Ende gar genötigt wird, gemeinsam mit Frankreich gegen Oesterreich loszuschlagen. Ermessen Sie die Folgen, die das für uns haben kann, daß wir, wenn es wirklich so weit kommt, mit zu dieser Partei übergehen müssen. Preußen gegen Oesterreich! Was soll aus Deutschland werden? Nein, ich kann es nicht aussprechen, was ich fühle, die Brust möchte es mir zersprengen! Und wir hier in dieser Verbannung, in diesem Klima, wo alle Stürme wüthen, entfernt von allem Heimischen! O Gott, ist es der Prüfungen noch nicht genug? Mein Geburtstag war ein Schreckenstag für mich! Abends ein großes, glanzvolles Fest, das die Stadt mir zu Ehren gab, vorher ein reiches, frohes Mahl im Schlosse — nein, wie mich das traurig gemacht hat! Das Herz war mir zerfleischt. Ich habe

<sup>1)</sup> Adami S. 397. Engel S. 167. Braun No. 72.

getanzt! — Ich habe gelächelt! — Ich habe den Festgebern Angenehmes gesagt, ich bin freundlich gewesen gegen alle Welt, — und ich wußte vor Unglück nicht wohin! — Wem wird Preußen übers Jahr gehören, wohin werden wir alle zerstreut sein! Gott, allmächtiger Vater, erbarme Dich!“ Und was der Königin die damalige politische Lage noch schwärzer erscheinen lassen mußte, das war der unselige Umstand, daß ihr erlauchter Gemahl in seinem Räte wieder seiner kraftvollsten Stütze und die Königin ihres besten Trostes, der, wie wir hörten, ihr von so „unendlichem Werte“ gewesen war, sich beraubt sahen, da der „Meister der Staatskunst“, den beide mit solcher Freude als „Retter des Vaterlandes“ begrüßt hatten, aus dem gleichen Patriotismus, der ihn am 1. Oktober 1807 in den königlichen Dienst zurückführt, am 9. Dezember 1808 seine Entlassung genommen hatte. Napoleon hatte ihn auf Grund eines aufgefangenen Briefes, in welchem er den an den spanischen und Tiroler Aufstand geknüpften Hoffnungen für Deutschland zukunftsreichen Ausdruck gegeben hatte, geächtet, und so war er denn selbst, um den König, seinen Herrn, aller Schwierigkeit zu überheben, wenn auch schweren Herzens aus seinem Amte geschieden, zumal seine alten Feinde den unliebsamen Zwischenfall zu seinen Ungunsten auszubenten sich beeilten und mit ihrer Franzosenfreundlichkeit wieder die Oberhand zu gewinnen suchten. Wie die Königin der veränderten Situation gegenüber dachte, das läßt sich unschwer aus jenem Briefe erraten, den sie im September 1809 an ihren Bruder Georg richtete,<sup>1)</sup> worin es heißt: „Ich kann überhaupt nichts schreiben, als daß die Meinungen in der Politik so geteilt sind als anno 1805. Ich weiß, was ich will, doch es kommt nichts mehr über meine Lippen, da mein Rat so fürchterliche Folgen gehabt. Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht in der Sache den Ausschlag gab, allein es wird mir doch so vorgefagt, als wäre es so.“<sup>2)</sup> Die Folgen beweine ich oft — nicht aber das Princip der Handlung und nicht die Handlung selbst. Nie würd' ich bereuen, was Ehre und Selbstgefühl heiligt, wohl aber alles andere was das Gegenteil wäre und eben noch viel schrecklichere Folgen haben wird, nämlich das Ueberbordwerfen der Dynastie ohne Mitleid der Edlen. Ich sehe keine Zukunft für meine Kinder“. Indes darin war die Königin mit ihrem erlauchten Gemahl ganz einig, daß der Zeitpunkt zur Erhebung gegen Frankreich, so lange noch die Armee in den ersten Stadien ihrer Umgestaltung begriffen und noch keineswegs schlagfertig war, noch nicht gekommen sei, und so beweglich daher auch der Minister Goltz, der, wie nach Tilsit für Hardenberg, so jetzt an Stelle Steins mit der Leitung der Angelegenheiten betraut war, ihr in seinem Schreiben vom 5. Mai 1809 die kriegerische Stimmung in

<sup>1)</sup> Horn S. 154; Braun No. 80.

<sup>2)</sup> Vergl. ihre Unterredung mit Goltz vor Jena.

Berlin geschildert hatte,<sup>1)</sup> so antwortete ihm doch die Königin: „Ich schmeichle mir, daß die vom König gefaßten Entschlüsse Sie beruhigen werden, da sie Ihrer Anschauungsweise entsprechen und der Grundsätze des Königs würdig sind. — Das Unglück, das uns niederdrückt, kann so weit gehen, uns gänzlich zu Grunde zu richten; aber wir werden den Trost haben, daß wir unsere Laufbahn mit Ehren beschließen.“

Wenn sich nun auch jenes Schrecklichste, was die Königin befürchtet hatte: „Preußen auf der Seite der Franzosen im Kampfe gegen Oesterreich sehen zu müssen“, nicht erfüllte, so zeigen uns doch die Mitteilungen der Gräfin Voß aus jenen Tagen, welche niederschmetternde Wirkung schon die ersten Nachrichten von dem siegreichen Vordringen der Franzosen gegen Oesterreichs Hauptstadt auf die Königin machten. „Dieser Teufel von Clairambault, der französische Gesandte hier, schrieb mir heute ein Billet um zu melden: Die Franzosen hätten vier Tage hintereinander die Oesterreicher geschlagen, in Regensburg wären 100 Kanonen und 50000 Gefangene genommen worden, kurz alles Entsetzlichste und Gräßlichste, wovon ich wette, daß nicht einmal der vierte Teil wahr ist. Ich zeigte den Brief den Majestäten, die Königin war ganz vernichtet vor Schreck; ach, und der arme König glaubt ja immer alles Schlimme! Ich mußte dem Gräuel von einem Manne auch noch antworten, aber ich machte es kurz und bündig. Der König schalt uns bei Tische, weil wir alle die Nachrichten nicht glauben wollten. Ach Gott! Ach Gott! — Wir bleiben elend und vernichtet im Abgrund des Unglücks.“ So lautet ihre Aufzeichnung vom 5. Mai, und weit entfernt, ihre Zweifel an der Richtigkeit jener Meldung bestätigt zu sehen, hat die treue Dienerin auch jetzt wieder von Tage zu Tage nur immer neue, immer schwerere Hiobsposten zu verzeichnen, da auch „die glücklichen Nachrichten von der gewonnenen Schlacht bei Aspern“, die ihr am 1. Juni neue Hoffnung für die gute Sache einflößten, schon am 7. Juni durch ihre Klage um Schills Heldentod wieder wett gemacht werden, und es alsdann für sie nur noch erübrigt, am 24. Juli den Abschluß auch dieses wieder so erschütternden Dramas mit dem Ausrufe

<sup>1)</sup> „Wenn der König“, heißt es in seinem Schreiben, „länger zaudert, einen der öffentlichen Meinung, die sich laut für Krieg gegen Frankreich erklärt, entsprechenden Entschluß zu fassen, so wird eine Revolution ausbrechen. Alles ist verloren, wenn der König nicht nach Berlin zurückkehrt, um die Ungeduligen im Zaume zu halten und dabei doch ihre Hoffnungen zu beleben.“ Der König aber hielt es noch für durchaus unthunlich — schrieb doch auch Gneisenau damals an Stein: „Der Hof befindet sich noch immer hier. Das im Süden unserer Staaten ausbrechende Ungewitter hält selbigen ab, nach einer Residenz zurückzukehren, die dem Kriegsschauplatz so nahe ist, vielleicht selbst Zeuge kriegerischer Auftritte werden kann“ —, er verlängerte vielmehr seinen Aufenthalt in Königsberg, um die von Scharnhorst angerathenen Anordnungen zur Rüstung im Stillen zu treffen. (Nach Adami S. 309 f., wo auch obiges Citat aus dem Antwortschreiben der Königin mitgeteilt ist.)

verzweiflungsvoller Teilnahme zu begleiten: „Der Waffenstillstand ist in Znaim unter den schrecklichsten Bedingungen abgeschlossen worden; es ist furchtbar, was die armen Oesterreicher Alles verlieren. Die Königin ist bei all den schrecklichen Nachrichten wirklich wie ein Engel, ihre Ergebung in den Willen Gottes und ihre Frömmigkeit lassen sie alles mit solcher Kraft und Sanftmut ertragen, daß es einem das Herz ergreift und erhebt!“ Und wahrlich das Letztere finden wir vor allem nun durch jenen Brief bestätigt, den die Königin kurz zuvor, als die Zeichen der Zeit von Tage zu Tage wieder immer trüber wurden, an ihren Vater gerichtet hat, jenen ihren größten und in mehr als einem Betracht wahrhaft prophetischen Brief, durch den sich die Königin selber nach einstimmigem Urteile aller, die ihn kennen, ein „monumentum aere perennius“ (ein Denkmal dauernder als Erz) errichtet hat.<sup>1)</sup>

„Beste Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glücklich. Es wird mir immer klarer, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gefehrt wiederholentlich: „Das muß auch bei uns anders werden.“ Auch das Beste und Ueberlegteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vorteil. Von ihm können wir vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen selbst verwachsen ist, zu begraben.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Der Brief ist nach Adami, S. 311 u. Braun No. 75, im Mai 1809 von Königsberg aus geschrieben.

<sup>2)</sup> In dieser Auffassung Napoleons stimmten alle die bedeutenden Patrioten jener Tage, namentlich Arndt in seinem „Geist der Zeit“ mit der Königin überein, und es würde zu weit führen, auch nur eine kleine Blumenlese ihrer tief sittlichen,

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon fest auf seinem jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei besleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle besseren Menschen, und durch Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist alles, was geschehen ist und geschieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinstirben. Wie Gott will; alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Mut und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntnis, so gut ich als eine Frau es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist, viel mehr dasselbe befestigt und uns noch werter gemacht

von dem Odem Gottes durchwehten Urteile zu versuchen; statt dessen sei hier auf Baur's „Geschichts- und Lebensbilder“, namentlich auf die beiden letzten Abschnitte des ersten Teils: „Napoleons Sünde“ S. 207 ff. und „Das Gottesgericht in Rußland“ S. 388 ff. verwiesen.

hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werter und lieber geworden, nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich Dich so lieb habe, habe ich unser jüngstgeborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden.“ — Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so mit einander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständnis, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater, daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wann er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, teilnehmendes Herz.

Scheinbar gleichgültig geht sie einher; hat aber viele Liebe und Teilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Karl ist gutmütig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich ebenso gut als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es von Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlaue lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Teilnahme an dem Wohl und Wehe anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschniegender und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafteste Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemütlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Galerie vorgeführt. Sie werden sagen: das ist einmal eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes sieht und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, sowie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernstesten Angesicht ihres Vaters und an der Behmut und den öfteren Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segnen und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisiere ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht bloß für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht; und der biedere, freimütige Borowsky, den der König gern sieht und lieb hat, stärkt darin. Erhält

Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die niemand mir entreißen kann. Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glücklich sein.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen Großvater die Hände küssen; und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter

Luise.<sup>41)</sup>

In der That, ein unvergleichlicher Brief, in dem sich alle die Strahlen, die uns bisher das erhabene Bild der Königin von den verschiedensten Seiten beleuchtet haben, wie in einem Brennpunkte vereinigt finden, und dem allein das Motto eignet: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen!“

<sup>41)</sup> Zu obigem Briefe besitzen wir in einem an Scheffner gerichteten ein nicht weniger bezeichnendes Seitenstück. Derselbe hatte der Königin aus einem ihm selbst gewidmeten Briefe der Frau von der Necke, die als Verfasserin der von Tieckge herausgegebenen „Geistlichen Lieder“ bekannt ist, nachstehende Stelle zur Einsicht mitgeteilt: „Könnte ich mich doch zu Ihnen versetzen und die holde Königin wiedersehen, die ich unwandelbar liebe. Sagen Sie der uns allen teuren Königin, daß mein Herz ihr treu ergeben bleibt, denn sie hat ein Gemüt, das geliebt zu werden verdient, und welches das Bedürfnis fühlt, andern wert zu sein. O, daß ich diese herrliche Frau in den jetzt bedenklichen Zeiten sprechen könnte, die wahrlich so bedenklich nicht wären, wenn diejenigen, die das Gute wollen, kräftig an einander hingen und mit einander wirkten.“ (Nach Adami S. 321.) Darauf hatte ihm die Königin folgendermaßen geantwortet: „Ich danke Ihnen recht aufrichtig, lieber Herr Scheffner, für die Güte, mit welcher Sie besorgt sind, mir Freude zu machen. Das Andenken edler Menschen ist mir immer von großem Wert gewesen; doch jetzt, da ich im Unglück bin, wenn da gute, edle Menschen mir sagen und beweisen, daß sie mich lieben, macht es einen so wohlthätigen, tröstenden Eindruck auf mich, daß ich Sie inständigst bitte, der Frau von der Necke zu sagen, wie sehr ich ihr danke für die Art, mit welcher sie meiner gedacht. Immer habe ich ihren Geist und ihr Gemüt, welche in einem so herrlichen Einklang leben, geliebt und geschätzt; auch dieses wünschte ich, daß sie wüßte. Was sie über die Zeit sagt, mag ich eigentlich lieber gar nicht berühren, da meine Ueberzeugung die traurigste ist. Die Erscheinung der Geißel der Welt hat gewiß große Zwecke, allein ich sehe weder Vernunft noch Rechtlichkeit, weder Sittlichkeit noch Religiosität durch das über uns gekommene Unglück erweckt. Nur große Seelen sind imstande, große Wirkungen hervorzubringen, und daher werden noch große Opfer fallen müssen, damit das Gute für die Welt bewirkt werde. Die Gemüter sind zu verhärtet durch Egoismus und falsche Bildung, als daß man hoffen dürfte, daß sie leicht zu erschüttern und zu bessern wären; nur große Revolutionen können und werden dieses bewirken. Sie sehen, lieber Herr Scheffner, daß in den zwei Jahren, die ich Sie kenne, ich die Welt von ihrer ernsten Seite habe beobachten lernen. Irre ich mich und wird's besser mit der Welt, so wird es wohl kein Mensch mit heiterem Sinn und dankbarerem Herzen aufnehmen, als ich. Trifft aber mein Ahnen ein, dann hoff' ich auch die Stärke zu besitzen, die allein dem Menschen wird durch Glauben und Umgebung.

Ihre Freundin Luise.“

„Es thut innig wohl“, sagt Baur<sup>1)</sup> im Anschluß an das, was die Königin hier über ihre Kinder, insonderheit über die Söhne sagt, die nachher Könige geworden sind, „zu beachten, wie der Eltern Segen den Kindern Häuser baut, ja, wie dieser Mutter Segen ihnen das Königreich in neuer Größe, endlich zum Kaiserreich gemacht und verklärt, gesichert hat.“ Aber sie wußte eben auch den rechten Talisman zu finden, der die Menschen immer wieder aus der Nacht zum Lichte führt; er liegt eben hier in ihren herrlichen Worten geborgen, wie schon in der Einleitung betont:

„Es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten“ —  
 „Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden!“

Sowie die Königin darum nicht bloß „für das physische“, sondern vor allem auch „für das geistige Wohl“ ihrer eigenen Kinder bedacht war, ebenso ward es der treuen Landesmutter jetzt eine heilige Sache ihres um des Vaterlandes Zukunft so besorgten Herzens, auch die Erziehung ihres Volkes auf bessere, mehr das Gemüt in seiner Tiefe erfassende Grundlagen zu stellen. Was ihr dazu die eigentlichste Anregung geboten, das erfahren wir wieder von ihr selber in einem Briefe, den sie aus ihrer ländlichen Stille auf den Hüfen im Sommer 1809 an ihre Freundin, Frau von Berg, richtete.<sup>2)</sup> „Ich lese jetzt“, schreibt die Königin, „Vienhardt und Gertrud, ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl in diesem Schweizer Dorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setz ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit. Ja, in der Menschheit Namen dank ich ihm! — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie wahr ist: Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind! — Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!“ Was Pestalozzi in diesem Roman, der in Basel in 4 Bänden 1781—1789 erschienen und von großartigem Erfolge begleitet war,<sup>3)</sup> nachzuweisen sucht, daß nur „durch eine tiefeingreifende Verbesserung der Erziehung, welche die Gesamtheit der Kräfte und Anlagen der Kinder zu

<sup>1)</sup> Baur a. a. O., S. 73.

<sup>2)</sup> Vergl. Abami S. 322. Braun No. 76.

<sup>3)</sup> „Es war“ sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage, „mein erstes Wort an das Herz der Armen und Verlassenen im Land. Es war mein erstes Wort an das Herz derer, die für die Armen und Verlassenen im Land an Gottes Statt stehen. Es war mein erstes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den Ihrigen zu sein, was kein Mensch an ihrer Statt sein kann.“

geistiger Selbstthätigkeit entwickle und der guten Gefinnung sowie dem Können den Vorzug vor dem bloßen Wissen gebe, den Uebeln der Zeit abzuhelpen sei“, das war so ganz nach dem Herzen der Königin, daß sie, soweit dies in ihrer Macht lag auch ihr eigenes Volk an den Segnungen dieser neuen Methode theilhaftig werden lassen wollte, und so war sie es denn auch hier, auf „deren Anklopfen“, wie Pestalozzi selber sich voll Begeisterung geäußert, „seinem Werke das Thor der Zukunft durch den König aufgethan wurde.“<sup>1)</sup> Dieser nämlich berief alsbald einen Schüler Pestalozzis, den Schulinspektor Karl August Zeller aus Württemberg und ließ durch ihn das Königsberger Waisenhaus zu einer „Muster-Erziehungsanstalt“ auch für Lehrer einrichten; die Königin aber lud Zeller, sobald er in Königsberg seine Thätigkeit begonnen hatte, des Besteren zu sich und besprach mit ihm alles, was ihr in dieser so wichtigen Angelegenheit am Herzen lag, ja, sie unterließ es auch nicht, noch kurz vor ihrer Rückkehr nach Berlin in Begleitung ihres erlauchten Gemahls und der ganzen Königlichen Familie seiner Anstalt einen sich über mehr als vier Stunden ausdehnenden Besuch abzustatten und erfreute ihn darauf durch folgendes, vom Tage der Abreise selbst datirtes Schreiben:

„Gott segne Sie, edler Mann, und ihr Ewigkeitswerk, welches Sie uns so rührend in Tagewerken zeigen. Gott segne Sie und die Generation, die sie veredeln und gewiß bessern. O! müßten Sie nur nicht darben, Sie, der Sie das Gute mit vollen Händen ausstreuen! Ich weiß, daß diese Klage Sie gewiß nicht irre macht in Ihrer großen Laufbahn, aber mir liegt es schwer auf dem Herzen, und ich ruhe nicht, bis ich wenigstens versucht habe, etwas zu Ihrer irdischen Glückseligkeit beigetragen zu haben;

<sup>1)</sup> Vergl. Freyenberg a. a. O., S. 28 und Adami S. 322 ff. und S. 335 ff. Beide Gewährsmänner berichten, Pestalozzi habe an den ihm eng befreundeten Staatsrat Nicolovius, der mit der Leitung des öffentlichen Unterrichts in Preußen betraut war, geschrieben: „Mein Vater im Himmel, der mein Werk rettet, hat es jetzt auch dem Herzen Deines Königs nahe gebracht. Ich hoffte mein Leben hindurch auf einen König, dem die Kraft des Menschenherzens gegeben wäre, aus welcher das Heil der Menschen kommt. Ich fand ihn nicht. Seine Zeit war noch nicht da; jetzt ist sie gekommen. Er ist da, er ist gefunden. Du hast ihn gefunden, er hat Dich gefunden, und Du machst jetzt, daß auch ich ihn finde. . . . Ich träume mir jetzt Friedrich Wilhelm III. als den Helden der Liebe, den das Menschengeschlecht gegen die einseitige Heldenkraft des Schwertes heute mehr denn je bedarf.“ Die Königin aber, die sich durch Nicolovius und andere Fachmänner eingehende Berichte über diejenigen Schulen, in welchen mit der neuen Methode Versuche angestellt wurden, hatte erstatten lassen, war „das belebende Princip dieser Idee, von welcher seitdem alle Bestrebungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und Volksbildung, unbeirrt durch die Warnung eines welterfahrenen Dichters, der edle Pädagog werde sich Rebellen erziehen, getragen worden sind.“ Beim Tode Friedrich Wilhelms III. standen 6 Universitäten, 120 Gymnasien, eine noch größere Anzahl von Real- und höheren Bürgerschulen und gegen 30000 Volksschulen in voller Wirksamkeit. Jeder sechste Mensch in Preußen war ein Schulkind. —

die jenseits ist ihnen gewiß. — Ich feierte einen schönen Gottesdienst in Ihrer Anstalt. Ich liebte Gott in den Menschen, wie noch nie, und fühlte seine Nähe, und sein Geist war mitten unter uns. Er stärkte Sie und lohne Ihnen, die Menschen können es nicht.

Königsberg, den 14. Dezember 1809.

L u i s e."

„Aus diesem Brief,“ sagt Baehinger, der ihn zum ersten Male veröffentlicht hat, a. a. O. S. 48, „spricht die ganze Seele der Königin — ihre hinreißende Liebenswürdigkeit, ihre innige Frömmigkeit, aber nicht nur jene „selige Kindschaft des Gemüths,“ sondern auch jener „lebendig machende Atem,“ von denen Scheffer spricht,<sup>1)</sup> welcher wünschte, „sie möchte einen Teil des Volkserziehungs-Departements zu ihrer eigenen Sache machen“ und davon einen besondern Schwung und Nachdruck für das Bildungswesen erwartete.

So war denn endlich die Stunde gekommen, der die Königin seit Monden schon mit einer Sehnsucht harrete, daß sie bereits in den ersten Augusttagen jenes Jahres an ihre Schwester Friederike geschrieben hatte: „Erlaubt es meine Gesundheit, so gehen wir den 12. nach Pillau. Ginge es doch nach Berlin! Dahin, dahin möcht' ich jetzt zieh'n; es ist ordentlich ein Heimweh, was mich dahin treibt und nach meinem Charlottenburg“ —<sup>2)</sup> ein Herzerguß, dem ähnlich sie alsdann noch einen zweiten, stärkeren am 24. Oktober 1809, als die Rückkehr der königlichen Familie noch vor Ablauf des Jahres in bestimmte Aussicht genommen war, an ihren Bruder Georg hatte folgen lassen, also lautend: „Wenn ich an die unaussprechliche Freude denke mich bald in diesem lieben Berlin zu wissen, vereint mit einem großen Teil meiner Familie, so bekomme ich fast einen Herzkrampf. Es wird einem ganz elend vor Seligkeit, wenn man daran denkt. Zwei Momente sind es vornehmlich, an die ich nicht denken kann, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten, der eine, wenn ich zum ersten Male die Thürme von Berlin wiedersehn und dann, wenn von der Brücke aus mein Wagen links umbiegen wird und wenn ich die Rampe zum Palais hinausfahren werde. Jetzt weine ich, indem ich das schreibe, Gott — Allmächtiger stärke mich, daß ich unter den vielen Gefühlen des Glückes und Unglückes nicht erliege. Das ist mein einziges Gebet zu Gott! Und habe ich nicht Ursache dazu? Ich finde noch Alles so, wie ich es verließ, und alles ist doch so anders!“<sup>3)</sup> Ja, die Erlebnisse, die sie in diesen drei Jahren der Trennung von der ihr so lieben Hauptstadt durch-

<sup>1)</sup> Vergl. oben S. 13 f.

<sup>2)</sup> Adams S. 340. Braun No. 78.

<sup>3)</sup> Horn S. 156, Braun No. 81. Bei letzterem sind noch die Worte angefügt: „Wie wird das werden — meine armen Kinder und besonders Albrecht, der erst aus dem Ei kroch;“ (Prinz Albrecht, der letzte Sohn der Königin, war am 4. Oktober 1809 in Königsberg geboren, gestorben am 14. Oktober 1879.)

gemacht, sie waren zu traurige und die Wunden, die ihrem Herzen, gleichwie ihrem Vaterlande inzwischen der Feinde Grimm geschlagen, zu große, als daß sie angesichts der Erfüllung auch ihres sehnlichsten Wunsches sich noch hätte dem Gefühle „ungemischter Freude“ hingeben können, und wie sie zu Anfang dieses Jahres nach ihrer Rückkehr aus Petersburg, wohin sich das preußische Königspaar „auf die dringendste und freundschaftlichste Einladung“<sup>1)</sup> des Kaisers Alexander am 27. Dezember 1808 begeben hatte, um dort sechs Wochen lang die glänzendste Gastfreundschaft des russischen Hofes, der durch verdoppelte Herzlichkeit den trüben Tilsiter Erinnerungen der Königin ihren Stachel zu benehmen suchte, zu genießen, trotzdem nur ihrem Vater schreiben konnte: „Ich bin gekommen, wie ich gegangen! Nichts blendet mich mehr und ich sage Ihnen noch einmal: mein Reich ist nicht von dieser Welt!“<sup>2)</sup> so bemächtigte sich auch jetzt, je näher die Stunde der Abreise rückte, desto stärker eine bange, schwermütige Stimmung der schwergeprüften Königin, die ihr in ihrem letzten Königsberger Briefe an ihre Schwester Friederike (Dezember 1809) das nun schon so tieftraurig ausklingende Geständniß abpreßte: „So werde ich denn bald wieder in Berlin sein und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz bekommen vor Freude, und ich vergieße so viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich alles auf dem nämlichen Platz finde und doch alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen, ich hoffe, es soll anders werden.“ Aber schon waren auch Liebe und Treue Tag und Nacht geschäftig, um der ebenso sehnlich erwarteten, „angebeteten“ Landesmutter, wie ihrem „teuersten, tiefverehrten“ Könige in der „so lange verwaiseten Residenz“ den herzerquickendsten Empfang zu bereiten, und so hatte denn die Königin, tiefgerührt von der Bitte, die der Berliner Magistrat namens der dortigen „treuen“ Bürgerschaft noch nach Königsberg an sie gerichtet hatte, ihr zum Einzuge in die Hauptstadt einen „zwar nicht prachtvollen, aber mit Geschmack verzierten Wagen nebst dem dazu gehörigen, auf gleiche Art gearbeiteten Pferde-Geschirr“ darbringen und „durch eine Deputation der Stadtverordneten nach dem letzten Dorfe vor Berlin (Weißensee) entsgeschicken zu dürfen“, vor ihrer Abreise doch auch noch Gelegenheit zu folgendem, freudig-gefaßterem Dankschreiben erhalten:

„Meine Herren! Sie sind überzeugt, daß Sehnsucht und Freude mich nach Berlin begleiten. Die schönste Entschädigung für die lange

<sup>1)</sup> Worte aus dem Rundschreiben des Königs an die preußischen Gesandten bei den andern Höfen über seine Petersburger Reise.

<sup>2)</sup> Adami S. 308, Horn S. 152, Braun No. 70.

schmerzliche Trennung ist die Anhänglichkeit und Liebe, wovon ich einen neuen rührenden Beweis durch Ihre schriftliche Versicherung vom 5. d. M. von der guten, treuen Bürgerschaft Berlins erhalte. Mit Vergnügen und herzlichster Dankbarkeit nehme ich das mir angekündigte Geschenk an, das als Beweis erprobter Liebe meinem Herzen stets teuer und durch den ersten Gebrauch, welchen ich davon machen werde, von unvergeßlichem Werte sein wird. Empfangen Sie als würdige Repräsentanten einer so achtungswerten Bürgerschaft meinen lebhaftesten Dank, und bezeugen Sie dieser solchen mit der Versicherung, daß ich den Tag mit Ungeduld erwarte und unter die feierlichsten meines Lebens zählen werde, der mich in die Mitte meiner guten, treuen Berliner zurückführt, und an welchem ich Ihnen, meine Herren, mündlich die Achtung und das wohlwollende Vertrauen bestätigen kann, womit ich bin Ihre gnädige Königin Luise.

Königsberg, den 11. Dezember 1809.

An den Magistrat zu Berlin.<sup>1)</sup>

Daß aber auch die Stadt, in der die Königliche Familie in der Zeit der schwersten Kriegesstürme nach des erlauchten Herrschers eigenem Worte „eine Freistätte“ gefunden, unser Memel den innigsten Anteil an diesem freudigen Ereignisse genommen, dafür zeugt das zweite Schreiben Königlicher Huld, das gleichfalls als hehres Kleinod in dem Archive unserer Vaterstadt beschloßen liegt und auch der Gegenwart zu bleibendem Gedächtnis nun an dieser Stelle überliefert werden mag; es lautet also:

„Seine Königliche Majestät von Preußen erkennen mit herzlichem Wohlwollen den abermaligen Beweis der vorzüglichen Anhänglichkeit, welche Ihre gute Stadt Memel Allerhöchstenselben durch den Inhalt des auf Veranlassung der bevorstehenden Reise nach Berlin abgefaßten Schreibens vom 9. hujus und durch Absendung einer besonderen Deputation gegeben hat. Seine Majestät, geneigt auf gute und standhafte Gefinnungen den größten Wert zu setzen, werden sich stets mit inniger Teilnahme der biedern Bewohner Memels erinnern und ermuntern dieselben hierdurch, in den liberalen und gemeinnützigen Unternehmungen, welche sie seit Einführung der Städte-Ordnung begonnen haben, immer lebendiger fortzuschreiten.

Königsberg, den 13. Dezember 1809.

Friedrich Wilhelm.

An den Magistrat und die Stadtverordneten zu Memel.“

So von den treuesten Segenswünschen aller Bewohner seiner Ostmark geleitet, die, wie sie ihr angestammtes Herrscherhaus in seinem tiefsten

<sup>1)</sup> Braun No. 83, wo auch die Aufschrift des Magistrats selbst an die Königin mitgeteilt ist.

Leide gesehen, so auch zuerst den Bann der fremden Knechtschaft brechen sollte, trat das Königspaar mit ihren erlauchten Kindern am 15. Dezember seine Reise an, die ihm durch die Liebe seines Volkes, wie sie dann allerorten auf dieser achttägigen Fahrt zu begeistertem Durchbruche kam, zu einem Triumphzuge gestaltet wurde, wie ihn schöner und erhebender die Welt noch nie gesehen. Und vollends nun der Einzug in Berlin, der aller Herzen um so mehr bewegen mußte, als der Tag, an dem er sich vollzog, der 23. Dezember war, an dem vor sechzehn Jahren der Hauptstadt Jubelgrüße der nun im Leide heimkehrenden Königin als beglückter Braut gekolten! „Die Begeisterung, womit das allbeliebte Herrscherpaar empfangen wurde, war unbeschreiblich; das Vivatrufen nahm kein Ende“ — so lautet's immer wieder in den Berichten jenes unvergeßlichen Tages. Aber es war doch so, wie Mendt mit tiefer Empfindung äußert: „O mehr Augen waren naß vor Wehmut und Schmerz, als vor Freude! Der schönen Königin, die sich dem begrüßenden Volke im Fenster zeigte, sah man an den rotgeweinten Augen den tiefen Gram in der Wonne an. Denn wo waren die siegklatschenden Adler hingeflogen?“ Darum aber war es auch wohl aus der Seele aller gesprochen, was Fouqué, mit dessen Worten wir diese ganze Darstellung eröffnet haben, am Abend jenes Tages auf dem Heimweg aus der festlichen Vorstellung im Theater, wo er „die Königin an der Seite ihres erhabenen Gemahls, auf den sie mehrmals im Gespräch die himmelblauen Augen mit unaussprechlich rührendem Ausdruck richtete,“ gesehen, zu einem Freunde, wie er selber berichtet, tief ergriffen äußerte: „Seine engellaren Augen wurden mit Thränen getrübt durch Bonaparte. Geweint haben sie um unsern Dank. Wir müssen kämpfen und sie freudig leuchten sehen um unsre Siege!“ Doch, es war die Zeit für jenes Mene Tekel, wie es die Königin schon ein Jahr zuvor erlehrt, auch jetzt noch nicht gekommen; vielmehr ward auch dies letzte Jahr, das ihr an der ersehnten Stätte ihres alten, so geliebten, schönen Heims beschieden, ein Leidensjahr, wie es seit Jenas schwerem Schicksalstage die übrigen gewesen und geblieben, und es fehlte auch an solchen Klagen nicht, wie sie nur nach Steins Fall und Hardenbergs Entlassung in ihren Briefen ertönt waren und die nun in dem deutlich genug sprechenden Schmerzensrufe an ihren Bruder wieder aufleben: „Nicht genug, daß wir mächtige Feinde von außen haben, die uns töten können und wollen, die uns ängstigen, quälen, nicht genug daran, haben wir innere Feinde, die wir bekämpfen müssen. Ist es Egoismus, — ist es Verrat — ist es Jesuiterei — ist es Dummheit?“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vergl. Horn, S. 163 f., wo auch das Nähere über die Intrigue, die man von einer Seite bei Hardenberg, um dessen Wiedereintritt in die Geschäfte zu verhindern, gegen die Königin, aber gerade mit dem entgegengesetzten Erfolge anzuspinnen versuchte, angegeben ist.

War man doch in seiner Ratlosigkeit den erneuten Zahlungsansprüchen Napoleons gegenüber so weit gegangen, dem Könige zur Ausgleichung der rückständigen Kriegscontribution die Abtretung Schlesiens „der größten Provinz, die seinem zertrümmerten Staate noch geblieben war, und aus deren reichen Quellen man gerade die letzte Hilfe schaffen konnte, vorzuschlagen“ — ein Plan so unwürdiger Natur, daß er in der Königin wieder „alles nationale und alles mütterliche Gefühl zu einem Proteste der tiefsten Empörung aufrief“ und ihre Augen, da Stein geächtet und außer Landes war, wieder ganz allein auf den ihr so sympathischen Minister Hardenberg zurücklenkte, mit dem sie auch nach dem Tilsiter Frieden niemals außer Beziehung gekommen war und auf dessen brieflichen Glückwunsch zu ihrem letzten Geburtstage sie bereits geschrieben: „Ihre Nähe kann nur erwünscht für uns sein. Ich würde das als einen Beweis Ihrer Freundschaft ansehen. Fürst Wittgenstein wird Ihnen ausführlich davon reden. Großer Gott, in welcher Lage befinden wir uns! Ich bin ganz krank! Gott möge die segnen, die es aufrichtig meinen! Das will sagen, ich bete für Sie!“ Daß der König, zumal nach einer neuen durch seine erlauchte Gemahlin wieder selber vermittelten Aussprache<sup>1)</sup> ganz der nämlichen Ansicht war und auch seinerseits nichts sehnlicher wünschte, als seinen erprobten Ratgeber an seiner Seite zu sehen, das leuchtet nach allem, was wir aus früheren Briefen der Königin über das Verhältnis zwischen beiden erfahren haben, von selber ein; aber auch Napoleon, nach dessen Tilsiter Bestimmung Hardenberg vierzig Lieues weit vom preußischen Hofe entfernt bleiben sollte, ließ sich durch die Vorstellung des französischen Gesandten in Berlin, St. Marsan, daß „Hardenberg zur Herstellung der preußischen Finanzen und zur Abtragung der Schuld unentbehrlich sei,“ für seine Zurückberufung gewinnen, so daß Hardenberg mit seiner ausdrücklichen Billigung am 4. Juni durch königliche Kabinettsordre zum Staatskanzler ernannt und von neuem mit der obersten Leitung aller Staatsangelegenheiten betraut werden konnte, welch' glückliches Ereignis die Königin in einem ihrer letzten Briefe mit den Worten begrüßte: „ihre Freude sei unaussprechlich, daß dem Könige und dem Lande ein so kluger und so vortrefflicher Mann gerechterweise wiedergegeben werde.“<sup>2)</sup> Diese Berufung aber, die von allen als die politische

<sup>1)</sup> Es war eine geheime Unterredung, die im Beisein der Königin auf der Pfaueninsel bei Potsdam am 2. Mai 1810 stattfand. „Ich legte“, berichtet Hardenberg selbst darüber, „die Notwendigkeit dar, daß nur ein festeres Verhalten unserem Unglück abhelfen könnte. Ich sprach mit der größten Freimütigkeit und Herzensergießung, wie über die Sachen so über die Personen.“ Gerade heraus sagte er: die Minister, die Seiner Majestät vorgeschlagen hätten, Schlesien ganz oder zum Teil abzutreten, seien nicht mehr würdig, des Königs Ratgeber zu sein. (Vergl. Adami S. 358 f.).

<sup>2)</sup> Vergl. Adami S. 359.

That der Königin gepriesen worden, sie war zugleich „ihr Vermächtnis an die Nation!“<sup>1)</sup> Denn bald danach trat die Königin jene, wie wir oben schon gesehen,<sup>2)</sup> mit so hellem Herzensjubel begrüßte Reise in ihr Vaterhaus an, von der sie nicht mehr lebend nach Berlin in die Mitte ihres sie unaussprechlich liebenden Volkes zurückkehren sollte: sie starb, nachdem soeben noch dies letzte freudige Ereignis ihrem Lebensmüde frische Nahrung und ihrem Herzen neue Zukunftshoffnung gegeben, nach mehrtägigem Schmerzenslager um die neunte Morgenstunde des 19. Juli — die Augen fest gen Himmel gerichtet, das leise Gebet auf den Lippen „Herr Jesu, Jesu mach' es leicht!“

So war denn die königliche Dulderin mit dem Bekenntnis desjenigen aus dieser Welt geschieden, den sie ihr Leben lang vor Augen und im Herzen getragen und in dessen Liede „Jesus meine Zuversicht“ sie immer wieder, wie wir wissen, neuen Trost und neuen Frieden auf ihrer schweren Pilgerfahrt gefunden; uns aber ergreift es gar mächtig die Seele, wenn wir nun noch hören, wie gerade jenes köstliche Bibelwort, das, wie kein anderes, die Summe dieses gottseligen Lebens zu ziehen gemacht erscheint: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten“, ihr Wesen zuletzt schon hier auf Erden mit einer Verklärung umgeben, daß ein so „würdiger“ Gottesmann, wie „der biedere, freimütige“ Bischof Borowsky<sup>3)</sup>, den wir schon vorher als den Beichtvater Ihrer Majestäten während Ihres Königsberger Aufenthalts zu erwähnen hatten, sich noch wenige Wochen vor ihrer Rückkehr nach Berlin zu folgender, wohl ihresgleichen suchender Schilderung über seinen geistlichen Verkehr mit der edelen Königin veranlaßt fühlte: „Als ich an dem letztvergangenen Sonntage“, schreibt er in den Herbsttagen 1809 an einen Freund,<sup>4)</sup> „die Ehre hatte, meine Aufwartung zu machen, fand ich unsere teure Königin allein in Ihrem Wohnzimmer, lesend in der heiligen Schrift. Schnell aufstehend und mir freundlich entgegenkommend, begann Sie sogleich: „Nun habe ich mich hineingedacht und hineingefühlt in den köstlichen 126. Psalm, über den wir lezt hin mit einander sprachen. Je mehr ich nachdenke und ihn zu fassen suche, desto mehr zieht er in seiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung sich so ernst und milde, erhebend und tröstend anschließt, als dies liebe, teure Wort. Der Seelenschmerz, der sich darin einfach ausspricht, ist tief und doch

<sup>1)</sup> Vergl. Horn S. 164.

<sup>2)</sup> Vorher Seite 31.

<sup>3)</sup> „Ich habe sehr viel Vergnügen gehabt“, schreibt die Königin, wie hier noch nachgetragen werden soll, an ihren Freund Scheffner d. d. 2. Mai 1809 in Königsberg (vergl. Braun No. 74), „den würdigen Borowsky kennen zu lernen, es ist ein braver, kluger, angenehmer Mann, mit dem ich mich lange mit vieler Freude und Herzlichkeit unterhielt, mir zu wahrer Erbauung.“

<sup>4)</sup> Vergl. Carl und Pfau S. 393 ff., Adami S. 317 ff.

gelassen, ruhig und sanft. Was er wirken und welche Früchte er bringen soll, ist in dem lieblichen Bilde der Saat und Ernte treffend bezeichnet. Die alles Herzeleid tragende und überwindende Hoffnung geht darin auf wie Morgenröte, und von ferne her hört man schon durch die Unglücksstürme die Psalmen der Ueberwinder. Es weht ein Geist der Wehmut, und doch auch des Sieges, der Ergebung und der frohesten Zuversicht darin; eine Elegie und doch auch ein Hymnus, ein Hallelujah mit Thränen. Ich schaue diesen Psalm an, wie man anschaut eine schöne Blume, auf der ein klarer Taupfen im Morgenlichte glänzt; gelesen und wieder gelesen hat er auch meinem Gedächtnisse sich eingepägt.“

„Und nun sagte die Königin im Ausdruck frommer Ehrfurcht, mit leiser, aber fester Stimme, in der warmen Betonung reiner Andacht, den in Ihr Gemüt aufgenommenen Psalm, hie und da ein wenig anders und auf Ihren Zustand angewandt, also her: „Wenn der Herr die Gefangenen und schwer Belasteten erlösen wird, so wird uns sein wie T r ä u m e n d e n. Dann wird unser Mund voll Lobes und unsere Zunge voll Ruhmens sein. Dann wird die Welt sagen: Der Herr hat Großes an ihnen gethan. Ja, Großes hat der Herr an uns gethan, des sind wir fröhlich. Herr, weide unsern Jammer und mach' ein Ende unserer Not, Du, der dem tobenden Weltmeere Ufer setzt und Grenzen giebt. Die mit T h r ä n e n säen, werden mit F r e u d e n ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen; sie kommen mit Freuden und bringen ihre Gaben.“ „Wie ein schönes Lied,“ schließt Borowsky seinen Brief, „angenehm gesungen, mehr noch als gelesen, einen tiefen, belebenden Eindruck macht, so erwachten, indem ich der K ö n i g i n zuhörte, in mir beim alten Worte neue Gefühle. Denn Ihre melodische Sprache war wie ein entzückender Gesang, der aus Ihrem reich besaiteten Herzen floß. Wie ich horchte und die hohe Frau, das Wort des ewigen Lebens auf Ihren beredten Lippen, ansah, fiel mir der Spruch ein: „In D e i n e m L i c h t e sehen wir das L i c h t,“ und „Selig sind, die da Leid tragen; sie sollen getröstet werden.“ Denn Alles wurde mir heller, wie zuvor, und Sie selbst erschien mir in einer lichtvollen Klarheit, schöner wie ich sie jemals gesehen.“

Daß der Tod einer solchen Königin die Herzen aller mit ganz namenlosem Weh erfüllen mußte, wer fühlt das nicht heute noch den damals Trauernden in der Tiefe seiner Seele nach, und wenn die Mitwelt einst an ihrem frühen Sarge sich mit „Schwert und Leyer“ zum Freiheitskampfe für's Vaterland verschworen, so mag bei ihrem heiligen Gedächtnisse die Nachwelt sich von Neuem jenem Tugendstreben angeloben, das die hehre Königin in ihrer Gotterleuchteten Erkenntnis — zum Dritten und zum Letzten sei's nochmals hier betont — in die dreifache, ewig gültige Mahnung gefaßt hat:

„Es kann nur gut werden in der Welt durch die  
Guten“ —

„Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage  
reifer und besser werden!“

„Das Gefühl, unsere Pflicht erfüllt zu haben, sei  
unser wahrer Lohn!“

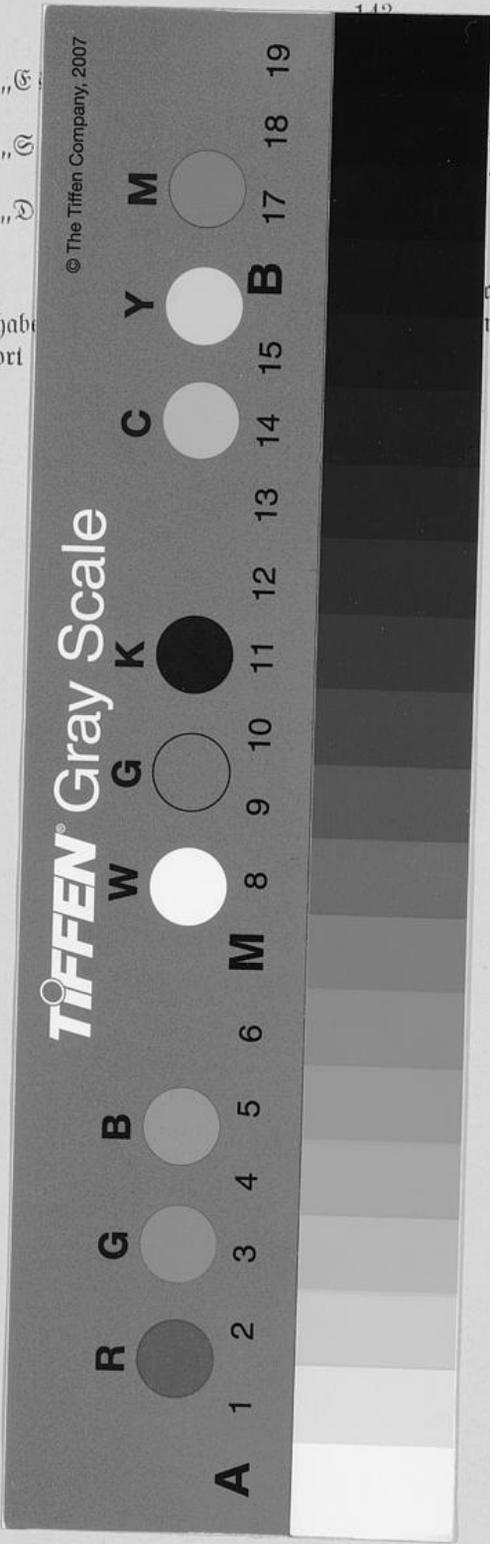
Alles aber knüpfe uns mit neuen, unzerreißbaren Banden an unser  
erhabenes Herrscherhaus, das nach der Königin Gebet heute Deutschlands  
Hort geworden, und unsere Losung bleibe jetzt und immerdar:

„Allweg guet Zolre!“

In hoc signo vincemus!



erhab  
Sori



er Welt durch die  
ir mit jedem Tage  
"füllt zu haben, sei  
reißbaren Banden an unser  
Gebet heute Deutschlands  
und immerdar:  
re!"



### Verichtigung.

Auf S.	6, 3. 16	von oben:	statt Museum	lies „Mausoleum“,
„ „	8, „ 25	„ „	„ Jun	„ „Juni“,
„ „	11, „ 10	„ unten:	„ entfänglich	„ „entfänglich“,
„ „	43, „ 17	„ „	„ vif argent	„ „vif-argent“,
„ „	43, „ 12	„ „	„ schnelle Geld	„ „Quecksilber“,
„ „	45, „ 6	„ „	„ réunis	„ „réunir“,
„ „	58, „ 12	„ oben:	„ 1904	„ „1804“,
„ „	136, „ 10	„ „	„ Scheffer	„ „Scheffner“.

